Germanistik.

Die Auffassung der Liebe im jungen Deutschland.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der **Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. Westf.**

vorgelegt von

Eduard Royen
aus Cleve (Rhld.)

Tag der mündlichen Prüfung: 25. 2. 1926.

Dekan: Prof. Dr. Benecke.
Referent: Prof. Dr. Schwering.

1928

Meinen Eltern

in Liebe und Dankbarkeit zugeeignet.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit gilt der Erforschung eines Problems, das in seiner beziehungsreichen Wechselwirkung von Geist und Natur, von Notwendigkeit und Freiheit, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Vordergrunde einer Epoche des deutschen Geisteslebens stand, die vor beinahe hundert Jahren ähnlich wie der Sturm und Drang und die später einsetzende Romantik über literarische Bewegungen hinaus eine Kulturverschiebung nach allen Richtungen hin ankündigte. Die Literatur verließ im Jungen Deutschland die Romantisierung des Daseins im Stil des Goethe'schen Wilhelm Meister. Sie wollte sich den großen, bewegenden Mächten des Lebens, der Geschichte, der Politik, der praktischen Entwicklung des Völkerlebens dienend anschließen. Insbesondere erfüllte die jungen Literaten das lebhafte Bewußtsein ihrer sozialen Sendung, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer allgemeinen, durchgreifenden Reform nicht nur der öffentlichen Zustände, sondern vor allem der Sitten und Lebensformen auf dem Gebiete des Geschlechterumgangs. Fragen der Liebe und Ehe standen im Mittelpunkt ihrer Freiheitsbestrebungen. Wenn nun die Literaturgeschichte, besonders seit Dilthey's geistesgeschichtlichen Untersuchungen eine ihrer Hauptaufgaben darin erblickt, die Literatur nicht als Selbstzweck zu betrachten, sondern als Lebensdeutung einer Persönlichkeit oder einer ganzen Zeitepoche, als Aufhellung und Vertiefung wesentlicher und geistig bestimmender Erkenntniszusammenhänge, um wie viel mehr muß da die Untersuchung der elementarsten Probleme des Menschenlebens, zu denen das Liebesproblem zweifelsohne gehört, Ziel und Gegenstand problemhistorischer Fragestellung und Forschungsmethode werden. Stehen doch mit den Fragen des Verhältnisses der Geschlechter im allgemeinen die Bedeutung und Wertung der Frau, der Ehe, der Familie, der Erziehung und Bildung und viele andere mehr, in unlöslichem Zusammenhang.

Aus Dilthey's Bestrebungen, durch Erforschung der geistigen und ideengeschichtlichen Grundlagen zu weltanschaulichen Erkenntnissen vorzudringen, zieht Unger in seiner im vorigen Jahre erschienenen Programm-

schrift „Literaturgeschichte als Problemgeschichte" 1.) die Folgerung, daß wir die Entfaltung der Lebensprobleme in der Dichtung aufzufassen und wissenschaftlich zu ergründen haben „als einen vielverschränkten Prozeß, in dem successive oder auch gleichzeitig die großen Probleme des Lebens — Schicksal; Uebersinnliches; Natur; Tod; Liebe — zu jeweils mehr oder minder gesonderter Darstellung, organischer Entfaltung und symbolischer Deutung gelangen." 2.)

Ist nun hiermit die Problemstellung der vorliegenden Arbeit mehr als gerechtfertigt, so fragt es sich nun, wie kann eine problemgeschichtliche Forschungsmethode zu den Ergebnissen einer Lebensdeutung, zur Erfassung und Herstellung übergreifender Zusammenhänge führen, um nicht das viel gebrauchte und oft mißbrauchte Wort einer „Wesensschau" hier in Anwendung zu bringen? Nicht nur die Lebens- und Erlebnisfragen des Einzelnen, die Bedingung und Grundlage in unserm Falle also für die Anschauung und Auffassung der Liebe und Ehe sind, wären da ins Auge zu fassen, sondern ebenso die allgemeine, seelische und geistige Struktur der ganzen Epoche, die politische Zeitlage, ebenso auch die Vorbilder und Anregungen teils der voraufgehenden Generationen, teils der gleichzeitigen und vorhergegangenen Kulturströmungen aus dem In- und Ausland.

Eine weitere, sehr wesentliche Frage ist nun diese: Wer ist das Junge Deutschland? Wo beginnt es, wo hört es auf? Die Hauptvertreter im engeren Sinne waren zweifelsohne Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg. Eine ganze Reihe anderer wäre noch zu nennen, vor allem die geistigen Väter der neuen Bewegung, Heine und Börne, auf die im Laufe der Untersuchung näher einzugehen sein wird, dann der Freund Th. Mundt's, Gustav Kühne; neben diesen eine Unzahl von weniger bedeutenden wie: Willkomm, Margraff, Sternberg, Schlesier und andere. 3.)

1.) Literaturgeschichte als Problemgeschichte. Zur Frage geisteshistorischer Synthese, mit besonderer Beziehung auf Wilhelm Dilthey. Von Rudolf Unger, Schriften der Königsberger Gelehrtengesellschaft. 1. Jahr, 1. Heft. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1924.

2.) A. a. O. S. 26.

3.) Eine nachträgliche Bestätigung für den hier gezogenen Kreis der wichtigsten Führer des „Jungen Deutschlands" fand der Verfasser in dem vor kurzem erschienenen Aufsatz von F. Kainz „Studium über das Junge Deutschland", in dem außer diesem sogenannten bundestäglichen Jungen Dentschland bis 1835 annähernd 30 minder tüchtige Mitläufer aufgezählt werden, die in den Informationen des Wiener Kabinetts und den Konfidentenberichten als Geistesangehörige dieser Richtung häufig oder auch nur vorübergehend erwähnt werden. Vgl, F. Kainz „Studien über das Junge Deutschland" bes. 2. zur Kategorienbildung. Enphorion 26. Bd. 4. Heft. 1925. S. 388—417.

Wenn wir nun im folgenden nur den genannten Hauptvertretern eine Einzeluntersuchung widmen und von diesen wiederum Wienbarg ausnehmen, so soll damit keineswegs die Bedeutung dieses Pädagogen des Jungen Deutschlands geleugnet werden. Aber seine Wirkung war weniger eine umfassende und sich fortsetzende, als vielmehr das blitz- und schlagartige Aufleuchten von Ideen einer hohen Lebensansicht, die über die theoretischen Anfänge seiner „Aesthetischen Feldzüge" hinaus nicht zur gestaltenden Darstellung gelangte. Soweit seine wenigen Schriften für unser Problem überhaupt in Frage kommen, sind sie mit in den Kreis der Untersuchung hineinbezogen worden.

Was die zeitliche Abgrenzung der Periode des Jungen Deutschlands betrifft, so wird, wie noch zu zeigen sein wird, die Pariser Julirevolution 1830 als Hauptantrieb der Bewegung zu gelten haben. Durch den Zusammenstoß mit der Staatsgewalt gegen Ende des Jahres 1835 wurde die so lebhaft einsetzende Strömung unterbrochen, aber die lebenskräftigen Ideen waren nicht zu unterdrücken, und machten ebenso wie ihre Verkünder einen Läuterungsprozeß durch und wirkten noch weit über die genannte Periode hinaus.

Zahlreiche jener damals heißumstrittenen Probleme dürften auch heute noch von größtem Interesse sein, vermag doch gerade eine Untersuchung über die großen Lebensprobleme der Menschheit die geistigen und kulturellen Strömungen und Entwicklungen am ehesten aufzudecken und klarzulegen.

Gern erfülle ich an dieser Stelle die angenehme Pflicht, meinem hochgeschätzten Lehrer, Herrn Prof. Dr. P. Kluckhohn, dessen Werk: „Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik" die Anregung gab zu vorliegender Arbeit, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für die wohlwollende Unterstützung, womit er die Untersuchung fördern half. Nicht minder gilt mein besonderer Dank Herrn Privatdozenten Dr. L. Magon, der mir während der Bearbeitung stets mit Rat und Tat zur Seite stand und von Anfang an in bereitwilligster Weise behilflich war.

Ferner bin ich den Vorstehern und Beamten der Universitätsbibliothek in Münster, der Staats- und Universitätsbibliothek in München und auch der Stadt- und Landesbibliothek in Düsseldorf, für ihr freundliches Entgegenkommen zu Dank verpflichtet.

Münster, im August 1925.

E. R.

Die Begeisterung der Freiheitskriege war verrauscht. Der Völkerfrühling war nicht erschienen, um dem Lande die ersehnte Freiheit zu bringen; das mit so vielem Blut erworbene Anrecht auf Mitbestimmung seines Schicksals blieb dem Volk versagt. Es war die Zeit der politischen Restauration von 1815—1830, die Zeit des Polizeistaates mit seiner Vielregiererei, seinem fürstlichen Absolutismus, seiner Demagogenhetze und Gewaltherrschaft. Die Ermordung Kotzebue's durch Sand (23. März 1819) hatte eine Zeit des Argwohns, des Verdachts und der Untersuchungen heraufbeschworen und bei einem großen Teil der Nation jenen Zustand von Apathie erzeugt, in dem „uns der Kreis allgemeiner Ideen verringert und unser geschichtlicher Sinn auf den kleinsten Punkt zusammengedrängt wird, auf jenen häuslichen Punkt, wo unsere Ehehälfte näht oder strickt". 1.) So trocken und öde sich die geselligen Verhältnisse gestalteten, so belanglos war der Einfluß der Literatur. Hatte Kotzebue in seinem laxeren Komödien dem deutschen Zartgefühl und in seinem literarischen Wochenblatt dem deutschen Unabhängigkeitsgefühl Hohn gesprochen, so fröhnte Clauren dem pekuniären Erfolg seiner Taschenbuchmacherei. Tieck's Novellen, in ihrer Art kleine Meisterstücke, waren nicht geeignet, über die Teetischkränzchen hinaus eine hervorragende Rolle zu spielen. „Es herrschten die Almanache mit ihren goldrändigen Entsagungsnovellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker kandierten, nachsichtigen Christentume, die Tränenfisteln der schriftstellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die sterile Arroganz der Katheder, die Prüderie der Strickstrumpftugenden und die Geistreichigkeit der Teetische." 2.) Die Jugend erfüllte die Universitäten mit ihrer patriotischen Entrüstung und suchte durch die Gründung der allgemeinen Burschenschaft für Einheit, Recht und Freiheit zu begeistern.

„Da steckten die Pariser der Welt eine Fackel auf, deren goldener Schein blitzschnell über den ganzen Himmel schoß, daß sich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar sahen". 3.) Karl X. wurde nach hartnäckigem Kampfe und reichlichem Blutvergießen abgesetzt und der „Bürger" Louis Philipp zum König der Franzosen vorgeschlagen.

Mochte die politische Bedeutung dieser Julirevolution gering gewesen sein, um so größer war die Begeisterung, die dieser Sturm in allen

---

1.) Hermann Marggraff „Deutschlands jüngste Literatur- uud Kulturepoche", Leipzig 1839 S. 176. 2.) Gutzkow „Lebenserinnerungen", 3. Bd. S. 62. 3.) Heinrich Laube „Polen" 1833, S. 62f.

Herzen wach rief. Ueberallhin zündete die Nachricht, allenthalben kam der in den Jahren der Reaktion angesammelte Groll zum Ausbruch. Blutige Nachspiele folgten in Belgien und Polen, und in Deutschland rief die Julirevolution den „Juliliberalismus“ ins Leben, als dessen Vertreter vor allem Heine, Börne und Wolfgang Menzel genannt werden, diese neuen Schreckensmänner, wie Laube sie nennt, „unser Danton Menzel mit der Löwenstimme, Robespierre Börne mit dem weichen Gemüt und Sankt Justus Heine mit dem blutigen Herzen und der schwertscharfen, schonungslosen Lippe“. 1.) Der aufblühende französische Journalismus rief Nachahmungen hervor bei den jugendlichen Geistern und drückte der literarischen Produktion ein ganz neues Gepräge auf.

Im Zeichen dieser politischen Hochflut wuchs eine neue Zeit heran, und in diese sturmbewegte Periode fällt das Auftreten der Jungdeutschen, deren helles und lautes Gebahren sich zunächst in politischen Oppositionsgedanken erging. So tragen die Jahre nach 1830 deutlich den Stempel der Uebergangszeit. „Es war die Zeit und das noch ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, das mächtige Wehen und Rauschen in den neuen Luftströmungen, die über die Menschheit hinwegzogen, es war das deutlich vernehmbare Läuten einer zur Zeit noch unsichtbaren, neuen Kirche des freien Geistes“. 2.) Eine „Durchgangsperiode“ wird jene Zeit, „wo Leib und Seele eines sterbenden Jahrhunderts sich unter aufschreienden Schmerzen trennen, wo die Sehnsucht wie durstiges Hochland nach erquickendem Regen lechzt“. 3. Die Ereignisse in Frankreich schienen für die Jungdeutschen der neue Lebensfunke zu sein, der das erhoffte Zeichen vom Himmel brachte. „O Berg, der auf meiner Seele lastete, wie hoch flogst du auf, ich riß das Fenster auf und schrie in den Himmel: Jetzt blauer Bogen behalte deine Sonne, auf der Erde ist die Freiheit eingekehrt. O Gott, ist denn diese rosenfarbene Welt dieselbe, die noch gestern aschgrau war, soweit ich die Blicke sandte“. . . . . . 4.) Wie tief die Ereignisse in das damalige Geistesleben einschnitten, wie stark die Bedeutung dieser dreitägigen Revolution gewesen ist, wie sehr es sich hier nicht um ein Gefühl nationaler, sondern allgemeiner Interessen handelte, das zeigt uns ein Einblick in die zeitgenössische Literatur, die sich trotz der empörendsten Zensurverhältnisse mit der Wirkung dieser Julitage auseinandersetzt. 5.)

Gutzkow und Laube beginnen ihre Laufbahn mit Aufsätzen, Journalartikeln und kleineren Schriften politischen Inhalts im Geiste der Hoffnung eines blutigen Umsturzes des Metternich'schen Systems, einer Wiedergeburt Deutschlands im demokratischen Sinne. Aber als dann nach

1.) Laube Ztg. f. d. e. W. Jahrgang 1833, S. 87. 2.) „Lebenserinnerungen“ II S. 12. 3.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 86. 4.) Laube „Poeten“ Ges. W, Bd. 1, S. 98. 5.) Vgl. Hans Bloesch „Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich“, Bern 1903 1. Heft

dem Hambacher Fest (27. Mai 1832) und dem sogenannten Frankfurter Putsch (3. April 1832) von neuem der Liberalismus unterdrückt, die polizeilichen Verfolgungsmaßregeln verstärkt und die Gefängnisse aufs Neue gefüllt wurden mit sogenannten politischen Verbrechern, da suchte sich die Polemik der jugendlichen Geister gegen die Gewaltherrschaft von Kirche und Staat anderweitig Luft zu machen. „Die jugendliche Opposition riß sich von dem Journale und den einseitigen Fragen des Tages los, und rettete ihren Mut, ihren Geist und ihre Tugend in ein erweitertes Diskussionsgebiet, das man noch immer mit dem kühnen und unpassenden Ausdruck: soziale Revolution bezeichnet". 1.) So war der Anstoß zum Kampfe der Jungdeutschen gegen alles Konventionelle, Unfreie und Starre auf sozialem Gebiet ein politischer, Anregungen dazu lagen freilich in größtem Ausmaße in der Zeitrichtung.

Gleichzeitig mit den politischen Anregungen strömten auch soziale Ideen von Frankreich herüber, die in dem Evangelium des Saint-Simonismus ebenfalls einen Umschwung der ganzen Gesellschaftsordnung herbeizuführen versprachen. Auf das philosophische System des Grafen Claude Henri de Saint Simon, seine Zusammenhänge mit dem Sensualismus Condillac's, mit den historisch-politischen Ansichten de Maistre's und Lammenais' ist hier nicht näher einzugehen, noch auf seine Verwandtschaft mit dem Geiste deutscher Spekulation; wichtig für die Jungdeutschen wurde die auf den Werken Saint Simons basierte Lehre Enfantin's und seiner Apostel, speziell deren sozialistische Tendenzen, die dem System des Meisters eine eigene, individuelle Prägung gaben. Weit entschiedener nämlich als dieser betonten Bazard und besonders Barthelemy Prosper Enfantin die Gleichberechtigung von Körper und Geist. Hatte Saint Simon selbst nur eine Heiligsprechung der Arbeit und eine religiöse Anerkennung der Materie erstrebt, so war Enfantin zu den letzten Consequenzen der Lehre geschritten mit der Behauptung, da nun einmal das Leben Materie und Geist, und dieses in beiden Offenbarungen gleich heilig sei, so gäbe es keinen Grund, die fleischlichen Gelüste zurückzuhalten, oder sie in die engen Grenzen der Ehe einzuschließen, da man ja ebensowenig die geistigen Gelüste zügele. Wer nur einen Blick getan habe in das Innere der Familien, würde bald zu der Ueberzeugung kommen, daß die allen Ehen auferlegten Pflichten, zu denen man sich äußerlich bekenne, in Wirklichkeit doch nur von Wenigen treu befolgt würden. Diesen Zustand findet er lasterhaft. Daher teilt Enfantin die Vertreter beider Geschlechter in bewegliche und unbewegliche (mobiles et immobiles), die einen sollen nach ihm eine zeitliche, (successif) die anderen eine definitive Ehe eingehen. Im „Globe" vom Januar

---

1.) Gutzkow „Appellation an den gesunden Menschenverstand". 1835.

und Februar 1832 sprach er geradezu offen aus, der Umgang der Geschlechter, der heutigen Tages nur in der Ehe als gesetzmäßig und heilig betrachtet werde, dürfe fortan nicht mehr ausschließlich unter Ehegatten stattfinden. Noch weiter ging ein anderer Jünger Saint Simons, der völlige Weibergemeinschaft verlangte: „On verrait des hommes et des femmes unis par un amour sans exemple et sans nom, puisqu'il ne connaîtrait ni le refroidissement ni la jalousie, des hommes et des femmes qui se donneraient à plusieurs sans jamais cesser d'être l'un à l'autre et dont l'amour serait au contraire comme un divin banquet augmentant de magnificence en raison du nombre et du choix des convives". 1.) So konnte es nicht ausbleiben, daß Enfantin durch die Aufhebung aller wahrhaften Individualität, verbunden mit dem Grundsatz der Emanzipation des Fleisches, durch seine auch in die Praxis umgesetzte Theorie von der Aufhebung der Familie, der Sittlichkeit und zuletzt auch der Ehe sein eigenes Werk untergrub. Am 28. August 1832 wurden die Hauptführer vom Zuchtpolizeigericht zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Daß nun die Ideen Saint-Simons, vor allem die moralphilosophischen Uebertreibungen Enfantins in Deutschland nicht ohne Wiederhall blieben, ist um so weniger zu verwundern, als das Interesse für Frankreich seit der Julirevolution neu erwachte und die französischen Zeitschriften „Le Globe" 2.) vor allem die „Revue de deux mondes" und „Europe literaire", die auch von Heine und Börne mit Artikeln versehen wurden, dauernd eifrige Leser fanden, nicht zuletzt bei den Jungdeutschen. „Nach der Julirevolution hat sich auch in der Auffassung Frankreichs bei uns alles geändert; man empfand nicht gerade für, sondern mit Frankreich. Dieselbe Lage, die Frankreich bei sich verändert hatte, fand sich bei den meisten Völkern Europas vor . . . Frankreich wurde der Mittelpunkt und Leitfaden unserer Reformideen." 3.)

Neben den genannten Zeitschriften berichteten vor allem Ludwig Börne und Heinrich Heine über die neue Bewegung nach Deutschland. In der sozialreformatorischen Bewegung der Saint Simonisten sah Heine die Umgestaltung der Lebensverhältnisse im Sinne des von ihm

---

1.) Globe 1832 12. Jan. De la femme par Charles Duveyrier; Vgl. Moritz Veit, Saint-Simon und der Saint Simonismus, Leipzig 1834, S. 193ff. 2.) Die Zeischrift „Le Globe, Journal de la religion Saint Simon" ging am 11. November 1830 in die Hände der Saint Simonisten über und wurde bis zum 23. April 1832 zu 3000—4000 Exemplaren gratis verteilt. Die Empfänger mußten von Zeit zu Zeit um Fortsetzung der Zusendung bitten, und auf diese Weise rühmt sich der H. Heine befreundete Redakteur Michel Chevalier, aus allen Teilen der Welt Briefe erhalten zu haben. 3.) Gutzkow Ges. W. VII. S. 77.

verkündigten, weltfrohen Sensualismus. Die französische Buchausgabe der Aufsätze de l'Allemagne widmete er Prosper Enfantin. An den Sitzungen in der Andachtshalle der Gemeinde der Salle Taitbout nahm Heine regen Anteil und Chevalier, einer der Führer, die mit Enfantin verurteilt wurden, nennt er in einem Briefe an Varnhagen seinen Freund, wie umgekehrt Enfantin unseren Dichter als den Kirchenvater des neuen Glaubens in Deutschland feiert. 1.) Wir werden später sehen, wie sich die einzelnen Vertreter des jungen Deutschlands zum Saint Simonismus verhalten und wie weit sie, sei es auf direktem Wege, sei es durch Vermittlung Heines und Börnes, jene Ideen in sich aufnahmen und weiter verbreiteten.

Vorher noch ein Hinweis auf den Ursprung der saint simonistischen Ideen. Gerathewohl 2.) nennt Rousseau den Vater saint simonistischen und deutsch romantischen Liebesglaubens. Da beide Bewegungen neben sozialrevolutionären Tendenzen Rousseau'schen Ursprungs auch die Sehnsucht nach einer religiösen Form enthalten, die der Rousseau'schen Philosophie entgegengesetzt sei, so findet er es wahrscheinlich, daß die deutsche Romantik von Einfluß auf den Saint Simonismus gewesen ist. Besonders durch die Lektüre von Frau von Staels Buch über Deutschland, die die Moralphilosophie der Romantiker, vor allem Friedr. Schlegel's Gedankenwelt gründlich kannte, sei vielleicht der eine oder andere Wortführer des Saint Simonismus angeregt worden, die Schriften der deutschen Romantiker zu studieren. Hinweise auf deutsche Romantiker finden sich freilich nicht in den Aufsätzen der Saint Simonisten, die meist im populär-feuilletonistischen Zeitungsstil geschrieben waren. So bleibt es freilich nur eine Vermutung, die sich schwerlich beweisen lassen wird. Tatsache ist, daß Frau von Stael enge Beziehungen schon zu Saint Simon hatte; Georges Weill 3.) berichtet sogar von einem angeblichen Heiratsantrag St. Simon's an Madame de Stael. Für wahrscheinlicher jedoch halte ich es, daß der St. Simonismus aus der materialistisch-ökonomischen Geschichtstheorie hervorgegangen ist gleich dem in mancher Hinsicht ähnlichen System von Charles Fourier, der zur gleichen Zeit eine kommunistische Neuordnung der Gesellschaft mit Regelung von Produktion und Verbrauch, mit Aufhebung der Ehe und Einführung der freien Liebe anstrebte. 4.)

Nicht unwesentlich ist auch der Einfluß der französischen Roman-

---

1.) Vgl. Proelß „Das junge Deutschland" Stuttgart 1892 S. 179, Vgl. ebenso Friedr. Hirth „Heinrich Heines Briefwechsel", München 1917, II. Bd. S. 87. 2.) Fritz Gerathewohl „St. Simonistische Ideen in der deutschen Literatur", München 1920, S. 16. 3.) Georges Weill St. Simon et son oeuvre Paris 1894, S. 18. 4.) Vgl. Friedr. Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philisophie, Berlin 1916 II. Aufl. S. 494f.

tiker auf die Jungdeutschen gewesen, wie das ihre Opposition gegen das Buch von Viktor Huber: „Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhalten zu der geistigen Entwicklung des französischen Volkes“ beweist. 1.) Von nachhaltiger Bedeutung jedoch wurde für sie alle Georges Sand sowohl durch ihre Persönlichkeit wie durch ihre ersten Romane „Indiana“ 1831 „Valentine“ 1832 „Lelia“ 1833. Sie äußerte darin eine so hochgespannte Auffassung von der Liebe und ihrer Bedeutung für das Leben, wie sie in Frankreich vorher noch nicht verkündet war. Für sie ist die Liebe göttlichen Ursprungs und mithin auch göttlichen Wesens.

„Le sentiment de l'amour avait été révélé à ma jeunesse sous la forme la plus angélique et la plus durable, elle émanait de dieu même, elle devait avoir revêtu quelque chose de son immortalité“. 2.)

Die wahre Liebe gehe nicht von den Menschen selber aus. Sie können deshalb nicht über sie verfügen und vermögen die Liebe durch einen Akt des Willens ebensowenig jemand zu geben als zu nehmen. Habe der Mensch einmal diese hohe Liebe, die nur Gott selber mitteilen könne, empfangen, so muß er sie zu bewahren und sie über alle andere Art von Liebe zu erheben suchen. Solange er noch völlig oder nur vorwiegend von der niederen, animalischen Liebe erregt werde, solange bleibe er auf der Stufe des Tieres und der primitiven Menschheit stehen. Die meisten freilich, meint sie, wären auch jetzt nicht über jene Stufe hinausgekommen und hielten jenen vorübergehenden Schimmer der Begeisterung, die weiter nichts sei als die Folge einer heftigen Nervenerregung und eine ganz mechanische Reaktion der Sinne auf das Gehirn, für das Wahre und Herrliche in der Liebe. 3.)

Sich durch die Liebe vervollkommenen, darin erblickte G. Sand das Göttliche in der Natur. Deshalb war ihr die Liebe nicht nur über Verstand und Willen erhaben, sondern auch über alle menschlichen Einrichtungen. Weil die Liebe allein imstande sei, die Menschheit zu regenerieren, deshalb habe sie auch das Recht, sich über die Zufälligkeit von Sitte und Gesetz hinwegzusetzen. So begann sie denn mit kühnster Offenheit die Gebrechen der gesellschaftlichen Zustände bloß zu legen. Weder durch die natürliche, noch durch die göttliche, sondern nur durch die gesellschaftliche Ordnung sei die Ansicht von der Notwendigkeit einer strengen Moral für die Frau sanktioniert worden, von ihrer fast unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Mannes und der hieraus folgenden Rechtlosigkeit, Unmündigkeit, Knechtung, womöglich Mißhandlung. Allen Frauen, die an erniedrigender Sklaverei zu leiden

---

1.) Blösch a. a. O. S. 56. 2.) Lélia I. S. 185 Vgl. Alwin Paul „Georges Sand und ihre Auffassung von der Liebe und Ehe“, Leipzig 1903, Diss. S. 38. 3.) Vgl. Lélia I. S. 271 und A. Paul a. a. O. S. 40f.

hätten, gibt sie den Rat, eher den Liebesgesang zu verweigern und wie die Töchter Zions die Harfen an den Weiden Babylons aufzuhängen und auf den Sinnesgenuß womöglich ganz zu verzichten: Par la nous protesterons contre l'impudeur et la grossièreté du siècle et nous forçerons ces hommes, bientôt las de leurs abjects plaisirs à nous faire une place nouvelle à-leurs côtés et à nous apporter en dôt la même pureté dans le passé, la même fidélité dans l'avenir qu'ils exigent de nous." 1.)

Für deutsche Leser waren ihre Erstlingsromane ein Ereignis, dessen Wirkung man um so mehr empfand, als sich um die Gestalt des Autors allerlei Mythen und Vorstellungen bildeten wegen der Absonderlichkeiten ihrer Männerkleidung und ihrer eigenen Lebensschicksale. Was sie schrieb, erschien Gutzkow als das „Genialste der neueren Poesie". Sie hatte dem Mann nur das Genie und die Verführung, der Frau den Schmerz und die Leidenschaft zugeteilt. Die Stellung der beiden Geschlechter war aus ihren Fugen gerückt". 2.) Für Laube ist G. Sand ein „Autor von erstem Range, in welchem sich die größten Vorzüge und größten Fragen eines Jahrhunderts abprägen." Für ihn ist seit Rousseau und Chateaubriand in französischer Sprache nichts geschrieben worden von solcher echten Wahrheit wie die Romansammlung von G. Sand. Gutzkow dienten ihre Romane zum Teil als Vorbild für seine eigenen Werke. Wenn auch bei Laube die literarische Einwirkung nicht in direkte Nachahmung wie bei Gutzkow ausartete, so beweist doch seine eigene Herausgabe von G. Sand's Frauenbildern 3.), wie stark sie ihn angeregt hat. Laube bedauert es, daß in Deutschland die literarische Kunst und die religiöse Seele des Autors so gut wie unbekannt seien und im Gegenteil „das oberflächliche Geschwätz über Sittlichkeit oder Unsittlichkeit immer in trivialer Gemeinschaft mit dem Namen Georges Sand als Kritik dieses Autors geboten" werde. 4.) Von ihren Romanen schätzt er vor allem „Leone Leoni", den er eine „Rhapsodie der Liebesleidenschaft" nennt, „wie sie in der Literatur jeder Nation nur ein, höchstens zweimal vorkommt."

Nicht weniger zündend als die Theorien der St. Simonisten und die kühnen Kombinationen der Georges Sand wirkten auf die jungdeutschen Gemüter die weltschmerzlichen Ergüsse eines Byron und Shelly, sowie des Russen Puschkin, die alle die Unzufriedenheit ihrer Zeit in poetische Formen faßten.

1.) Paul a. a. O. S. 96, S. 64. 2.) Gutzkow Lebenserinnerungen II S. 237. 3.) H. Laube, „Georges Sand's Frauenbilder", Brüssel 1845 (Das Buch ist keine „ausführliche kritische" Würdigung der Sand'schen Schriften, sondern nur eine kurze Skizzierung der Romane der beiden ersten Perioden der französischen Schriftstellerin unter Beifügung der Hauptdarstellerinnen in prächtigen Stahlstichen.) 4.) Vgl. Ebda S. VI.; S. 42.

Auch Lamennais' Verkündigung des Christentums als der Religion der Freiheit in der Zeitschrift „l' Avenir" 1830 und in seinen „Paroles d'un croyant", die Börne 1834 übersetzte und welche in allen Ländern Aufsehen erregten, wirkten auf die unruhigen Gemüter, wurde doch auch hier die bestehende Gesellschaftsordnung mit ihrer Ungerechtigkeit und Unterdrückung als das Werk des Teufels gekennzeichnet. Hatte St. Simon schon ausgerufen: L'âge d'or du genre humain n'est point derrière nous, il est au devant, il est dans la perfection de l'-ordre social, 1.) so sah auch Lamennais ein neues Zeitalter im Anzuge; die Völker werden im Namen Christi dieses Satansreich stürzen, in dem sie sich gegen die Gewalthaber erheben. Der allgemeine Volksaufstand ist religiöse Pflicht, denn er bedeutet das Ende des Satansreiches und den Anfang der Herrschaft Christi. 2.)

Vervollständigt wurde dieser Kreis von Spekulationen, die aus dem Ausland kamen, in Deutschland selber durch eine Fülle von Anregungen, die teils aus der drückenden Zeitlage, teils von heimischen literarischen Vorbildern ausgingen. Einen weiten Weg hätten wir zu durchlaufen, wollten wir im einzelnen der ganzen Vorgeschichte jungdeutscher Anschauung von Liebe und Ehe in der deutschen Literatur nachgehen. Die Sturm- und Drangperiode am Ausgang des 18. Jahrhunderts kennzeichnet ein ähnlicher Kampf gegen die überlieferten Formen des gesellschaftlichen Lebens, ein Verlangen nach Befreiung von aller Konvention und Autorität, eine ähnliche Verherrlichung schrankenloser Willkür. Ungeheuer war die Wirkung gewesen, die Rousseau's „Nouvelle Heloise" in Deutschland hervorgerufen hatte. Hier war gegenüber den Traditionen des empfindsamen Romans das Recht der Leidenschaft an Menschen gezeigt worden, die sich mit allem sittlichen Ernst gegen die dämonische Naturmacht wehren. Der leidenschaftliche Mensch wurde von nun an das Ideal der Dichtkunst. Die Wendung, die Rousseau seinem Roman gegeben hatte, indem er dieses Buch der Leidenschaft ausklingen ließ in eine laute, sittliche Tendenz gemäß den Traditionen Richardsons, wurde von den deutschen Stürmern und Drängern nicht mehr befolgt. Das Verhältnis zu den Geschlechtern wird auf den bloßen Naturtrieb zurückgeführt. Die Unschuld und Schönheit der Leidenschaft wird verkündet, Aufhebung der Standesunterschiede, Beseitigung aller Vorrechte der Geburt. Dem Ideal des männlichen Individuums tritt das Ideal des männlichen Machtweibtypus zur Seite. Adelheid von Walldorf in Goethes „Götz von Berlichingen" wird zum

1.) Saint Simon „de la réorganisation de ia société européenne" 1814 ebenso Vgl. G. Weill a. a. O. S. 86. 2.) „Worte des Glaubens" von Abbé de la Mennais. aus dem Franz. übersetzt von L. Börne, Paris 1834. S. 8; 11; 41.

gemeinsamen Vorbild genommen für die dämonischen Machtweiber, die an Freiheitsverlangen, an überschäumender Sinnlichkeit selbst noch die Männergestalten überbieten. Die Gräfin Mathilde in Müller's „Golo und Genovefa", die Donna Diana in Lenz' „Neuem Menoza", die Donna Solina in Klinger's „Neuer Arria" sind Frauenfiguren, deren zügellose Sinnlichkeit alles wirklich Weiblichen spottet. Die Ehe selbst, deren Heilighaltung Rousseau noch verlangt hatte, erscheint nunmehr als lästige Fessel. Im „Ardinghello" Heinse's wird die Herbeiführung eines glücklicheren Zustandes der Menschheit verlangt durch Begründung des Staates auf Gütergemeinschaft und freie Liebe. So äußert sich Fiordimona, die sich „platterdings nicht vermählen" will: „Brüder und Helden, jeder wert, ein Mann zu sein, sollten sich eine Freude daraus machen, ein schönes Weib gemeinschaftlich zu lieben." 1.) Von Liebe im Sinne seelischer Eigenschaft ist keine Rede. Die galanten Abenteuer des Helden — darüber helfen auch die kunstgeschichtlichen Erörterungen nicht hinweg — werden mit soviel Aufwand von Farbe nackten Fleisches geschildert, daß man über die eigentliche Meinung des Autors nicht im Zweifel sein kann. Neben der Verklärung der freien Liebe wird schon die Emanzipation der Frauen im politischen Sinne zum Ausdruck gebracht.

Hatte Goethe in Götz von Berlichingen das Persönlichkeitsideal aus einer historisch großen Vergangenheit gewonnen, so führte sein „Werther" unmittelbar in die von ihm erlebte wirkliche Gegenwart ein. Hier wurde dem grenzenlosen Gefühl des Einzelwesens, der durchdringenden Macht der Liebe eine bis dahin in deutscher Sprache ungekannte Darstellung und Bedeutung beigemessen, die Liebe der Geschlechter so überzeugend in den Vordergrund gerückt, daß Goethe's persönlichste Dichtung in der Tat zum Vorbild werden konnte sowohl für die Leidenschaftsdarstellung der genialen Vorkämpfer des Sturmes und Dranges, als auch für die tugendhafte Liebe des empfindsamen Romans.

Während die Geniemoral kraftvolles Handeln hervorrufen wollte, führte die Werthersentimentalität bei Friedr. Heinr. Jakobi zu dem weichlich schwelgenden Selbstgenuß des Gefühls, das in der Sympathieliebe das höchste Ideal erblickt. Beeinflußt durch den Plilosophen Hemsterhuis stellt Jakobi in seinem „Woldemar" das selbstmächtige Erheben des Gefühls als höchstes Ziel hin. Das Gefühl der Liebe wird durch die Ehe entweiht. So bringt Woldemar seine Henriette dazu, nur seine „Gefährtin" zu bleiben, er widmet ihr seine tiefsten Interessen, während seine Gattin sich mit seiner leidenschaftslosen Liebe begnügt.

1.) W. Heinse Sämtl. W. hg. v. C. Schüddekopf Bd. 4 S. 234.

Eine selbständige Parallelerscheinung zu Jakobi ist Jean Paul, der Lieblingsdichter des ausgehenden Jahrhunderts. Seine Auffassung gipfelt in der Verherrlichung reinster Seelenliebe. Seinen „hohen" Menschen ist der Körper nur ein Hindernis für die ganz seelisch gewordene Beziehung der Geschlechter.

So sehen wir deutlich zwei Richtungen am Ende des 18. Jahrhunderts, auf der einen Seite die Darstellung leidenschaftlicher Sinnenliebe, am stärksten vertreten durch Heinse's Ardinghello, auf der anderen Seite die Verherrlichung seelischer Gefühlsschwelgerei, am nachdrücklichsten betont durch Jakobi's Woldemar. Eine Synthese beider Richtungen erstreben erst die Romantiker. Die Ueberzeugung von der Einheit von Leib und Geist, der Glaube an die synthetische Bedeutung des Geistigen und Sinnlichen in der Liebe wird das Grundmotiv fast aller romantischen Dichter. In der Ablehnung der „liebeleeren Weisheit" des Kantischen kategorischen Imperativs kämpfen sie für rückhaltloses, individuelles Erleben, für eine außerordentlich hohe Wertung der Einzelpersönlichkeit. Schon in den Athenäumsfragmenten verkünden sie ihre neue Frauen- und Liebesauffassung. Die schärfste Formulierung für die freiere Stellung der Frauen und ihre Hebung auf eine höhere Stufe geistiger Bildung finden wir in Schleiermacher's auch neuerdings wiederholt abgedrucktem: Katechismus der Vernunft für edle Frauen. Wenn Schiller in der „Glocke" die Hochzeit die schönste Feier des Lebens nennt und unbedenklich gesteht, „mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei", so sagt das Athenäum: Ist das Schiller'sche „Ach"' auch nur halbwegs am Platze, so ist es keine Ehe und sie muß gelöst werden. Fast alle Ehen seien nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annährungen zu einer wirklichen Ehe. 1.)

Wegweisend für die Romantiker war vor allem Goethe's „Wilhelm Meister", hier fanden sie neben vielen anderen bedeutsamen Momenten die Bildung eines Individuums zum allgemein gültigen Menschheits- und Humanitätsideal geschildert. Aber gerade dadurch, daß der ganze Bildungsgang Wilhelm Meister's, die Darstellung leichter Verhältnisse mit sinnlichem Anstrich, die Welt der Bühne viel farbenfrischer gezeichnet war, als die werktätige Welt Lotharios, verfielen die Romantiker auf den Schluß, Goethe's Roman stelle nicht die Tendenz zur Prosa, sondern das Recht des Individuums zu heiterem Lebensgenuß dar. Nun versuchte Friedr. Schlegel, seine auf der Idee der totalen Menschheit und dem Prinzip der Willkür beruhenden sittlichen Anschauungen zur Darstellung zu bringen. Persönliche Erlebnisse mit geistig hochstehenden

1.) Athenäeum. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. Schlegel und Friedr. Schlegel 3 Bände, Berlin 1798—1800 vgl. I 2. S. 11.

Frauen lieferten ihm das Ideal zu neuer Auffassung von Weiblichkeit, Liebe und Ehe, das in der „Lucinde“ zur Darstellung gelangte. Gewiß ist die Lucinde ein Werk mit verführerischen Pikanterien, mit witzigen, zuweilen gemeinen Obscönitäten, die die Grundgedanken des Romans verdunkelt haben. Und doch ist das Kernproblem der Lucinde äußerst beachtenswert und auf die Nachfolgezeit nicht ohne Einfluß geblieben. Mit Entschiedenheit wendet sich Schlegel gegen die Trennung des Sinnlichen vom Sittlichen. Die Empfindung des Fleisches ist ein sittliches Gut, eine herrliche Naturgabe des Menschen. Die Sinnlichkeit ist das Symbol der tiefsten Seelenverbindung. „Wenn man sich so liebt wie wir“, äußerst sich Julius zur Lucinde,. „kehrt auch die Natur im Menschen zu ihrer ursprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wollust wird in der einsamen Umarmung der Liebenden wieder, was sie im großen Ganzen ist — das heiligste Wunder der Natur“. 1.) Den symbolischen Sinn der sonst nur sinnlich eingeschätzten Empfindungen und Vorgänge sucht er hiermit zu verdeutlichen und wehrt sich ausdrücklich gegen „bloße Sinnlichkeit ohne Liebe“. „Die Liebe ist nicht bloß eine Mischung, ein Uebergang vom Sterblichen zum Unsterblichen, sondern sie ist eine völlige Einheit beider.“ Erst durch die Liebe glaubt er der tieferen Zusammenhänge des Lebens, der Natur teilhaftig werden zu können. Liebe ist ihm die Idee der Natur, der Sinn der Welt. Nach tausend Verirrungen, kommt Julius zu der Erkenntnis, daß solche Liebe sich nur in der Ehe vollenden kann. So gelangt Friedr. Schlegel zur Proklamierung der freien, genialen Naturehe. Eine „wirkliche“ Ehe kann sehr gut ohne gesetzliche Ketten bestehen, wenn sie so ursprünglich, so tief in der Persönlichkeit der beiden Gatten begründet ist, daß diesen allein in ihrer individuellen Beziehung die Ehe als ein notwendiges Verlangen ihres innersten Wesens erscheint. Hier aber liegt die Gefahr, die ein Auflösen aller äußeren Bande herbeiführen kann. Eine auf tiefer, gegenseitiger Neigung beruhende Ehe mag außerhalb der legalen Ehe denkbar und auch möglich sein, setzt aber eine ungewöhnliche persönliche Höhe voraus, die von der Allgemeinheit niemals erreicht wird. Und hier liegt auch der Punkt, an den die Jungdeutschen anknüpfen, wenn sie das, was Schlegel als das Recht der unendlich freien Subjektivität verkündigt hatte, nunmehr auch auf die Allgemeinheit ausdehnen wollen. Nur eigene, persönliche Zustände habe Schlegel geschildert, und deshalb könne man von der Lucinde kein „soziales Resultat“ erwarten, sagt Gutzkow. 2.)

Auf andere Grundgedanken der Lucinde, z. B. die Bedeutung der Elternschaft für die Ehe, die Frage der ersten Liebe usw., wie auch

1.) „Lucinde, Roman van Friedr. Schlegel, München 1918, S. 105. 2.) „Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde“ mit einer Vorrede von Karl Gutzkow, Hamburg 1835, S. XXIV.

auf Schleiermacher's Verteidigung der Lucinde in den „Vertrauten Briefen" wird noch im Einzelnen im Laufe der Untersuchung einzugehen sein. Die Auffassung der übrigen Romantiker, Novalis, Baader, u. a., die vor allem das in Schlegel's Roman angedeutete Motiv des religiösen Prinzips, im Erleben der Liebe zugleich Gott zu erleben, betonten — man denke nur an Sophiens Bedeutung für Novalis: die Geliebte wird zur Mittlerin, zur Offenbarung Gottes 1.) — entsprach nicht dem Erleben und Denken der Jungdeutschen. Romantische Poesie und Liebesauffassung war den Stürmern und Drängern der neuen Zeit allzu individualistisch, allzu subjektiv. Für sie hatte das Individuum nur Bedeutung inbezug auf die soziale Gemeinschaft, und umgekehrt freilich auch die soziale Gemeinschaft nur inbezug auf das Individuum. Von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die radikalen Emanzipationsbestrebungen, ihre ganze Auffassung von Liebe und Ehe betrachtet werden müssen. Dies Bewußtsein, daß ihre Anschauungen der Ausdruck des Allgemein-Menschlichen, der Humanität, der Freiheit und Schönheit seien, gab ihnen auch den stolzen Glauben, daß ihre Generation „ohne Zweifel sittlichere Tendenzen als die romantische Schule" habe. 2.)

Hieraus erklärt sich auch die ablehnende Haltung der Jungdeutschen gegen Goethe, dessen spätere Absonderung von der zeitgeschichtlichen Welt ihren tiefsten Unwillen erregte. 3.) Börne und Menzel bekämpfen ihn und Heine bezeichnet seinen Hingang als den Abschluß der aristokratischen und den Anfang der demokratischen Literatur. „Die Zeit der Individuen war vorüber", schreibt Laube, „die Untersuchung des Menschen zur Gesellschaft war an der Reihe, dahinein wollte sich Goethe nicht fügen, ... so erfuhr er den Zorn des jungen Geschlechts." 4.) Befreiung des individuellen, wie des nationalen Lebens vom Joche einer konventionellen Moral, die der Wahrheit, Schönheit und Freiheit des Handelns widerstrebe, sei auch das Ziel von Goethes Poesie gewesen, ehe er „Kunst und Altertum" als Prinzip der Natur und Jugend gegenüberstellte. Der junge Goethe sei der Luther seines Jahrhunderts gewesen, dessen Bibel die Natur, dessen Schüler und Anhänger die Jahrhunderte selbst seien, die nach ihm kämen. 5.)

Zu einer epochemachenden Erscheinung wurde zu jener Zeit die Veröffentlichung der Briefe und Aussprüche einer Frau, die man früher — freilich mit Unrecht — die geistige Mutter des jungen Deutschlands

1.) Vgl. Novalis, Heinrich von Osterdingen, Kap. 8. 2.) Mundt Gesch. d. Lit. S. 385 vgl. ebenso „Charaktere und Situationen" Wismar und Leipzig 1837, S. 258. 3.) Vgl. Oskar Kanehl, Der junge Goethe in Urteil d. j. Deutschlands. Diss. Greifswald 1913. 4.) Laube. Das Neue Jahrhundert 1833, II. S. 313. 5.) Wienbarg, Aesthetische Feldzüge, Hamburg 1834, S. 152f.

genannt hat, Rahel Levin, der Gattin des Legationsrates Varnhagen von Ense. Obgleich sie keinen Roman, kein Gedicht, überhaupt nichts von eigentlich literarischem Wert geschrieben hatte, errang sie doch einen weitgreifenden Einfluß auf das Leben und die Kunst ihrer Zeitperiode. Rahel war die Diotima zweier Generationen, das Bindeglied von der Romantik zum jungen Deutschland. Voll sehnsüchtiger Liebe zum Leben vereinigte sie die intensivste Erregbarkeit des Gefühls mit der höchsten geistigen Verfeinerung; eine unendlich sensible und komplizierte Natur ist Rahel fast schon ein Typus der „femme incomprise", die nicht mehr in Mutterschaft und Liebe ihre Bestimmung allein sucht, sondern als Ganzes, als Persönlichkeit geachtet und geliebt sein will. Der Einfall war Rahel's Element, und zwar in solcher Art, daß Theodor Mundt ganz recht hat, wenn er sie „eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken" nennt, und von ihr berichtet, daß sie wie „eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tief lakonische Weissagungen hersagte." 1.) Für die moderne Gesellschaft sei sie allein dadurch, daß sie die größten Fragen der Zeit und der Zukunft in Bewegung setzte, von ungeheurer Bedeutung geworden. Rahel's Schreibweise war dunkel, orakelhaft. Man deutelte an ihren Auslegungen herum und versuchte ihre Dunkelheit selbst nachzuahmen. „Ich kenne Gott nur in und durch seine Welt", sagt Rahel, „Frevel und Lüge wäre es mir, anders zu sagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht in der Zukunft, jetzt ist auch ein Moment Gottes." 2.) Dieses „Jetzt", dieser „Moment Gottes" sollte im Leben, im Umgang der Geschlechter eine bessere Würdigung, einen beglückendere Ausnutzung gewinnen. Das gesellige Dasein und Leben müsse nun in Europa eine andere Gestalt annehmen, und sei es noch so langsam. So fühlte sich Rahel in allen Zuständen zu eng, zu beklommen. Wie die Kirche, so ist ihr auch die Ehe eine beängstigende Sache. „Die nun einmal verheiratet sind, mögen verheiratet bleiben",. schreibt sie und an einer anderen Stelle sagt sie „von mir aber bekommt nie ein Kind die Einwilligung zum Heiraten. Das sag' ich in der glücklichen Ehe". 3.) Sie klagt über die herabziehenden kleinen Ausgaben und Einrichtungen, die Stückeleien, die den Frauen zufallen. Sie will mehr Spielraum für den Geist der Frauen, mehr Geltung und Achtung. So mögen ihre aufgestörten Empfindungen deutlich das Stadium der Nervengereiztheit ihrer Zeit charakterisieren. Treffend sagt von ihr Feodor Wehl: „Ihr Denken ist ein namenloses Weh, eine klaffende

---

1.) Mundt Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833 Bd. 2. S. 563f.
2.) Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde 1834, Vgl. I S. 457, Vgl. ebenso II, 447; 555. 3.) Ebda, II. S. 445; 539.

Wunde. . . . . Ihre Psyche ächzt und stöhnt, windet und krümmt sich in dem Schmerz einer aufgestachelten, nie zur Ruhe gelangenden Existenz". 1.)

Subotic hat den Nachweis erbracht, daß von einem direkt „tiefen" Einfluß Rahel's auf die Jungdeutschen keine Rede sein kann. 2.) Die kühlen, zusammenhanglosen Gedanken der toten Rahel wirkten erst in zweiter Linie als Vorbilder für die jungdeutschen Stürmer und Dränger. Immerhin wurde Rahel weniger wegen ihrer Propaganda für Goethe und ihrer geistvollen Urteile über ihn, denn als Wortführerin ihrer gärenden Freiheitsideen ein starker Impuls für das jüngere Geschlecht. Dazu mochte Rahels eigenes Jugendleid ihre Anteilnahme erwecken, gingen doch die jungdeutschen Bestrebungen nach Emanzipation auf den ganzen Menschen, auch auf den jüdischen Menschen. Rahel hatte ihre eigensten Gefühle verschmäht und verachtet gesehen und begann, nachdem sie nun in eine Welt sie zurückweisender Vorurteile versetzt war, ihren leidenschaftlichen Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit, für das Recht des Menschen auf Liebe, für den Schutz der Mädchen und Frauen vor der Willkür der Männer. Mehr Wahrheit, mehr Natürlichkeit fordert sie in der Kunst wie im Leben. Mangel an Liebe muß zur Scheidung der Ehe Grund genug sein. „Ist intimes Zusammenleben ohne Zauber und Entzücken nicht unanständiger als Ekstase irgend einer Art? Ist Aufrichtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltsam gefordert werden kann? Ist ein Zustand, wo jene, also die Wahrheit, also die Grazie, also die Unschuld nicht möglich ist, nicht dadurch allein verwerflich? Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt! Der Erde gleich sei dieses Unwesen gemacht! Und alles wird auf ihr erblühen, was leben soll." 4.)

Wenn die Jungdeutschen sich so oft auf Rahel berufen, so ist es immer wieder ihre Offenheit und Wahrhaftigkeit, die sie an ihr bewundern, dann aber auch, weil Rahel, wie Laube schreibt, an vielen Stellen immer in den Hauptgedanken einstimmt, daß „die reiche, schöne Liebe der Menschen, das Dokument unserer Gottverwandtschaft noch nicht genügend Raum gefunden habe unter uns". 4.) Gutzkow war karger im Lobspenden, er sah in der aphoristischen Gedankenwelt Rahel's, in ihrer „Gedankenanatomistik", 5.) wie er sich ausdrückt, eher ein „Fragen ohne Antwort" ein „Zweifeln ohne Ankergrund". 6.) Denn in der Tat war die Unruhe Rahel's nur ein Spiegelbild der Zeit und vermochte

---

1.) Vgl. Feodor Wehl „Das junge Deutschland", Hamburg 1886, S. 48. 2.) Dragutin Subotic „Rahel Levin, Ihr Einfluß auf die jungen Geister", München 1914. Diss. Vgl. S. 9ff. 3.) Rahel a. a. O. III. S. 559. 4.) Laube, Ges. W. VII. S. 13ff. 5.) Gutzkow, Lebenserinnerungen, III. S. 73. 6.) Vgl. auch Kühne, „Männliche und weibliche Charaktere". S. 201ff.

der Zerissenheit der neuerungssüchtigen Stürmer und Dränger nichts Harmonisches zu verleihen. Das trennt sie auch von der französischen Schriftstellerin Georges Sand, mit der sie denselben individualistischen Grundzug teilt, die aber gegenüber Rahel ihren hochgespannten Idealismus, nicht selten Spiritualismus, konsequent zu Ende führt. Ein geschlossenes Weltbild hatte Rahel nicht, auch kannte sie nicht die hohe Wertung der Ehe und Liebesauffassung der Romantiker. 1.)

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung von Rahels Briefen erschien Bettina's berühmter „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", zu einem Zeitpunkt freilich, wo der „Sittenkodex" der Jungdeutschen zum Teil schon abgeschlossen war. Immerhin hat das Buch Gutzkow vorgelegen bei der Abfassung seiner „Wally" und nicht nur Gutzkow, auch die anderen Jungdeutschen haben dem Buch einen enthusiastischen Empfang bereitet. Hier fanden sie in Bettinas Religion der freien Persönlichkeit ihren Begriff der Freiheit im Lieben geadelt. „Es macht die alte, ewige Liebe des Herzens wieder mutig und stark. Es erinnert auf das tüchtigste daran, daß die äußeren Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, wenn auch nötig und zu beachten, doch nicht ursprünglich und ewig sind, daß man wohl das Herz nach innen beschränken, aber nicht töten darf, daß der Gott im Menschen mehr ist, als der Mensch in der Kommunalverfassung." 2.) Hatten Rahels Briefe den jungen Stürmern und Drängern gezeigt, bis in welche Kreise die Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Einrichtungen gedrungen war, so klärte sie Bettinas Briefwechsel nach ihrer Meinung darüber auf, wie man durch Literatur auf das Leben, durch die Dichtung auf die Verschönerung des Daseins wirken könne. „Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Konvenienz fielen. Ein Verkehr seelischer Geister schien hienieden möglich zu werden; die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, mit denen Engel sich scherzend umschlangen". 3.) Es ist bezeichnend, daß die Jungdeutschen in ihren Vorbildern gerade das Hinwegsetzen über die äußeren Schranken des bürgerlichen Lebens erblicken. Während die Goethegegner Menzel und Börne einseitig genug eher eine Abrechnung mit Goethe in Bettinas Briefwechsel erblickten, 4.) begrüßten die anderen die „Prostitution der heiligsten Gefühle eines Frauenherzens auf literarischem Markte, wo sie zumeist auch

1.) Anm. Ueber Rahels Stellung zu den Saint Simonisten vgl. a. a. O. III. S. 550, 568, 570. Unbedingte Parteigängerin war Rahel nicht. Nennt Rahel sich auch die „tiefste Saint Simonistin", die im Globe ihre „einzige Nahrung" findet, so findet sie die „ganz neuen Ansichten" des Saint Simonismus doch „zuletzt ganz mystisch". Von der nur sinnlich-freien Liebe, die Enfantin verkündigte, wollte sie nichts wissen. Vgl. auch Subotic S. 30, ebenso Gerathewohl S. 23. 2.) Laube Ges. W. 49. Bd. S. 297 f. 3.) Gutzkow Ges. W. II. S. 283 ff. 4.) Vgl. Menzel Lit. Bl. Jahrg. 1835 Nr. 127/228.

selber schon von ihren eigenen Geheimnissen den Schleier wegrissen und diese dem Publikum preisgegeben hatten.

Doch eine dritte Frau wirkte auf die dichterischen Gemüter in weit stärkerem Maße noch als Bettina. „Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum „Werther" geben." 1.) Was Charlotte Stieglitz zu dem Eigenmord am 29. Dezember 1834 veranlaßte, wird schwerlich restlos aufzuklären sein. Ihre Ehe war eine Reihe fortgesetzter Versuche, ihrem Mann den Weg zur dichterischen Freiheit zu ebnen, bis sie schließlich auf den Schluß verfiel, nur aus persönlichem Erlebnis könne echte Dichtung entspringen. Ein Liebesopfer wollte sie dem Dichter bringen, das für sie die Erlösung bringen, ihrem Manne aber die geistige Wiedergeburt zur echten Dichtertat gewähren sollte. Für die jungdeutschen Dichter bedeutete der selbstgewollte Tod der Dichtersgattin eine „Illustration" zu ihren sozialen Spekulationen über die niederdrückenden Zeitverhältnisse. Für sie war ihr Tod ein Beweis mehr für die Unzulänglichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung. Der besonderen Gemütsverfassung Charlottens trugen sie, wenn wir von Mundt absehen, wenig Rechnung. So gaben sie dem unglücklichen Ende der Frau eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit. Wie Gutzkow und Mundt unter dem direkten Einfluß dieses freiwilligen Todes zu größeren literarischen Wirkungen gelangten, bleibt noch darzulegen. „Wie sehr dies alles auf gärende und dichterische Gemüter einwirkte, wird man begreifen, wenn ich eingestehe, daß ich den Roman „Wally die Zweiflerin" nicht geschrieben hätte, ohne den Tod der Stieglitz". 2.)

Alle die genannten Wirkungen und Anregungen trugen dazu bei, den Kampf der jungen Geister gegen die alte Gesellschaftsordnung, ihr Eintreten für eine freiere Liebesauffassung zu beschleunigen. Die heimische Spekulation, die gleichzeitigen Strömungen in Frankreich, Zorn und Groll

---

1.) Gutzkow, Ges. W. II. S. 285 ff, 2.) Gutzkow, Lebenserinnerungen III. S. 76. Anm. Bis in Gutzkow's spätes Lebensalter hinein wirft der Tod der Charlotte Stieglitz seinen Schatten. Als sich der unglückliche und bedauernswerte Schriftsteller von Verfolgungswahn beherrscht 1864 von einer Stadt zur andern flüchtete und sich überall um seinen literarischen Ruhm gebracht glaubte, da hielt er ständig in seinem Koffer einen Dolch versteckt. „Weißt Du" sagte er zu Karl Frenzel, den er in Berlin besuchte, „Charlotte Stieglitz, römischer Tod, nichts anderes!" Und in der Nacht zum 15. Januar 1865 führte er diesen Vorsatz aus. Glücklicherweise blieben die Schnittwunden, die er sich selbst beibrachte, ohne tödlichen Ausgang. Vgl. darüber C. F. van Vleuten, „Die Leidensjahre Karl Gutzkow's" „Das literarische Echo" 8. Jahrg. Heft 20/21.

gegen die politischen Verhältnisse boten die bunteste Fülle zu kämpferischer Betätigung. Gutzkow zählt selber all die Posten auf, die zur Verrechnung kommen müssen, für jeden, der sich in Geist und Geschichte des jungen Deutschlands versetzen will. „Wer da erwägt, die akademische Bildung, die Träumereien einer doktrinellen Erziehung, die Julirevolution, die polnische, die erstickten und gebundenen revolutionären Kräfte, die neue, soziale, französische Philosophie, die Lamennais'sche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Gesellschaftsordnung durch den Saint Simonismus, Rahel, Bettina, den Tod der Stieglitz, der hat Blitze genug in der Hand, die in der schwülen Atmosphäre Deutschlands zünden mußten". 1.)

Dazu kamen endlich als entscheidende Antriebe die Schrittmacher und Vorläufer der Jungdeutschen, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zunächst war es bei beiden, bei Böne und Heine, die journalistische Meisterschaft, mit der sie in den Formen der Unterhaltungsliteratur und der ästhetischen Kritik die Ideen des politischen Fortschritts gleichzeitig zu verhüllen und zu zündender Wirkung zu bringen verstanden.

So bedeutsam freilich der Einfluß Börne's in politischer Hinsicht wurde — er war der „äußerste Posten inbetreff politischer Freiheit" 2.) so wenig nachhaltig wirkte Börne auf ihre Emanzipationsbestrebungen in Fragen der Liebe und Ehe. In seinen Bestrebungen, die gesellschaftlichen Beziehungen des Individuums zum Maßstab für Kunst und Leben zu machen, in Sachen der Kunst die Frage des Fortschritts der Menschheit zum Wertmesser zu erheben — ähnliche Bewegungen sind immer wieder festzustellen bei Beginn einer neuen Literaturperiode — darin erblickten die Jungdeutschen den individuellen Anteil Börnes an ihrem eigenen Ziel. Als 1829 Börnes Aufsätze gesammelt erschienen, und er bald darauf seine ersten beiden Bände „Briefe aus Paris" nach Deutschland schickte, da zündeten diese Kriegsmanifeste in allen jugendlichen Geistern. Die Freiheit war der Grundton seiner Briefe. Der Staat erscheint als der Unterdrücker des Einzelnen, denn er ist die trennende Schranke innerhalb der großen Menschheitsfamilie. So dehnt er den Begriff der Freiheit aus zum Begriff einer allgemeinen Menschheitsverbrüderung. „Börne ist nicht mehr ein einfacher Schriftsteller, er ist ein Stück Weltgeschichte geworden." 3.) Mit den Saint Simonisten teilt Börne den Glauben an eine schöne, glücklichere Menschheit, an ein goldenes Zeitalter der Zukunft. In ihrer Lehre von der Emanzipation der Frau sieht er nur die Forderung nach einer größeren Selbständigkeit des Weibes. Den vollkommenen Menschen sieht er nur in der Vereinigung von Mann und Frau. „Man wirft den Simonisten vor — ob der Vorwurf gegrün-

---

1.) Gutzkow Lebenserinnerungen III. S. 90. 2.) Laube Lit Gesch. Bd. IV. S. 90. 3.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 105.

det ist, weiß ich nicht — sie wollen die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbende Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde wurde nie auf Sittenlosigkeit gegründet". Was aber die Emanzipation der Frauen durch die Simonisten angeht, so glaubt Börne, daß sittliche und politische Selbständigkeit des Weibes nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch des männlichen Geschlechtes vereiteln würde. „Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus, nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht." 1.)

Ein neuer Ausblick vor der freiheitsstürmenden Jugend tat sich auf durch Heinrich Heine. Sein Einfluß auf die Jugend ist „unberechenbar", schreibt Wienbarg und Heinrich Laube ist nicht wenig stolz darauf, „in manchen der glänzend einherschreitenden Heine'schen Worten kleine bekannte Seitenblicke von Gedanken" aus seinem Literaturblatt zu erkennen, die von dem „stärkeren Vater zu Paris stammend, doch verwandtschaftlich freundlich auf die schwache Leipziger Wahlverwandtschaft schauen." 2.)

Es kann hier nicht eine erschöpfende Darstellung von Heine's Liebesauffassung gegeben werden. Eine wirklich gute, eingehende Untersuchung über dieses Problem und auch über seine Stellung zur Frau ist m. W. noch nicht geschrieben worden. 3.) Nur insoweit Heine's Frauen — und Liebesauffassung charakteristisch ist für die neue Zeitstimmung, für das mit ihm und durch ihn neu sich ankündigende Kultur- und Lebensgefühl gerade im Erleben der Liebe, soll hier versucht werden, auf wesentliche Hauptzüge hinzuweisen.

Wenn wir uns zunächst fragen, wie steht Heine zur Liebesauffassung der Romantik, so geht aus den oben nur kurz angedeuteten Kerngedanken romantischer Liebesauffassung deutlich hervor, wie sehr die Auffassung

---

1.) L. Börne Ges. Schriften 12 Bde. Wien 1868, Bd. 10, S. 62. Anm. Die erste flüchtige Erwähnung über die Saint Simonisten findet sich im 8. Brief vom 1. Oktober 1830. Ueber weitere Aeußerungen, so über seine Teilnahme an einer Soiree St. Simonienne vergl. die Briefe 73 u. 74. 2.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 297, Wienbarg Aesth. Feldzüge, S. 290. 3.) Anm. Das vor einigen Jahren erschienene Werk von Gustav Jung: Die Darstellung des Weibes in Heinrich Heine's Werken, Leipzig 1920, Ethnol. Verlag ist wegen der Form der einzelnen Ausführungen, die sich unter Zugrundelegung der Heine'schen Verse über die verschiedenen Frauengestalten in Heine's Leben ergehen, m. E. nur ein Ansatz zu einem Versuche über dieses Problem. Einen beachtenswerten Aufsatz über die Liebe „in Heine's Gedichten" schrieb Johannes Volkelt in der Wochenschrift „Im Neuen Reich" 1873 3. Jahrg. II. S. 433 ff.

von dem „Vollblutromantiker" Heine zu Unrecht bestanden hat. 1.) Gewiß auch Heine ist die Liebe das Grunderlebnis, der Mittelpunkt seines Lebens. Mit allen Fasern seines Lebens ist er in die Liebe hineinverflochten. Und doch wie ganz anders steht er zur Liebesauffasung der Romantiker. Schon wenn wir vom Erlebnis ausgehen, finden wir zum Teil Aufklärung für sein Liebeserleben. Seine unerwiderten Neigungen zu den beiden Kousinen Amalie und Therese trugen gewiß nicht wenig dazu bei, seiner empfänglichen, überaus sensiblen Natur die herbsten Schläge zu versetzen und seine zum Pessimismus neigende Gemütsstimmung nur noch zu verstärken. Schon gleich die „Jungen Leiden", die das „Buch der Lieder" eröffnen mit ihren „Traumbildern" und „Fresko Sonetten" sprechen in düsteren, glühend schaurigen Gedichten den Schmerz aus über den Verlust der geliebten Amalie. Gewiß aber wäre es falsch, Heine als den Martyrer der einen großen Liebe zu bezeichnen. Aber ebenso unrichtig ist die Auffassung, als versuche er seine unglücklichen Liebesneigungen nur noch als Pose hinzustellen. Seine Verzweiflung war keine Verstellung, und eine Komödie war seine Liebe ebensowenig. Aber gewiß ist auch, daß Heine in Wirklichkeit in seinem Verhältnis zum anderen Geschecht eine Sensibilität zeigt, der echte Leidenschaft so gut erlaubt ist, wie jede Art niederer Minne. „Heine n' est pas seulement un idéaliste en amour, mais aussi un voluptueux". 2.) Er weiß, daß zur Liebe nicht nur die Seele gehört, sondern auch brennende Augen, heiß umschlingende Arme. Ein Schrei nach Sinnenglück durchzittert das ganze Leben Heine's. Schon die ältesten Traumbilder, die auf die Scharfrichterstochter Josepha zurückgehen mit ihrer unheimlichen Stimmung, die sich mit tollstem Kirchhofsspuk herumschlägt und Gespenster und Leichen beschwört, zeigen den ungewöhnlichen Nervenreiz, den weibliches Wesen überhaupt auf ihn ausübt. Zwei Elemente, die zarte Sehnsucht erster Liebesregung, wehmütige Klänge verlorener, unglücklicher Liebe, neben dem trotzigsten Herzenselend, wilder Verzweiflung und wollüstigem Lobpreis leichtfertiger Minne begegnen im „Lyrischen Intermezzo". Man vergleiche nur das selten schöne Gedicht „Ein Fichtenbaum steht einsam" mit dem frivolen „Die Welt ist dumm". 3.) Auch in den Liedern der „Heimkehr" finden sich ergreifende Klänge neben den schrillsten Dissonanzen. Das ironische Element tritt mehr und mehr an die Stelle des Grausigen, Dämonischen. Die düstere, traumhafte Liebesschwermut verwandelt sich in scherzhafte Liebelei und schließlich in frivolen Leichtsinn. Reiner wieder klingt die Grundstimmung

1.) Vgl. Lublinsiki „Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert", Berlin 1900, I. S. 105 ff. 2.) Lichtenberger Henri Heine Penseur Paris 1905, S. 25. 3.) Heine, Sämtliche Werke hg. Ernst Elster. Bibliographisches Institut, vgl. I, S. 71, 78.

in den Liedern des „Neuen Frühlings". Wir finden Gedichte, die zu den besten der deutschen Lyrik überhaupt gehören. „Es war ein alter König", „Leise zieht durch mein Gemüt". 1.) Doch leider ertönen solche Klänge nur allzu selten unter den zahllosen Liebesgedichten Heine's.

Eine Erklärung für die beiden Elemente, die in Heine's Liebesauffassung liegen, und die sich durchaus nicht beschränken auf sehnsuchtsvolle Schwärmerei, und dann wieder in der lodernden Glut sinnlicher Leidenschaft Befriedigung suchen, sondern im Gegenteil so rätselhaft erscheinen wie eine Sphinx, mit der er seine Liebe vergleicht, finden wir nur zum Teil in seinen Erlebnissen und seiner überaus sensiblen Natur, die etwas Ungesundes, Ueberreiztes hat, aber Aufschluß geben diese beiden persönlichen Momente nicht. Gewiß ist Heine's ganzes Lebenswerk durchaus persönlicher Natur. Erlebtes und Erdachtes fließen in subjektivistischer Weise durcheinander. Und doch bricht sich in ihm, anfänglich fast unbewußt, nicht nur eine neue Lebensanschauung, sondern auch eine neue Auffassung und Darstellung der Liebe Bahn. So fern er auch den tiefsinnigen Spekulationen über Liebe und Ehe der Romantiker stehen mag, so eng verknüpfen ihn wieder zahllose Fäden mit der Romantik. Sagt er doch von sich selbst: „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte." 2.) Von der Romantik erhält er als den Hauptanteil seinen zügellosen Subjektivismus. Ihre Kunstansicht, ihre Stimmungsmittel macht er sich zu eigen. Romantisch ist das Lied von den Blumen der Brenta, romantisch die Sehnsucht nach dem heiligen Ganges, romantisch das Schwelgen in der Musik der Gefühle, aber zugleich fühlt er, daß dieses Sehnen in die unbestimmte Ferne, nach der blauen Blume des Novalis zergehen muß vor der scharfen Bergluft des modernen Zeitgeistes. Der Zwiespalt, der schon von Natur in Heine's Wesen besonders stark ausgeprägt war, erhält die stärkste Nahrung durch den nachhaltigen Eindruck, den Hegel auf Heine und die ganze Zeitperiode ausübte. Durch Hegel wurde er wachgerüttelt aus dem Traume der Romantik. Die Hegel'sche Lehre, mochte sie auch aus der Romantik hervorgegangen sein, drängte zu einem Bruch mit der Geistes- und Kunstrichtung. „Er sah nicht", schreibt M. J. Wolff von Heine, „daß eine neue Weltanschauung im Werden war, und mit ihr eine neue Kunst, ja, daß diese neue Kunst in seinen eigenen Werken schon die hoffnungsvollsten Knospen trieb". 3.) Schon im „Lyrischen Intermezzo" zeigen sich die neue realistische Weltanschauung und

---

1.) Heine, Sämtliche Werke hg. Ernst Elster. Bibliographisches Institut, vgl. I, S. 205. 2.) Ebenda VI 19. Vgl. Otto zur Linde, Heinrich Heine und die deutsche Romantik. Diss. Freiburg 1899, S. 7. 3.) M. J. Wolff, „Heine" München 1922, S. 152.

Auffassung und Darstellung der Liebe. Ein neues Lebensgefühl setzt sich durch; er selbst ist sich dessen vorerst noch unbewußt. Noch sind ihm Ironie und Sarkasmus die Waffen, mit denen er sich schützt gegen die Dissonanzen romantischer Ansicht und neu anbrechenden Zeitgefühls. Wie charakteristisch ist dieser vernichtende Zusammenstoß beider Welten, wie grell und unvermittelt die sich notwendig vollziehende Zersetzung romantischen Lebens- und Liebesideals dargestellt in dem „Seegespenst" mit der fürchterlichen Schlußwendung „Doktor sind Sie des Teufels?" 1.) Der Hinweis auf die Entstehung dieser sarkastischen Wendung aus Hoffmann's Geschichte „Der goldene Topf" erschöpft unseres Erachtens die Sachlage doch nicht ganz. Anders mag es sich freilich verhalten mit der kecken Renommisterei seiner späteren Gassenerotik aus dem Kreise seiner Pariser Solddirnen, auf die wir hier jedoch ebenso wenig eingehen können wie auf sein Verhältnis zu Mathilde Mirat und zu Camilla Selden. 2.) Eine neue, versöhnte, die Wirklichkeit verklärende Liebe vermag er nicht an die Stelle zu setzen. „Was ist Liebe?" so fragt er in den Reisebildern, „Hat keiner ihr Wesen ergründet? Hat keiner das Rätsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Rätsel selbst und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa". 3.) Das Auflösungswort will Heine nicht wissen, wohl aber schildern, wie man sich dabei gebärdet, und wie einem zu Mute ist. Keineswegs soll die Darstellung seiner Liebe zur Signora Franscheska nur eine leichtfertige, frivole Antwort sein, sondern ebenfalls das Bekenntnis zu einem neuen Griechentum, das, weit entfernt von dem Griechentum Goethes, in der Vergötterung des Augenblicks, im bräutlichen Nymphentanz und in der Entfesselung des Sinnentriebes das Evangelium der neuen Zeit, des dritten Reiches werden soll. „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben." 4.)

Nicht mit Unrecht hat man immer wieder auf die Zusammenhänge Heine's mit seinen Nachfahren in der Verkündigung des dritten Rei-

1.) A. a. O. I. S. 175. 2.) Es sei auf ff. Literatur verwiesen. Karl Blank „Heine und die Frau" München 1911. Oskar Klein, Hattingen „Das Liebesleben, Hölderlins, Lenaus, Heines„ Berlin 1901. Rich. Nordhausen, „Ars amandi Goethe, Byron, Heine, Lenau" Berlin 1898. Phil. Witkop, „Frauen im Leben deutscher Dichter" Leipzig 1922. 3.) Ebenda III. S. 319. 4.) III. S. 281.

ches, Ibsen und Nietzsche, hingewiesen, war doch Heine für Nietzsche ein „europäisches Ereignis". Die „letzten Weihen" für das Evangelium der neuen Kultur empfängt Heine in Paris, wo er Mai 1831 anlangt. Hier tritt er in persönliche Beziehungen zur Saint Simonistischen Gemeinde. 1.) Von ihr entnimmt er seine neuen, religiös sittlichen Lehren mit der Abwendung vom christlichen Deismus und ihrer Zuwendung zum Pantheismus, ferner mit der Abwendung von der asketisch strengen Sittenlehre des Christentums und ihrer Zuwendung zu einer kühnen Verherrlichung des Genußlebens. Beide Momente bilden den Kern der beiden Schriften aus dieser Zeit, der „Romantischen Schule" 1833 und der „Geschichte der Religion und Philosophie" 1834.

Das Gemeinsame der beiden Schriften ist inhaltlich die Gegenüberstellung des christlichen Spiritualismus und des weltfreudigen Sensualismus. Die gesamte Kulturentwicklung wird in diesen Gegensatz eingespannt und von ihm aus gedeutet. Die beiden Triebkräfte der Geschichte sind Spiritualismus und Sensualismus, zwei Denkweisen, „wovon die eine den Geist dadurch verherrlichen will, daß sie die Materie zu zerstören strebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Usurpationen des Geistes zu vindizieren sucht". 2.) Von den beiden Perioden, die die Menschheit durchlaufen hat, nennt er die erste die „pantheistische". Dann aber sei aus dem „grauenhaft kolossalen Materialisums, der sich im römischen Reiche entfaltet hatte, und alle geistige Herrlichkeit zu vernichten drohte", 3.) die zweite Epoche, die „christ-katholische" Weltansicht entstanden, die bis an die Tage der Gegenwart heranreicht. Das Christentum steht im schroffen Gegensatz zur sinnenfrohen Urzeit des Menschengeschlechts, denn das Christentum bedeutet ihm die Vernichtung der Sinnlichkeit. Das Prinzip des Guten und Bösen, wie es schon im Orient bestanden, existiert noch heute im Christentum. Ueberall sehen wir die Lehre von diesen beiden Prinzipien hervortreten. Die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentiert," „jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsternis, will uns damit ins Verderben locken und es gilt, allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib, das Lehn des Satans zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi". 4.) War das Christentum auf der einen Seite eine wirksame Reaktion gegen den Materialismus des römischen Reiches

1.) Eine eingehende Studie über Heine und den Saint Simonismus schreibt Lichtenberger a. a. O. S. 100 ff. Die Programmschrift von M. Wolfram „Heine und die Saint Simonisten" Czernowitz 1912 war mir nicht zugänglich. 2.) A. a. O. IV. S. 185. 3) V. S. 218. 4.) IV. S. 169.

— „das Fleisch war so frech geworden in dieser Römerwelt, daß es wohl der christlichen Disziplin bedurfte, um es zu züchtigen" — so war auf der anderen Seite doch ein gefährlicher Schaden mit dem Christentum heraufbeschworen. Diese Religion war eben allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für diese Erde, als daß ihre Idee in der Praxis ausgeführt werden könnte. Schon der bloße Versuch, „die Materie zu vernichten", scheiterte. Die Folge ist „unser jetziges soziales Unwohlsein in ganz Europa". 1.) Nachdem dieser Versuch, die Materie zu vernichten, mißglückt war, hat das Christentum die Materie „überall fletiert, es hat die edelsten Gemüter herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde". 2.)

Der nächste Zweck aller neuen Institutionen sei deshalb die Rehabilitation der Materie, die „Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste". Denn daß die Materie an und für sich böse sei, ist „wahrlich eine Verleumdung", eine „entsetzliche Gotteslästerung". 3.) Die unmöglichen Ansprüche, welche der radikale Spiritualismus an die menschliche Natur stellte, die restlose Hingabe des sinnlich-geistigen Menschen an eine ausschließlich geistige, unsichtbare, überirdische Welt, die konsequente Knechtung aller Sinnenhaftigkeit im Menschen beleuchtet den inneren Zwiespalt, der sich zwischen dem Evangelium des reinen Geistes und der ungeteilten Menschennatur auftut. In seiner höchsten Entfaltung erweist sich der absolute Spiritualismus als eine dem wahren Menschen wesensfremde, ja feindliche Macht. „Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindizieren jetzt die Genüsse der Erde dieses schönen Gottesgartens, unseres unveräußerlichen Erbteils". 4.)

Der spiritualistische Glaube hat die Menschen um die Freuden des Diesseits „geprellt". „Körperliches Glück", „materielles Glück" wird erst die Zukunft der Menschheit wiedergeben. Hat nun das Christentum einseitig den Geist verherrlicht, so wehrt sich Heine dagegen, als ob er nur einem konsequenten Materialismus das Wort reden wollte. „Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgibt". 5.) Er will nur eine Gleichberechtigung der Materie wie die Saint Simonisten. Von diesen entlehnt er auch die Ausdrücke „réhabilitation de la chair", „réhabilitation la matière".

1.) S. 220, IV. V. 218. 2.) IV. S. 221. 3.) Ebenda. 4.) V. S. 218. 5.) A. a. O. IV. S. 223.

Mit ihnen teilt er auch die Empfindung einer pantheistischen Einheit von Geist und Materie.

Im Zeichen dieses Pantheismus sieht Heine ein neues ethisches Ideal erblühen, das der Menschheit „körperliches Glück" bringen soll. „Die glücklicheren und schöneren Generationen, die gezeugt durch freie Wahlumarmung in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmütig lächeln über ihre Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten! . . . . . Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt". „Wir können noch bei Lebzeiten auf dieser Erde selig werden, — wenn wir dann noch obendrein der himmlischen Seligkeit, die uns das Christentum so bestimmt verspricht, nach dem Tode teilhaftig werden, so soll uns das sehr lieb sein". 2.)

Hatten sich Heine's Lieder schon sehr schnell auf den Flügeln des Gesanges verbreitet, so wirkten diese Ideen eines sinnenberauschenden Pantheismus und Heine'schen Saint Simonismus wie „Donnerschläge". Sie wurden für die jungdeutsche Richtung eine „Art Katechismus". 3.) Dieser „schönste Pantheismus der Poesie" kräftigte und bestärkte sie in ihren Bestrebungen nach einem Zeitalter der freien „Wahlumarmung" ohne „Zwangsbett" und ohne „Kontrolle geistlicher Zöllner". Mit jubelnder Begeisterung begrüßt Laube, der sich nicht genug beeilen kann, seine Leser mit dem eben erschienenen Werke Heine's bekannt zu machen, seinen „stärkeren Vater in Paris" den „König aus dem Morgenlande, Heinrich Heine, mit seinen gold- und purpurstrahlenden Gewändern", vor dem der Stern einherzieht, dem der Jupiter am Himmelszelt selbst den Weg zeigt, der die Götter besticht um die Wissenschaft, verführerisch Geschichte zu schreiben". 4.) Weit mehr als alles, was bisher über den Saint Simonismus geschrieben war, wirkten diese kühnen Verheißungen zu einer Zeit, von der Varnhagen schreibt: „Ich bin erstaunt, wie durch und durch unsere Zeit im Allgemeinen saint simonistisch ist, und zwar recht eigentlich dem Bedürfnisse nach". 5.)

Die Jungdeutschen glaubten in der Tat, eine neue Periode der Weltgeschichte sei im Anzug. Man fühlte die Veränderungen, die die neue Zeitepoche mit sich brachte. „Wie junge Saatspitzen", äußert sich Laube über den Ursprung der Bewegung, „tauchen aus der neu umgepflügten Erde die kleinen kurzen Anfangsspitzen neuer Gesetze von Schönheit und Wissen hervor. . . . . Die neue Art, die neuen Dinge anzusehen, die neue Schreibart ist plötzlich wie ein voller, ausgewachsener

2.) V. 261. 3.) Elster Briefwechsel a. a. O. Jahrg. 1907, 4 S. 262. 4.) Laube Ztg. f d. e. W. 1833, S. 297; 318. 5.) Varnhagen an Schlesier, vgl. Houben Jgd. Sturm u. Drang. S. 565.

Frühling da, man weiß nicht, wie es geschehen". 1.)

Und ähnlich äußert sich Gutzkow: „Wir Neuen suchen für vorhandene Gefühle neue Institutionen. Wir machen aus den Ahnungen der Menschheit Systeme, aus Träumen Theorien. Die Empfindungen, die Saatspitzen sind da — wir suchen Formen". 2.)

Nachdem der erste Weg, durch Besprechung der Tagespolitik Einfluß auf die Oeffentlichkeit zu gewinnen, den jungen Schriftstellern durch die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 unmöglich gemacht ist, verlassen sie die Politik, zu der sie, von Börne abgesehen, überhaupt keine Veranlagung hatten. Den eigentlichen Anstoß zu ihrer sozialen Revolution aber gaben in Wahrheit die Saint Simonisten, teils direkt, wie bei Laube noch nachzuweisen ist, teils indirekt durch Heine, der, nachdem er schon in den Reisebildern seiner Zeit die ganze Zerrissenheit vorgehalten, vor allem durch seine neuesten Schriften die ganze Bewegung der sozialen Revolution beschleunigte. 3.)

Den Gebrechen der Gesellschaft abzuhelfen, wurde das gemeinsame Ziel. Eine neue sittliche Bildung soll erstrebt werden. Ueberall regen sich die Hoffnungen auf ein neues Zeitalter der Weltgeschichte, wo Kultur und Sitten vollkommen umgestaltet werden. Man glaubt an einen „bedeutungsschwangeren Messianismus der Zukunft, der sich mit hochroten Feuerzeichen an den Horizont der Zeit gemalt hat". 4.) „Man hatte die frivolen Franzosen mit ihren religiösen und gesellschaftlichen Extravaganzen entrüstet verschmäht, aber man hatte die Extravaganzen gehört — von tausend Schneeflocken bleiben mindestens zehn auf dem Haupte des Reisenden". 5.)

Die alte Gesellschaftsordnung besteht zu Unrecht, man fühlt ein allgemeines Unbehagen und verlangt nach Neugestaltung der sozialen Verhältnisse. Bis an die Wurzel des menschlichen Herzens muß man hinabsteigen, es wach rütteln zu einer neuen, starken Liebe, „die ach, so schlecht und ordinär geworden ist in deutschen Landen, daß sie kaum mehr diesen heiligen zaubervollen Namen verdient". 6.) Und doch ist die Liebe das wichtigste Instrument für die menschheitliche Entwicklung; in ihr

1.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 127. 2.) Gutzkow „Verteidigung gegen Menzel" 1835, S. 42. 3.) Anm. Die saint simonistischen Bestrebungen sind auch die zeitlich frühesten. Wenn auch Rahel's Ansichten über Liebe und Ehe schon weit früher ausgesprochen waren, so wurden sie doch erst allgemein bekannt mit dem Erscheinen ihres Buches im Spätsommer 1833. Georges Sand aber wurde erst nach der Veröffentlichung ihrer ersten Romane 1831/1832 von den St. Simonisten als die „femme messie" gepriesen. Ueber G. Sand's Stellung zum Saint Simonismus vgl. Emile Faguet Etudes litéraires. Dix-Neuvième Siècle, Paris 1887 Bd. 4. S. 389. 4.) Mundt Gesch. d. Lit. 1842. 5.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 46. 6.) Wienbarg „Zur neuesten Literatur", Hbg. 1838, S. 161.

hat die Gottheit „das Ziel der Zivilisation vorgezeichnet". 1.) „Schafft uns ein kräftiges Geschlecht, sprengt die Bande, die den Kraftferguß schöner Neigungen und Triebe sündhaft gefesselt halten, befreit die Welt von der Sünde der Schwäche und dann seht, wieviel Rudera eurer jetzigen Pflichtenlehre sich in der Umgestaltung des Lebens erhalten werden!" 2.) „Wir werden nicht ewig eingepferdht bleiben von der Materie: dessen ist uns Unterpfand der süße Verkehr der Geschlechter, der Schöpfung natürliches Vorbild, die Liebe!" 3.)

1.) Laube, Mod. Briefe, Ztg. f. d. e. W. 1833 S. 519. 2.) Wienbarg Aesth. Feldzüge 1834 S. 153 ff. 3.) Gutzkow Vorrede z. d. Vertr. Briefen S. XV.

Karl Gutzkow.

Gutzkow war die Seele der ganzen Streitmacht des jungen Deutschlands. Er ist die komplizierteste, aber auch interessanteste Erscheinung in der ganzen Bewegung. Reich an Kenntnissen auf allen möglichen Gebieten lebte und webte er gleichsam im Pulsschlag seiner Zeit. Er spürte in alle Schlupfwinkel seiner Gegenwart, bis in ihre verschwiegensten Geheimnisse. Gutzkow hat alles durchgemacht, was das junge Deutschland erfüllte. Wenn auch seine Schriften immerhin Ueberstürztes, Gewagtes, Unruhiges aufweisen, so ist zu bedenken, daß sie im Kriegszustande geschrieben wurden. Gutzkow war eben eine Kämpfernatur. Dazu hatte sich schon früh eine Skepsis bei ihm eingenistet, die sich in dauernder Zerissenheit und Hypochondrie auswirkte, wodurch nicht nur seine Schriften, sondern auch sein eigenes Leben bis zu seinem unglückseligen Ende gekennzeichnet sind.

Karl Gutzkow wurde am 17. März 1811 in Berlin als Sohn des ersten Bereiters des Prinzen Wilhelm von Preußen geboren. Seine Jugendjahre innerhalb der großen Gebäulichkeit der Akademie entbehren der poetischen Reize, die seinem Gemüt eine seelenvolle Harmonie hätten verleihen können. Schon früh beginnt er, ein „Virtuose im Alleinsein", schwärmerischen Zukunftsplänen nachzuhängen. 1.)

Die Welt des Pietismus, in welcher der Knabe groß wuchs, weckte recht bald in ihm den Hang zur religiösen Skepsis. Die soziale Stellung der Eltern wirkte störend und verkümmernd auf sein Gemüt. Hemmungen der Armut begleiteten ihn durch seine ganzen humanistischen Studien auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium bis zur Universität. Die Erinnerung an seine Universitätsjahre, die Gutzkow im „Kastanienwäldchen in Berlin" aufgezeichnet hat, geben ein deutliches Bild von seiner umfassenden Lernbegier. Der Theologie, die ihm der Stipendien wegen aufgezwungen war, 2.) entsagte er bald, um sich dem Studium der Philosophie und Philologie zu widmen. Einen neuen Anstoß in seiner Entwicklung gab ihm die Julirevolution. Nur mit einem Ohr hört er die Glückwünsche Hegels und seiner Lehrer zu der von ihm glücklich gelösten Preisaufgabe „De diis fatalibus". „Der Kanonendonner zwischen den Barrikaden von Paris dröhnte bis in die Aula nach". 3.)

Seine ersten Liebeserlebnisse, über die Gutzkow in seinen Lebenserinnerungen „Aus der Knabenzeit" berichtet, 4.) mochten für seine

1.) „Aus der Knabenzeit" in Karl Gutzkow's Lebenserinnerungen Hg. H. H. Houben, Leipzig 1910 I. S. 65. 2.) A. a. O. I. S. 238. 3.) A. a. O. III. S. 54. 4.) Vgl. a. a. O. I. S. 235.

spätere Entwicklung nichts Entscheidendes bedeuten. Von nachhaltiger Wirkung jedoch war für ihn Leopoldine Spohn, das Urbild zu seinem Roman „Seraphine". Auf den Roman wird später einzugehen sein; hier nur soviel, als das Erlebnis für Gutzkow's Charakteristik wichtig erscheint.

Im 18. Lebensjahre hatte Gutzkow ein Mädchen kennen gelernt, dessen blühende Erscheinung ihn bezauberte. Verärgert über seine Mißerfolge, zieht er sich schließlich von „Auguste" (Berta Spohn) zurück. Ein anderes Mädchen erregte inzwischen sein Interesse, Seraphine (Leopoldine Spohn). Er ahnt nicht, daß diese die Stiefschwester der ersteren ist, des spröden Gegenstandes seiner wirklichen Liebe. Mit Schrecken weicht er zurück, als er von Auguste die Glückwünsche zu seiner Verlobung mit Seraphine hinnehmen soll. Die aufkeimende Liebe zu der jüngeren Schwester führt bald den Bruch des Verlöbnisses herbei. An sich würde dieses Doppelverhältnis wenig bedeuten, aber die ganze Art, wie uns sein Erlebnis in dem Roman geschildert ist, trägt so sehr den Stempel einer eigensten Beichte des Verfassers an sich, daß wir daraus auf eine für den Autor sehr verhängnisvolle Wirkung dieser ersten Liebesverwicklung schließen müssen. Außerdem zeigt sich schon hier seine disharmonische Natur,. das Bild des „Gewissensmenschen und Selbstquälers", der, um einen Ausdruck seines Romans zu gebrauchen, mit „terroristischem Skalpell" die Seele „anatomiert". 1.)

Läßt sich über die Zeit und Dauer seines ersten Verhältnisses nur soviel feststellen, daß dieses im Sommer 1830 zu Ende ging, so finden wir für sein zweites Liebeserlebnis genauere Daten in seinen Schriften. Schon 1830 hat er Rosalie Scheidemantel kennengelernt. Die Mutter des Mädchens, fanatisch religiös wie sie war, mochte anfangs das Verhältnis gebilligt haben, bot der junge Theologe doch Aussicht auf eine sichere Lebensstellung. Als er dann aber in das literarische Fahrwasser einlenkte und als sich die nächsten Jahre zu einem dauernden Kampfe zwischen dem Wunsch nach fester Anstellung und dem Verlangen nach freier literarischer Tätigkeit gestalteten, da vermochte auch seine „innigste Liebe" die gehorsame Braut nicht zu bewegen, dem Gebote der Mutter zu widerstehen. „Mit dieser schlecht bestandenen Probe eines liebenden Herzens", so schreibt Gutzkow über diese Jugendliebe, „gingen mir unermeßliche Schätze des Lebens zugrunde. Der Nibelungenhort, den ich im Frauentum gefunden zu haben glaubte, versank mir wie unwiderbringlich". 2.)

So nachteilig schon die Folgen seiner ersten Liebesverwicklung waren, um so stärker mußte das Echo dieser zweiten für ihn werden. In-

1.) Ges. W. 1845 III. S. 99. 2.) Lebenserinnerungen II. S. 26.

zwischen war er auf Grund seiner Preisarbeit zum Doktor promoviert worden. Wir sehen Gutzkow im Winter 1832/33 in Heidelberg, im Sommer 1833 in München, wo er sich endgültig für den freien Schriftstellerberuf entschied. Von hier aus muß er sich wieder mit Rosalie ausgesöhnt haben. War ihm nun auch das Mädchen gewiß nicht ohne Widerwillen der Eltern auf die ungewisse Lebensbahn des Schriftstellers gefolgt, und hatte sie sich ihm als gute Kameradin und Teilnehmerin an seinen geistigen Arbeiten bewährt, so vermochte sie ihm bei seinem nächsten Schritt, den er unternahm, nicht mehr zu folgen. Er schrieb nach dem Tode Schleiermachers den Nekrolog für die „Allgemeine Zeitung" im Februar 1834, erregte damit ein ungeheures Aufsehen und rief den schärfsten Widerspruch auf Seiten der Orthodoxen hervor. „Gottesleugner" nannten die Berliner Journale den anonymen Verfasser, den nur Rosalie und wenige Vertraute kannten. Aber hier versagte Rosaliens Mut, ihm noch weiter zu folgen und noch die schmählichen Beleidigungen gegen ihren Lieblingsprediger zu ertragen. Im Mai 1834 kam der Zwiespalt zum offenen Ausbruch. Ein vermittelnder Versuch durch die Gutzkow damals befreundete Schauspielerin Charlotte Birchpfeiffer, bei Rosalie „einigen Heroismus zum Handeln" zu erwecken, blieb umsonst, ... „mir erstarb der Glaube an die Bewährung des Frauentums für jene Welt, der mein Leben gehörte. Sie können nicht teilnehmen, rief mein sich krümmender Schmerz, am großen Kampfe der Zeit!" 1.) Die Enttäuschungen, die ihm dieses Verhältnis bereitete, riefen in ihm, so gesteht Gutzkow, die Abneigung hervor, die „Verhimmlungen der lyrischen Muse über den Wert der Frauen zu teilen. . . . . Nur für Männer wollte und konnte ich schreiben". 2.) Mit diesem Ausspruch charakterisiert Gutzkow selber am besten seine Schriften, die wegen ihrer Herbheit und Unruhe in der Tat nicht selten eine bis zum Zynischen sich steigernde Abneigung gegen das andere Geschlecht an den Tag legen. Auf diesen Charakterzug wird in der Folge zu achten sein.

Wir sind dem jungen Schriftsteller bei der Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse als Grundlage für seine Liebesauffassung schon weit voraus geeilt und haben uns nunmehr mit seiner literarischen Tätigkeit speziell mit seiner Anschauung von Liebe und Ehe zu befassen, die nicht nur durch äußere Einflüsse literarischer Art, sondern zum guten Teil auch durch seine eigenen Herzenserlebnisse „bedingt" wurde, und die in ihren radikalen Auswüchsen vom Gesichtspunkt der persönlichen Grundlagen und Voraussetzungen wenn auch nicht entschuldbar, so doch erklärlich erscheinen kann.

Schon im Januar 1831 trat der junge Student der Theologie

1.) Ebenda S. 27. 2.) Ebenda.

an die Oeffentlichkeit mit dem „Forum der Journalliteratur", einer antikritischen Quartalschrift, welche die Kritiker Menzel's entwaffnen sollte. Wenn auch die Zeitschrift für unser Thema keine besondere Quelle bietet, so sehen wir doch schon hier vereinzelte Aufrufe zur sozialen Opposition. An einer Stelle orakelt er sogar von der „Taufe der Wiedergeburt nicht aus dem Fleische, sondern im Geiste", er will noch absichtlich unterdrücken, was er von der „Wiedergeburt und dem neuen Gebot der Liebe" schreiben könnte. 1.)

Auch die „Briefe eines Narren an eine Närrin", die Oktober 1832 erschienen, sind noch vorzugsweise Betrachtungen über die politische Zeitlage und ganz unter dem Einfluß Menzel's und Börne's entstanden. Anfang und Schluß jedes Briefes bilden schwärmerisch-phantastische Liebesergüsse. Alles, was im Augenblick die Menschen beschäftigte, Politik, Literatur, Kunst sollte mit hereingezogen werden, hatte ihm Menzel nahegelegt. Das Recht der freien Meinungsäußerung war durch die Zensur verboten für alles, was Politik betraf, und so wurde denn nach Börne'scher Manier eine verdeckte Kampfesweise eröffnet. 2.)

Jonathan Kennedy, Totengräber zur St. Bethlehemskirche in London, wird durch Poltern und Lärmen aus seinem Schlaf geweckt, sieht auf dem Friedhof zwei Schädel über die Gräber tollen, deren Augen- und Ohrenhöhlen mit Blumen besteckt sind. Er zerschlägt die Schädel mit seinem Spaten und an seinem Eisen haften die Briefe, die ein Liebender an seine Geliebte geschrieben. Dem Anschein nach sind es Liebesbriefe, in Wahrheit aber überwiegen politische Ideen; nur hier und da zeigen sich schon deutlich die Keime seiner sozial-ethischen Richtung.

In der Lehre der Saint Simonisten sieht der Verfasser das Bedürfnis einer Koalition des geistigen und materiellen Lebens sich aussprechen. Ihre Lehre befriedige das Bedürfnis nicht, sie sei nur ein Symptom des Zeitgeistes. Immerhin haben die saint simonistischen Bestrebungen „im Schematismus der mannigfachen unsere Zeit durchkreuzenden Tendenzen eine so mathematisch richtige Stellung, wie keine andere neue Erscheinung im Gebiete der geistigen Kultur". 3.) Die politische Emanzipation der Frau im Saint Simonismus verspottet er scharf. „Die Frauen wollen keine Engel mehr sein, sie wollen Menschen wer-

---

1.) Forum der Journalliteratur, Berlin 1831 I S. 38; 45. 2.) Das Buch befindet sich nur in gekürzter Form in der Frankfurter Ausgabe von 1845. Nur wenige Exemplare sind infolge des Bücherverbotes erhalten geblieben. Verglichen wurde nachträglich vom Verfasser ein Exemplar aus der Heine-Sammlung der Landes- und Stadt-Bibliothek Düsseldorf. „Briefe eines Narren an eine Närrin" [ohne Angabe des Verfassers] Hamburg 1832 [Hoffmann und Campe] 326 S. Wesentliches ist in der gekürzten Ausgabe nicht gestrichen worden. 3.) Ges. W. 1845 III, S. 18.

den. Ihr Mund soll nicht zum Küssen, zu leisem Liebesgeflüster, sondern zur politischen Beredsamkeit geformt sein. . . . . Kommt es zum Kriege, so gehen die französischen Damen den Russen bis an den Rhein entgegen. Liebreiz und Anmut, kriegerischer Adel und männlicher Stolz werden die schönster Ingredienzen zu Romanen sein, die die deutsche Grenze entlang sich anlegen, entwickeln und mit allgemeiner Entsagung und Entwaffnung schließen werden.“ 1.)

Das Recht des Individuums, der Einzelpersönlichkeit gilt es jetzt zu vertreten. „Wer da weiß, was er sagt, wenn er ‚Ich‘ sagt, ist ein neuer Heiland der Welt.“

Die Willenskraft muß bis zum letzten im Volke wiedergeboren werden, erst muß ein jeder das unbeschränkte Gefühl seiner Person wiedergewonnen haben, bevor die Abenddämmerung den Anbruch des neuen Morgens verkündet. Wenn einst Anarchie herrschte, so geschah das, weil alle die Einigkeit wünschten, und doch keinen Gesetzgeber. Man liebte die Menschheit und haßte die Menschen. „Darum glaube ich nicht, Geliebte, daß einst in Buchstaben wieder geredet wird. Die Liebe wird herrschen. Aber die Liebe steht nicht unter dem Gesetz. Sie ist Feindin des Gesetzes, wie Du schon in der Bibel lesen kannst. Viele Dinge werden dann aufhören, besonders die, die jetzt schon keinen Sinn mehr haben. Das nimmt alles ein Ende. Nur die Liebe nicht und die Treue nicht.“ 2.) „Ach, es umdämmert mich die Nacht der Wehmut und aus deinen Augen gehen die Tränen als Sterne auf. Unsere Kommunalseele wird nach bekannten physiognomischen Gesetzen die Züge unseres Geistes ausgeglichen und ähnlich machen und dann werde ich nicht mehr wissen, ob ich Du bin, und Du nicht, ob Du ich bist.“ 3.)

Noch könnte man über diese irr- und wirrsinnigen Gedankensprünge im Unklaren sein, ob sein ersehnter „Fichtianismus“ der Politik oder der Liebe gelten soll. Doch vollkommen unzweideutig wird folgender wichtiger Ausruf: „Wenn einst himmlischer Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch ein Erwachen. Die Liebe soll die Zauberformel sein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe ist die Frucht der Eitelkeit. Hört sie nicht auf, Liebe zu sein, wenn sie Treue wird. Ehe! Sie ist ein Institut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche und Verlassenheit ihre Grundlage. Religion! Es gibt einen Grenzstein, wo sie Lüge wird, wo ist der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher schon im Gebiete des Teufels?“ 4.)

Wir sehen einen planlosen Aufbau der ganzen Briefe, eine Fülle von weltschmerzlichen Ergüssen im Sinne Byrons, zu dessen Gefolge er

1.) Ges. W. 1845 III, S. 28. 2.) S. 47. 3.) A. a. O. S. 24. 4.) A. a. O. S. 51.

sich zählt, aber charakteristisch ist doch, daß uns schon jetzt ganz nebenher Stellen begegnen wie: Die Ehe ist ein Institut des Staates, oder: Hört die Liebe nicht auf, Liebe zu sein, wenn sie zur Treue wird? Schon hier setzt neben den politischen Elementen ein Kampf ein gegen die Gewohnheit und Sitte der Gesellschaft, entgegen der Meinung von Bergmonn und Subotic, 1.) wonach die Narrenbriefe noch frei wären von Aeußerungen über Saint Simonismus, Liebe und Ehe.

Wie aber wurde Gutzkow bekannt mit den Ideen des Saint Simonismus? Hier glaube ich nicht fehl zu gehen in der Annahme, daß vor allem der Redakteur des Journal des Debats, St. Marc Girardin, der einige Monate vor der Julirevolution nach Berlin gekommen war und mit Gutzkow täglich eine Stunde deutsche Sprache lernte, 2.) ihm die Ideen der französischen Neuerer vermittelte, sodaß er schon im „Forum" von der Wiedergeburt und dem neuen Gebot der Liebe orakeln konnte. Außerdem konnte in dem Zeitalter des aufblühenden Journalismus die Kenntnis von den französischen Neuerungsbestrebungen durch die Zeitungen und Zeitschriften, auf die wir noch bei Laube, dem direkten Nachahmer der Saint Simonisten zurückkommen werden, sehr bald nach Deutschland gelangen. Daher ist auch die Meinung von Nolle und auch Gerathewohl, 3.) daß erst Laube „gleichzeitig mit Heine, eigentlich sogar etwas früher simonistische Ideen nach Deutschland verpflanzt habe", nur insoweit berechtigt, als diese zuerst die Konsequenzen zogen und von dem Zeitalter der „freien Wahlumarmung" und „demokratischen Liebe" predigten. So wird auch Gutzkow, ebenso wie Laube, wie wir noch sehen werden, den Anstoß zu seiner Reformation der Liebe von den Saint Simonisten erhalten haben, wenn ihn auch ihre Verurteilung am 28. August 1832 davon abhalten mochte, mit blindem Eifer den französischen Ideen zu folgen.

Die Kritik brachte dem anonymen Verfasser der Narrenbriefe ganz außergewöhnliche Anerkennung. Laube, der damalige Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" spendet diesen „närrischen Briefen, diesem Demokratismus der Wissenschaften, diesem Kosmopolitismus der Dinge" das überschwenglichste Lob. 4.) Menzel zählte das Buch zu dem „Geistreichsten, was in neuerer Zeit geschrieben worden". 5.) Indeß wurde

---

1.) Vgl. Bergmann „Die ethischen Probleme" in den Jugendschriften der Jungdeutschen Diss. Leipzig 1906, S. 93; 117, Subotic a. a. O. S. 18. 2.) Lebenserinnerungen III S. 53 f. 3.) Karl Nolle, Heinrich Laube als sozialer und politischer Schriftsteller, Münster 1914, S. 33. Gerathewohl a. a. O. S. 23. 4.) Laube Ztg. f. d. e. W. 1833, S. 168. 5.) Menzel Literaturblatt 1833 Nr. 7.

das Buch bald verboten, 1.) wir sehen den jungen Autor sich immer mehr sozialethischen Problemen zuneigen. Seine Sympathie für die französischen Romantiker mochte diese Richtung noch verstäken. Er begrüßt es, daß sich in Frankreich „längst der Durchbruch einer neuen ästhetischen Ansicht entschieden" habe auf dem Wege einer literarischen Reaktion gegen „ehemals geheiligte Vorurteile". 2.) Neue Menschen mit neuen Ueberzeugungen sollen kommen, die soziale Wirklichkeit umzugestalten, dazu soll vor allem beitragen seine Reformation der Liebe, die mit seinem nächsten Roman „Maha Guru, der Geschichte eines Gottes" eröffnet wird.

Der philosophisch-satirische Roman, den Gutzkow im Sommer 1833 in München schrieb, führt uns nach Tibet, jenem Lande der Weiberemanzipation, wo nicht Vielweiberei, sondern Vielmännerei an der Tagesordnung ist. Die in Tibet herrschende Abart des Buddhismus stützt sich auf den Glauben, daß die Gottheit ewig neu geboren wird in einer schönen Menschengestalt, dem Dalai Lama, und solange darin ihren Wohnsitz aufschlägt, als es die Priester für nützlich finden und wieder eine neue schöne Menschengestalt entdecken. Der so hervorgerufene Mensch-Gott, Dalai Lama, lebt losgelöst von allen irdischen Beziehungen und ist „kein Papst, kein Stellvertreter der Gottheit, sondern diese selbst, der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Lenker der Himmelsbahnen". 3.)

Maha Guru ist ein solcher Dalai Lama. Von den Priestern ist er aus dem Hause seines Vaters entführt und in Lhassa zum Dalai Lama erzogen. Seine Jugendgeliebte war Gylluspa. Wenn nun „das Weib in Europa an einem glatt gescheitelten, hageren, verklärten Kandidaten der Theologie schon sehr wenig hat, was hatte Gylluspa an einem Wesen, das die Theologie selbst war." 4.) Obgleich eines Dalai Lama der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht völlig unwürdig und dieser ihm verboten ist, vergißt er beim Anblick seiner Jugendgespielin, „was er sich und dem Himmel schuldig war." 5.) Er rettet seine Geliebte aus dem brennenden Kloster der schwarzen Gylongs und schließt Gylluspa in seine Arme und erkauft sich mit diesem Tage den Eintritt in die Reihen der Menschheit. Die eigentlich treibende Kraft aber war der Schamane, der jüngere Brüder Maha Gurus, der Mitverlobte Gylluspa's, der diese mit viel größerer Leidenschaft liebt als es sonst bei den jün-

1.) Anm. Nach einem Aufstandsversuch in Frankreich in den ersten Apriltagen 1833 ergossen sich die „Zornschalen des Bundestages", die Protokolle über die Nation mit Repreßivmaßregeln aller Art. Oesterreich errichtete in Mainz ein eigenes Büro zur Ueberwachung des Geistes in der Mainzer Zentraluntersuchungskommission vgl. Gutzkow Lebenserinnerungen II. S. 94. 2.) Literaturblatt 1832 Nr. 99. 3.) Maha Guru, Geschichte eines Gottes, Ges. W. V. S. 96. 4.) Ebenda S. 136. 5.) S. 130.

geren Brüdern in Tibet der Fall ist. Um in den Besitz Gylluspa's zu gelangen, muß er auf die „Menschwerdung" seines Bruders hinarbeiten. Seine Bemühungen haben Erfolg. So ziehen sie dann zu dritt, Maha Guru, sein jüngerer Bruder der Schamane, und Gylluspa in eine einsame Gegend des Gebirges. Der Hochzeitstag erscheint. Maha Guru „stimmt einen Triumphgesang an, daß die lebensfrohen Wonnen des Menschen die toten Entbehrungen des Gottes in ihm besiegt hatten. . . . . Die Morgensonne überraschte den atmenden Schlaf dreier in seliger Umarmung Verschlungener." 1.)

Die Grundidee des Romans hatte schon Laube auf die Formel gebracht: Um ein Gott zu werden, muß erst eine wahrhafte Menschwerdung vorausgehen. 2.)

Maha Guru verkörpert das alleinige Weltprinzip des „Guten und Großen". Ein zweites, böses Prinzip gibt es nicht neben ihm. „Lächerlich" erschien es Maha Guru, als die Menschen ein Wesen erfanden, „das sie seit Urbeginn der Tage mit mir in Kampf stellten und das böse Prinzip nannten, um ihr schlechtes Herz damit zu entschuldigen. 3.)

„Dieses sonderbare Institut des Dalai Lama, diese göttliche Anbetung eines Menschen", sagt Gutzkow in der Vorrede zur Frankfurter Ausgabe, „dieser verkörperte Widerspruch zwischen dem Diesseits und dem Jenseits" sei nur ein metaphysisches Gedicht, wo zufällig satirische Streiflichter auf gesellschaftliche Institutionen und die engen Begriffe der Liebe fielen. Die Betonung dieser Zufälligkeit wird jedoch durch die wiederholte Bezugnahme auf europäische Verhältnisse widerlegt. „Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang. Die Zeit gibt der Gewohnheit ihre Heiligkeit. Wer gab ihnen aber den ersten Anstoß? Sind wohl die Formen des Staates, die Gebrechen der Religion, die Sitten des gesellschaftlichen Lebens verschieden je nach der Geschichte, dem Klima, dem Zufall; wer würde sich überredet haben, daß auch die Bedürfnisse des Herzens sich so verschiedenartig befriedigen lassen, wenn sie auch dieselben sind?" 4.) Wenn die Dichter einst von Beatricen, Laura, Ernestinen, Lotten wie von Schlüsselträgerinnen des Himmels sangen, so waren das nur Täuschungen des Traumes, denn die Liebe hält „alle Schönen umschlungen" und „Sitte und Glauben heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann". Auch ist ihm das Leben der Bewohner des asiatischen Bergrückens weit idyllischer als das der Deutschen. Der junge Tibettaner wird von den Augen einer Schönen tötlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er ist genügsam und will sein Glück mit andern teilen. „Mein Bruder", ruft er

1.) S. 348. 2.) Ztg. f. d. e. W. 1834, Nr. 36. 3.) Ebenda S. 97; 108. 4.) A. a. O. S. 13.

entzückt aus, „der Name des Dalai Lama sei gesegnet!“ Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu suchen, an dem sich tausendrankige Pflanzen schmiegen und habe ihn gefunden“. Die Brüder verstehen dies Symbol der Liebe und stellen sich, vier, fünf Mann hoch vor die sittige Jungfrau und sie errötet leise das verschämte Ja flüsternd. Welche Hochzeiten! Welche Flitterwochen! Schenkt ihr dann aber der große Dalai Lama den schönen Augenblick, daß sich Leben in ihr regt, dann lispelt sie das süße Geheimnis dem ältesten unter den eifersuchtslosen Brüdern ins Ohr, beim zweiten Mal dem Nächstfolgenden und so fort. 1.)

Der Verfasser wundert sich, daß die Saint Simonisten Tibet, das Land der Weiberemanzipation, noch nicht zitiert haben, um einige ihrer Lehren über die Weiber zu erläutern. Denn hier hört die Bevormundung auf, die die Männer fast überall auf die Frauen ausüben. Die prüde Sittenrichterei über den Wandel einer Unverehelichten ist hier unbekannt. Man gewährt sich untereinander die Freiheiten, die man sich selbst nimmt und verlangt von dem Weibe erst dann Enthaltsamkeit und Beschränkung, wenn sie in eine Familie als Gattin eingeführt ist .Nur die einfachsten Formalitäten bilden diese Zeremonie, die vor allem ohne Herbeiziehung priesterlicher Symbolik geschieht. Das abenteuerliche Institut der Vielmännerei in der Ehe benimmt dabei allen ehelichen Verbrechen jeden Reiz, der sonst im Verbote immer liegen könnte. „Sollten denn die Frauen“, so fragt der Autor satirisch, „aufhören, warm und zärtlich zu lieben, wenn ihnen die Wahl unter den Männern erleichtert wird? Sollten sie gegen die Treue gleichgültig sein, wenn sich an die Untreue keine Strafen, nicht einmal die Verachtung mehr knüpfen?“ 2.)

Die Schlaglichter, die auf die heimischen Zustände fallen, die Ironie des Stils, die in der Menschwerdung Maha Gurus den spiritualistischen Wahn bekämpfen soll, das Eintreten für größere Freiheit in der Liebe, das fast wie eine direkte Verherrlichung freier Liebe klingen muß, nicht zuletzt die zahllosen Anklänge an seine zwei Jahre später herausgegebene Vorrede zu Schleiermacher's Vertrauten Briefen lassen recht bald erkennen, worauf die Tendenz des Werkes hinläuft. 3.) Auch sehen

1.) Ebenda S. 14. 2.) A. a. O. S. 30. 3.) Prölß erwähnt folgende Werke, die Gutzkow für den „Maha Guru“ vielleicht benutzt hat: Crowfort Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochinchina, Plath, China und Mandschurei, und Klaproth, Description du Thîbet. Die Anregung zu dem Werke jedoch mochte ihm ein Artikel in der Ztg. f. d. e. W. 1833 Nr. 19 gegeben haben, indem ein Dr. A. Clemens über die Ehen in Tibet berichtet. Tibet sei vielleicht das einzige Land, wo Vielmännerei herrsche. Der Grund davon liege in den Kulturbedürfnissen des Landes, in der physischen Konstitution der Männer, die im Ganzen zarter und schwächlicher seien als die Weiber. Drei oder vier Brüder nähmen nur eine Frau und teilten sich nach Belieben in die Kinder.

wir schon hier seinen Spott über die Poesie der ersten Liebe aller jener Liebenden, die in einer Mondnacht in der heimlichen Jasminlaube Erhörung ihrer Liebe gefunden, deren Eltern schon „Freiwerber" ihrer Kinder waren und diese schon in den „Flügelkleidern" verlobten. 1.)

Die Frauenfiguren verraten schon ganz den Jungdeutschen.: Gylluspa ist frei, der frühe Tod ihrer Mutter gab ihr die Zügel ihres eigenen Wollens und Wünschens in die Hand, und doch konnte sie zum Muster dienen, daß die Freiheit nicht immer mit dem Mißbrauch derselben verbunden ist. Ihr gegenüber steht die geistreiche Schü-King, die schöne Schwester des chinesischen Korrespondenten, die in den Augenblicken der Gefahr niemals mit fester Entschlossenheit auftreten kann. Von ihren Lippen war der Uebergang zum Arme schnell, wenn es galt, ihre Worte ins Werk zu setzen. Sie sympathisierte mit jeder Lizenz, welche über gezogene Schranken und Befehle sprangen. Solange sie in den Unordnungen des Harems nur das Lüften einer pressenden lästigen Kleidung sah, solange in ihr die erste Gebieterin des weiblichen Heerlagers noch verehrt wurde, gab sie gern den Ausbrüchen der Ungebundenheit und Freiheit nach. Sie warf den Mantel ihrer Nachsicht um die Ausschweifungen des weiblichen Sanskülottismus. Sie tat dies um so mehr, als sie eine Befriedigung darin fand, an ihnen teilzunehmen. 2.)

Entsagung in der Liebe ist dem Verfasser zuwider. „Soll der Tugendhafte dem Leben entsagen? Soll er die Freude an glücklichen Unternehmungen, an siegreichen Anstrengungen von seinem Dasein streifen? In Europa ist die Resignation niemals eine Tugend gewesen." 3.) Von der orientalischen Tugendauffassung seines lebensmüden Maha Guru ist er weit entfernt, nicht in die Einsamkeit der Berge will er sich flüchten, er lächelt über die Erziehung Maha Gurus, der, in „Gleichgültigkeit gegen das Fleischliche und Sinnliche" aufgewachsen, in einer „idyllischen Ehe" weder etwas „Wünschenswertes noch etwas Würdiges erblicken konnte. 4.) Und doch ist die Liebe das wahrhaft Menschliche und auch immer das „wirklich Göttliche". Immer, wenn sich der Mensch der stummen Sprache des Blickes, der Umarmung, des Kusses bedient, „streift er an das Gebiet des Himmels". 5.) Daher macht auch erst die Liebe zum Weibe Maha Guru zum wahren Gott, dem nichts Menschliches fremd bleibt. Als er seine Geliebte mit zärtlicher Inbrunst in seine Arme schloß, da „umschlang der neue Himmel die alte Erde wieder wie eine längst verlorene und jetzt erworbene Braut." 6.) Er triumphiert über die herkömmliche Auffassungsweise

1.) Ges. W. V. 299. 2.) Ges. W. V. S. 245. 3.) Ebenda, S. 354. 4.) Ebenda S. 260 f. 5.) Ebenda S. 131. 6.) Ebenda S. 333.

seines Gottestums und feiert seine irdische Wiedergeburt. Denn die Liebe ist etwas Göttliches im Menschen.

Die Betonung des „Göttlichen“ in der Liebe, die eine Hinwendung zur simonistischen Heiligsprechung der Materie ist, richtet sich vor allem gegen den Priesterbetrug und die Priesterbeschränktheit, die er in den schwarzen Gylongs nicht genug bekämpfen kann. Sehr charakteristisch ist übrigens, daß Gutzkow schon hier seine Abneigung gegen jede priesterliche Symbolik bei der Eheschließung ausspricht, eine Abneigung, die man bei Gutzkow immer nur als Folge seines Verlustes seiner Braut Rosalie Scheidemantel dargestellt hat, und die doch ursprünglich bei ihm ist. Gerade dieses Moment seines Widerstandes gegen die Priesterherrschaft wird uns noch dauernd begegnen und ein Symbolzwang bei der Ehe ist für seine Liebesauffassung dieser Periode ein Gegenstand seiner wiederholten leidenschaftlichen Aussprüche. Ganz unüberwindlich und zügellos fanatisch wird diese Abneigung, als seine freireligiöse Gesinnung den zweiten endgültigen Bruch mit seiner Braut Rosalie herbeiführte im Mai 1834 infolge des erwähnten Schleiermacher'schen Nekrologes.

Aus diesem Kampf heraus erwuchs auch seine Novelle, „Der Sadduzäer von Amsterdam“, ein Werk, das seinem späteren, bekanntesten Drama, dem „Uriel Acosta“ als Grundlage diente. Die Novelle, die er in den Sommermonaten 1834 in Hamburg schrieb, nachdem ihm durch die Lossage seiner Braut die Heimat zertrümmert lag, gibt uns ein deutliches Abbild seiner Rosalie in der Gestalt der Judith, und seiner selbst im Uriel.

Stufenweise ist Uriel den Weg des Zweiflers gegangen und ein gelehrter Mann geworden. Das „ganze Gewirr von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und geistigem Pomp, von kecker Anmaßung, die richtige Meinung zu haben“, hat ihm zuletzt alle religiöse Gemeinschaft mit dem Menschengeschlechte genommen. Im Hause seiner geliebten Judith erscheinen die Priester der Synagoge, und schleudern den Bannstrahl auf den Gottesleugner. Widerstandslos entflieht die Braut vor dem Geächteten, der mehr leidet um ihren Verlust als um die Achterklärung. Judith bereut ihre Schwachheit und erstrebt Aussöhnung. Das Uebermaß ihrer Liebe erdrückt den Gottesleugner. Er läßt sich sogar zum Widerruf bewegen. Doch dieser Akt der Unterwerfung läßt bald den Entschluß in ihm aufkommen, die Resultate seiner Forschungen von neuem nieder zu schreiben. Wiederum wird er Apostat. Auch seiner Geliebten versucht er den Unsterblichkeitsglauben zu nehmen. Diese aber „krümmte sich wehklagend in dem Zauberkreis seiner Worte und beschwor ihn, seine Formeln zurückzunehmen und richtete sich, wie atemlos, mit der letzten Frage an ihn, ob denn auch

die Schwüre ihrer Liebe verhallen müßten in das Nichts und sich Liebende im Jenseits nicht wiederfinden würden?“ Uriel verneint alles. Wie könnte man sich lieben ohne die Reize des Körpers und der Seele zu besitzen. Es könnte doch nur ein seelischer Zustand sein, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küssen und Umarmungen zu lieben. Diese „Seelengenüsse müssen aber ohne sinnliche Empfindung sehr einförmig sein, wie ich mir denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenseits zu hoffen pflegt, nicht ohne die größte Langeweile vorstellen kann“. 1.) So zerreißt er denn selber das Band, das sie an ihn gefesselt, und löst sie von einer Welt, „deren Sprache und Gesinnung ihr verständlich“ war. Von Seiten der Synagoge erfolgt eine neue Achterklärung; durch die tobende Menge auf der Straße wird er in die Wohnung des Oberpriesters geschleppt, und nach langer Haft, Widerruf, Züchtigung wieder in Freiheit gesetzt. An Leib und Seele gebrochen, erschießt er seine Braut und sich.

Auf den ersten Blick erscheint die Novelle als eine Art poetischer Selbstbefreiung, die sein ganzes Innere, sein Verhältnis zu Rosalie, sein Kämpfen für und wider den theologischen Beruf wiederspiegelt. Bezeichnend ist außerdem, daß gerade diese selbsterlebte Novelle, die gewiß unter den schwersten Gemütserschütterungen niedergeschrieben wurde, nach dem Bruch mit seiner Verlobten, so gut wie nichts Spezifisch-Jungdeutsches enthält, obgleich sie doch gerade um die Zeit der heftigsten Spekulationen entstanden ist. Wir werden noch sehen, daß seine ganzen Aeußerungen über das „neue Gebot der Liebe“ vielfach nur das Ergebnis kühlster Reflexion sind. Gutzkow kennt überhaupt keine Empfindung ohne Reflexion. Er macht den Gegenstand seiner Empfindung ständig zum Objekt kalter Ueberlegung. Das macht es auch, warum seinen Schriften die innere Wärme und Harmonie fehlt. „Dies sind jene Männer“, sagt er von Uriel, der diesmal ganz er selber ist, „die das Weib so beglücken und doch so unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, prosaischen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt sind, geliebt zu werden, als zu lieben“. 2.) Und doch ist dieser Zug „geliebt zu werden“ nicht ein weiblicher in seinem Charakter, es fehlt ihm vielmehr die Fähigkeit, ganz in der Liebe aufzugehen, und nur zu lieben um der Liebe willen. Er ist viel zu sehr nüchterner Verstandsmensch, Zweifelnder auch in der Liebe.

„Sie hatten sich beide, durch die Erfahrung dazu genötigt, das Wort gegeben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, sondern

---

1.) Ges. W. XI. S. 151 f. 2.) Ges. W. XI. S. 142.

sich alles zukommen zu lassen, was das wechselseitige Ineinanderaufgehen erleichterte, selbst wenn es Belehrung über ernste Fragen wäre". 1.) Sei die Liebe da, den Menschen zu beglücken, so sei sie auch da, ihn zu veredeln. Auch sollte man nur den lieben, von dem man zugibt, daß er über uns steht." „Denn seine Umarmung hebt uns zu sich hinauf, so daß unsere Herzen weiter, unsere Augen heller und unsere Gedanken kühner werden". 2.) Ein schöner Gedanke liegt diesem Ausspruch Uriels zugrunde, fordert er doch als Grundwirkung der Liebe geistigen und seelischen Gewinn von der gegenseitigen Ergänzung der beiden Geschlechter. Aber die bitteren Enttäuschungen, die ihm seine Braut Rosalie bereitet hatte, raubten ihm den Glauben an solche Wirkungen. So wie Uriel seine Geliebte zur Vertrauten seiner Studien machte, so hatte auch Gutzkow Rosalie an seinen Zukunftsplänen teilnehmen lassen und war schließlich wie der Held der Novelle doch von ihr verlassen worden. „Jedes Weib hat vielleicht Lust, ihre Sphäre zu überschreiten, aber sie fürchtet dann, isoliert zu werden. Den Trotz, der den Mann einer Welt gegenüber nicht verläßt, kennt sie nicht". 3.) Nicht wenig Geringschätziges liegt in diesen Worten über die Inferiorität des Weibes. Immer wieder wird uns diese Ueberzeugung Gutzkow's von der geistigen Inferiorität der Frauen begegnen. „Ist denn das Weib des Mannes ewiger Fluch, seit Anbeginn der Welt ihn schon verkleinernd?" läßt er Judith im Uriel Acosta ausrufen. (III. 5.)

Momente seiner kommenden Reformation der Liebe im Sinne einer Fortsetzung seines Gedankenganges im Maha Guru bietet die Novelle kaum, aber neben manchem persönlichen Zug seines eigenen, wahren Lieberserlebens bietet sie das Verständnis für seinen nunmehr einsetzenden Kampf um eine neue Erziehung in der Liebe und um vollständige Beseitigung des kirchlichen Einflusses in Fragen der Liebe und Ehe.

Nach dem Erscheinen des „Maha Guru" hatte Gustav Schlesier, einer der Bundesgenossen der Jungdeutschen, 4.) an Gutzkow geschrieben, doch seinem Rate zu folgen, modern zu sein und nach dem Vorbild der Baronin Dudevant „Herzblut" zu zeigen, sich die Brust aufzureißen. Dieser Spott, bekennt Gutzkow von sich, habe ihn aus seinem Frieden gerissen. 5.) Nun schleuderte er, nachdem er bislang nur in Andeutungen und Phrasen seine freien Ideen über Liebe und Ehe ausgesprochen, eine Rakete in die Luft mit seiner Vorrede zu „Schleiermacher's Vertrauten Briefen über die Lucinde", die den Bruch mit seiner Braut endgültig besiegeln, alle Brücken hinter ihm niederreißen

1.) A. a. O. S. 147 ff. 2.) A. a. O. 3.) Ebenda. 4.) Anm. Ueber das Verhältnis von Gustav Schlesier zu den Jungdeutschen vgl. Houben Jgd. Sturm und Drang, a. a. O. S. 595 ff. 5.) Houben, jgd. Sturm und Drang, a. a. O. S. 25.

und die Rückkehr in eine Welt abschneiden sollte, aus der er soeben erst nicht ohne die heftigsten Gemütserschütterungen entrissen war. Gutzkow verkehrte in Frankfurt, wo er seit dem ersten Januar 1835 das Literaturblatt zum „Phönix“ herausgab, im Hause des Arztes Dr. Assing, dessen Frau Rosa Maria, geborene Varnhagen von Ense, eine begeisterte Anhängerin der Georges Sand und der Briefe ihrer verstorbenen Schwägerin Rahel war. 1.) Durch ihre Bekanntschaft mit Henriette Herz 2.) wird Rosa Maria Assing Karl Gutzkow auf die Vertrauten Briefe Schleiermachers hingewiesen haben. Als Gutzkow nun hörte, daß bei der Gesamtausgabe der Schleiermacher'schen Werke durch die Berliner Theologen diese „Jugendsünde“ Schleiermacher's unterdrückt werden sollte, da faßte er schnell den Entschluß im Januar 1835, die kleine Schrift mit einer geharnischten Vorrede zu versehen und neu herauszugeben.

In verletzender Form fordert Gutzkow die Theologen heraus, denen dieses Buch Schleiermacher's die „peinlichste Tatsache“ bedeute. „Ja Ihr Pfaffen, es ist nicht alles Theologie, was in der Welt ist! Es gibt einige Dinge, welche Euch gänzlich fremd geblieben sind. Ihr, die Ihr die Natur einsargen möchtet, und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufschlug; übermütige und bestechliche Kastellane des Himmels, Kammerdiener Gottes . . . .“

Rehabilitation der Materie war durch die St. Simonisten das Schlagwort geworden. Einen neuen Ausdruck erfindet Gutzkow für die heranbrechende Bewegung: „Reformation der Liebe“. Damit soll nicht etwa nur eine Umwertung der moralischen Ansichten über die Liebe ausgedrückt werden, sondern die Liebe soll das Ideal einer neuen Lebensentwicklung, das Fundament für „ein breites, positives, genußspendendes Leben“ werden. Da gilt es zunächst den Kampf zu führen gegen die „krüppelhafte Liebe“, die soviel „unnütze Unschuld“ verbreitet hat, „daß alle heiratsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind“. 3.) „Wir lieben schlecht. Die Liebe ist kein großer Kultus mehr. Hymens Fackel ist der einheizende Ofen der Familienstube geworden und Amor ist nicht mehr blind, sondern blödsichtig . . . . Ich glaube an die Reformation der Liebe wie an jede soziale Frage des Jahrhunderts“. 4.) Eine ähnliche Bewegung wie die der sentimentalen Werther-Periode sieht er heraufziehen. „Die Emanzipationsfragen leiten sie ein. Das Lächerliche an ihnen wird sich verflüchtigen; der Rest wird die Genialität der Liebe sein“. 5.)

1.) Vgl. hierzu den Aufsatz Gutzkow's über Rosa Maria Assing in der Frankf. Ausgabe Bd. 6. S. 298. 2.) Anm. Ueber den Anteil der Henriette Herz an den Vertrauten Briefen vgl. Kluckhohn a. a. O. S. 436 Anm. 4. 3.) „Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde“ mit einer Vorrede von Karl Gutzkow, Hamburg 1835, S. XVIII, XXIII. 4.) Ebda. S. XVI. 5.) Ebda. XVII.

Mit der Reformation der Liebe ist natürlich eine Umwertung des Frauenideals wesenhaft verknüpft. Die Frauen seien gegenüber den Männern „unendlich weit" zurückgeblieben. Nicht nur die Reaktion gegen die Sentimentalität sei schuld daran, sondern ebenso „die Zeit, welche sich mit ihren ernsten Fragen an die ungeteilte Kraft des Mannes wandte". 1.) So sei es gekommen, daß die Frauen nur noch „die Ableiter unserer Leidenschaften" seien. „Es gibt keine heiße Liebe mehr als da, wo sie öffentlich ist". Um diesem Uebel abzuhelfen, glaubt der Jungdeutsche ein Mittel zu besitzen, das „zauberhaft" wirken könnte. „Zwingt Eure Geliebte, sich in männlichen Kleidern zu tragen. Dann wüßte sie doch, wie es sich lebt unter einer Shalweste ala Robespierre und würde männliche Begriffe bekommen und einsehen lernen, wieviel dazu gehört, Männer glücklich zu machen. Nicht wahr Rosalie, erst seitdem Du Sporen trägst an Deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für Dich erfinden mußte, und Du überall als meinen jüngsten, innigstgeliebten Bruder giltst, weißt Du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe Dich? Komm küsse meine Hand, daß sie begeistert schreibe". 2.)

Diese tollkühnen und verwegenen Theorien ,die auf die Masse wirken sollten, mußten natürlich den lebhaftesten Widerspruch hervorrufen und das ganze Thema der Jungdeutschen in Mißkredit bringen; nicht wenig haben gerade diese Sätze der Auffassung Vorschub geleistet, daß Gutzkow Anhänger und Verkünder der Frauenemanzipation ist. An sich war die Gewohnheit, daß Frauen sich der Männerkleidung bedienen, nichts Neues. Man vergegenwärtige sich nur die damaligen Verkehrsverhältnisse. In zahllosen Romanen aus jener Zeit, schon in Goethe's Wilhelm Meister, treten Frauengestalten in Männertracht auf. Aber Gutzkow's Auffassung ist doch wesentlich diese, daß das Sporen- und Hosentragen der Weiber ein wesentliches Attribut ihrer geistigen Befreiung bedeutet. Soll doch die Vermännlichung der Frau das Verlangen nach „männlichen Begriffen", nach freier, genialer Individualität auch in der Liebe bedeuten. Schon im Sturm und Drang sahen wir das Streben nach einer Emanzipation der Frau in der Betonung des starken Willens, der überschäumenden Leidenschaft des männlichen Machtweibtypus. Wie verzerrt erscheint gegenüber jenen kraftstrotzenden Weibern der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts Gutzkow's Auffassung von der Weiberemanzipation, die ein lächerliches Gewicht legt auf die Aeußerlichkeit der Männerkleidung. Das Vorbild zu dieser Geliebten in männlicher Tracht, die er hier mit dem Namen Rosalie geradezu höhnend der Oef-

1.) Ebda. XX. 2.) A. a. O. XXI.

fentlichkeit preisgab, mochte für ihn Georges Sand gewesen sein, die sich in Beinkleidern in den Straßen von Paris bewegte und mit der Reitpeitsche gegen die Sporen schlug.

Ein weiteres Problem, das Gutzkow vor allem durch die Vertrauten Briefe nahegelegt war, ist die Frage der ersten Liebe. Schon Schleiermacher hatte verlangt, daß es in der Liebe „vorläufige Versuche" geben müsse, aus denen nichts Bleibendes entstehe, von denen aber jeder etwas beitrage, „um das Gefühl bestimmter, die Aussicht auf die Liebe größer und herrlicher zu machen". 1.) Bedenkt man nun, daß die Romantiker durchweg hoch und eigen entwickelte Charaktere waren, denen die Liebe durchaus eine Lebensmacht war, von der sie die Ergänzung ihrer eigenen Individualität, das Einswerden zweier Individuen verlangten, und deren höchst komplizierter Natur es überaus wichtig war, mit wem sie eine „wahrhafte", „wirkliche" Ehe eingehen konnten, so wird man Schleiermacher's Lehre von der Versuchsliebe nicht ohne weiteres als eine Beschönigung frivoler Triebe auffassen dürfen. Die Gefahr liegt natürlich nahe, und wir werden noch sehen, wo Gutzkow seine Anknüpfungspunkte findet für eine leichtfertige Auslegung. Gegenüber der hohen Bedeutung des geistig-seelischen Momentes, das von den Romantikern immer wieder zugleich mit dem geschlechtlich-erotischen betont wird, legt Gutzkow's Auffassung entschieden mehr das Schwergewicht auf die sinnliche Sphäre. Nicht nur bekämpft er mit den Romantikern das Vorurteil, als käme nur der ersten Liebe Reinheit und Weihe zu für eine ideale Ehe, sondern für ihn muß die Liebe eine Kunst werden, bei der man stufenweise vorwärts schreitet, um zur „Genialität der Liebe" zu gelangen. Aus der ersten Liebe entstehen nach ihm „alle jene schon im Brautstand verkümmerten Ehen, jene Wassersuppenhochzeiten, und die ganze Misere ordinärer Kindererzeugung und schimmelichter Broterwerbung". 2.) Gesundheit, Leben und Zukunft der jungen Leute gingen bei diesem „Hazardspiel" der Poesie des ersten Anblicks zugrunde. Auch ist ihm die erste Liebe immer unvollständig, denn sie „verzinst sich nicht, da sie weder viel zu nehmen wagt, noch viel zu geben weiß." Wohl wird die erste Liebe immer „eine Art Paradies bleiben . . . . . aber wehe, daß sie bindende Kraft hat!" 3.)

Der Jungdeutsche glaubt also nicht an die erste Liebe, die die Grundlage der Ehe sein könnte, er steht vielmehr mit dem Verfasser der Lucinde auf dem Standpunkt, daß man eine Entwicklung im Sinne der „Lehrjahre der Männlichkeit" durchmachen soll. Dasselbe verlangt er auch von der Frau, die gewiß in „Verlegenheit" geriete, wenn man von ihr fordere, daß sie sich von der ersten Liebe emanzipieren soll. Aber die Liebe sei eben eine Kunst, wenn sie beglücken soll. Dazu gewähre der

1.) Schleiermachers Vertraute Briefe a. a. O. Hamburg 1835, S. 83. 2.) A. a. O. XXXII. 3.) XXXIII.

Mann „in der zweiten Instanz ungemein mehr, wie er auch selbst mehr genießt." Doch leider seien die Frauen zu prüde und ihr Interesse sei dies, „so wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten". 1.) Darum haßt Gutzkow die Prüderie der Weiber, diese „Unliebenswürdigkeit", „Reduktion" und „Miniatur der Weiblichkeit". Mit Schleiermacher ist er einig im Kampfe gegen die Engländerei, wie ersterer die Prüderie bezeichnete. Darum habe Schleiermacher die Lucinde für das beste Gegengift gehalten gegen die „grassierende Unschuld". 2.)

Hier mochte sich Gutzkow vielleicht an eine das radikalste Wort der Vertrauten Briefe enthaltende Stelle erinnern, mit dieser Auffassung Gutzkow's von der Schamhaftigkeit rücken wir auch seiner Anschauung von der „Genialität der Liebe" wesentlich näher. In der Tat geht Schleiermacher in der Schonung der Hetären, die fast zur Verherrlichung wird, nicht nur noch über Schlegel hinaus, sondern in seiner Theorie von den vorläufigen Versuchen in der Liebe sagt er geradezu, daß die meisten Romane nur deshalb so „abgeschmackt" seien, weil auf die „bewahrte Keuschheit" darin so großer Wert gelegt werden. 3.) Mögen auch schließlich solche Stellen nur aus dem Zusammenhang heraus zu verstehen sein, so ist es doch wenig verwunderlich, wenn Gutzkow direkt losgeht auf die Sache, „auf die doch zuletzt alles ankommt" wie er schreibt, und von welcher sich die Vertrauten Briefe selbst wie auch Schleiermacher's Bemerkungen über die Lucinde ziemlich ferngehalten hätten. 4.) „Das vinculum nymphaeum ist der Punkt, um welchen sich hier alles bewegt", schreibt Gutzkow, „ich meine nicht, daß sich die Resignation auf das Prinzip: aus der ersten Hand! so weit bei allen ausdehnen soll, daß man auch Poesie fände in der gesprengten Pforte. . . . . Es kommt hier alles auf die Situation an. Man wird der Genialität vielleicht das verzeihen können, was der einzige Reiz der Naivetät ist. Der Aufruf ist der: Schämt Euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staates! Vor allen Dingen denkt über die Methodik der Liebe nach und heiligt Euren Willen dadurch, daß ihr ihn frei macht zur freien Wahl." 5.) Hier liegt ohne Zweifel der springende Punkt der ganzen Vorrede. Daß Gutzkow in diesem Ausspruch das Recht des Herzens hervorheben will und ebenso wie die Rahel und im Sinne der Georges Sand eintreten will für reine, ideale Liebe, im Kampfe gegen jede Konvention, besonders wo es das freie Handeln der Liebe betrifft, wie Subotic meint, halte ich nach allem Vorhergehenden für ganz unzutreffend. Tatsächlich bedeutet ihm die „freie Wahl" doch wohl nichts anderes wie freie Wahlumarmung im Sinne Heine's, wie es auch Berg-

1.) Ebda. 2.) XXIX. 3.) Vgl. Kluckhohn, S. 446 ebenso Gschwind a. a. O. S. 132. 4.) XXX. 5.) XXXV.

mann aufgefaßt hat. 1.) Darum bekämpft Gutzkow zunächst mit ungeheurer Gespreiztheit die Prüderie, um darauf mit rücksichtsloser Offenheit zur Proklamierung der freien Liebe zu gelangen.

In je höherem Maße nun der Reformator der Liebe das Sittliche als eine „Institution des Staates" verwirft, um so weniger kann er geneigt sein, einen Einfluß der Kirche auf Fragen der Liebe und Ehe zu dulden. Diese soll vollständig ausgeschaltet werden, und so fährt er denn fort in seinem Aufruf: „Der einzige Priester, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihren Zeremonien und ihren gescheitelten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist. Liegt denn das Poetische der Brautnacht in einer absoluten Notwendigkeit? Gewiß nicht; es sind nur die Zurüstungen, der festliche Schimmer, die in der Ferne weinenden Geigen, kurz eine Illusion, die dabei auf unsere Phantasie wirkt und die wir nicht stören wollen, wenn wir sie herbeiriefen. Das sollte die ganze Raison der Brautnächte sein, und keineswegs eine Reflexion auf die Gesetzlichkeit und Possen der Priester, mit welchen die Liebe, das Herz und die Leidenschaft nichts gemein haben". 2.)

Gerade dieser übertriebene Ton, diese doktrinäre Leidenschaftlichkeit, mit der Gutzkow die legale Ehe überhaupt preisgab, mußte dazu beitragen, daß er später als Feind der Ehe verschrieen wurde. Hier fand Gutzkow wirklich den Weg geebnet durch seine beiden Vorbilder Schlegel und Schleiermacher, die in der Betonung der ethischen Seite der Ehe sich entsetzten vor einer Verbindung zwischen zwei Menschen, die auf nichts anderes gegründet und durch nichts anderes festgehalten war als durch eine gesetzliche Formel der Kirche und des Staates. „Die Natur allein", so hieß es schon in der Lucinde, „ist die wahre Priesterin der Freude, nur sie versteht es, ein hochzeitliches Band zu knüpfen. Nicht durch eitle Worte ohne Segen, sondern durch frische Blüten und lebendige Früchte aus der Fülle ihrer Kraft". 3.) Doch mehr als literarische Anregung wird hier sein persönlicher Zorn gegen die Kirche gewirkt haben. Zündstoffe zu diesem revolutionären Ausbruch fanden sich genügend in der Gemütsverfassung des jungen Autors, die in jenen Tagen, in denen er die Vorrede schrieb, gewiß eine sehr verbitterte gewesen sein muß. Lag

---

1.) Vgl. Subotic a. a. O. S. 28, ebenso Bergmann a. a. O. S. 67.
2.) XXV. Anm. Auf diese Bravourstelle, bei der man nicht im Zweifel sein könne, was unter dem: Die Herzen trauen, gemeint sei, verweist schon eine anonyme Schrift: „Votum über das Junge Deutschland" Stuttgart 1836, Verlag von S. G. Liesching S. 18. Dieselbe Stelle wird auch angeführt in der Schrift „Das junge Deutschland". Ein theologisches Votum in einer akademischen Rede von Karl Hase, Parchin und Ludwigslust 1837. 3.) Lucinde a. a. O. S. 96.

doch hier neben seiner ursprünglichen Anschauung, die er schon in Maha Guru über den kirchlichen Einfluß auf die Ehe geäußert hatte, auch seine eigenes Erlebnis mit Rosalie Scheidemantel zugrunde, wodurch sein Haß gegen die Kammerdiener Gottes, wie er sie mit überlegenem Spotte schon gleich zu Beginn abgefertigt hatte, schon ohnehin aufs Höchste gesteigert war.

Aus den bisherigen Darlegungen wird schon zum großen Teil ersichtlich geworden sein, wie Gutzkow zu Schleiermachers Auffassung der Lucinde und zu dessen Vertrauten Briefen steht. Er bedauert es, daß Schleiermachers Verteidigung viel zu wenig eine Streitschrift gegen Gemeinschaftsverhältnisse sei. Das Soziale sei jenem viel zu sehr als das „Konversationelle" erschienen. Schleiermachers Evangelium des neuen Geschlechtsumgangs sei nur eine „dialektische Verwicklung" gewesen, welche nichts anderes übrig ließ zum Resultate, „als daß man doch im gesellschaftlichen Umgang ausgehen möchte von der Tatsache zweier Geschlechter, von der Verbannung der Prüderie und der Toleranz gegen jeden hübschen Witz, den man unter Engländerinnen unterdrücken müßte". 1.) Im wesentlichen also stellt Gutzkow eher eine abschwächende Wirkung der Vertrauten Briefe fest und wünscht eine Apologie der Lucinde in viel leidenschaftlicherem Sinne mit verstärkter Unterstreichung des erotischen Moments. Er wünscht die Sache, „auf die zuletzt doch alles ankommt", und von der sich Schleiermacher doch so „ziemlich ferngehalten", mit offenem Namen genannt zu sehen, so wie er es selber ja auch mit brutalster Rücksichtslosigkeit unternahm.

Denselben Vorwurf erhebt er auch gegen den Lucindedichter. „Warum" so fragt der Jungdeutsche, „müssen diese genialen Menschen Maler sein?" Diese ganze Staffage mache die Sache, um die es sich handle, unreell, und „wir dürsten nach Realität und Abschaffung jenes Unrechts, das die Poesie nur an Dichter und Maler verteilt". 2.) Gutzkow sieht die ganze Frage als sozial an. Das Verhältnis in der Lucinde schien ihm zu einseitig und abstrakt, weil es keinen Zusammenhang mit der sozialen Wirklichkeit behauptete, und alles nur in subjektiven Phantasien ausführte, wie denn auch schon Schleiermacher im dritten Brief durch Ernestine den Zusammenhang von Liebe und Welt vermißte. 3.) „Meisterhaft" indeß findet Gutzkow die Einzelheiten des Romans, die „zahlreichst zerstreuten, tiefen Bemerkungen über Schönheit, Liebe, Hingebung, Geschlecht". 4.)

Besonders das sinnliche Element in Schlegel's Darstellung, das in der Tat das seelische zu überwiegen scheint und der Auffassung sexueller Libertinage Vorschub leisten muß, war für Gutzkow's Auffassung

1.) XXIX. 2.) XXIII. 3.) Vertraute Briefe, Gutzkow a. a. O. S. 36. 4.) XXV.

der Genialität der Liebe bedeutsam. „Die rechten Nerven der Liebe sind auch wahrlich die kleinen Genüsse, welche den abstrakten Ausdruck, daß man sich wechselseitig das Universum sein müsse, erst möglich machen. . . . . Reich sein in den Details der Liebe macht die Liebe zu einer ewigen Steigerung oder doch zu einem Genusse, welchem nie genug geschieht". 1.) Das klingt frivol und abstoßend, und beweist nur allzudeutlich, daß es ihm nur um eine Verherrlichung des Sinnlichen zu tun ist. Aber das Reflektieren über den Genuß hatte auch schon Ernestine in dem dritten der Vertrauten Briefe an Schlegel's Lucinde gerügt. Gerade diese Feststellung, daß immer nur die eine Seite von dem jungdeutschen Reformator der Liebe aus der Lucinde herausgegriffen wird, beweist nur allzu ersichtlich, wohin seine Genialität der Liebe zielen soll. Wohl sagt er unter Anerkennung des Grundgedankens der Lucinde: „Dies meisterhafte Buch wollte das Fleisch mit dem Geiste in Liebe versöhnen". 2.) Aber diesen Gedanken nachdrücklich in seiner ganzen Bedeutung, den er für seine Vorgänger hatte, zu verfolgen, all die Probleme, die darin erfaßt und durchgeführt waren, zu untersuchen, das unternahm er nicht. Nur so konnte er auch zu dem Urteil kommen, die Romantik Schlegel's sei eine „Liebe ohne Gegenstand". Trotzdem wünschte er, daß die Lucinde eifriger gelesen werden soll, „unserer eigenen krüppelhaften Liebe wegen".

Nur eigene, persönliche Zustände habe Schlegel geschildert und deshalb könne man von der Lucinde kein „soziales Resultat" erwarten. 3.) Die Lucinde wäre nicht in so frühzeitige Vergessenheit geraten, hätte Schlegel eine „soziale Revolution" im Auge gehabt. Mochte nun auch Schlegel's Roman soziale Tendenzen geäußert haben in der Polemik gegen die Welt der unbegründeten Vorurteile, gegen die Ehen der Durchschnittsmenschen, „wo der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Manne nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenzen liebte", und „beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum", 4.) so waren das doch nur Streiflichter, die dem Leser entgehen mußten. Gutzkow jedoch beabsichtigte eine soziale Revolution. Die Literatur muß der Revolution der Sitten immer voraus gehen. Dieser Gedanke wiederholt sich immer wieder in den Jugendwerken Gutzkow's. So wird ihm das ganze Buch Schlegel's nur ein Ausdruck des erotischen Individualismus, eine „künstlerische Anomalie". 5.)

Und dies war die Lucinde auch für die übrigen Jungdeutschen. Laube lehnt sich eng an das Urteil Heine's, dem bekanntlich die „liederlich romantische" Lucinde ein sinnlich witziges Weib, eine Mischung und

1.) **Ebda.** 2.) XXII. 3.) XXIV. 4.) **Vgl. Kluckhohn, S.** 378. 5.) XXIII.

Zusammensetzung von zwei Abstraktionen, von Witz und Sinnlichkeit war. 1.)

Für den eifrigen Heineschüler Laube ist außerdem das sinnliche Element nicht plastisch genug zum Ausdruck gebracht; dadurch sei eine „raffinierte Mißform" entstanden, die durch die romantische Ironie, „den Bestand ins Ich zu verflüchtigen" eine Verknüpfung der Gegensätze des Geistigen und Sinnlichen nicht erreicht. 2.)

Schwebte auch für Mundt die Lucinde Schlegels in ihrer „aufgelösten, symphonieartigen Behandlung" so sehr in der Luft, daß man „überhaupt nicht weiß, ob man es in der Lucinde mit der Ehe, oder bloß mit einer organisierten Libertinage zu tun hat", so sah er doch sehr richtig in dem Grundgedanken Schlegels und Schleiermachers das Ergebnis einer neuen Weltansicht, die „mit einem allgemeinen Grund aller Lebenserscheinungen seit der Revolution" historisch zusammenhing. 3.) Nicht uninteressant ist es, daß auch Mundt im Begriff stand, über die Schleiermacher'schen Briefe zu schreiben, wie aus einem Briefe Mundts an Varnhagen vom 23. April 1835 hervorgeht. Um nicht den Schein einer absichtlichen Erwiderung auf jene „in so schmutziger Weise" bevorwortete Ausgabe zu erwecken, habe er seinen Aufsatz sofort eingestellt, in der Absicht, Gutzkow später genau zu „charakterisieren". 4.)

Den eifrigsten Verteidiger, freilich ganz in jungdeutschem Sinne, fand Gutzkow für seine Herausgabe der Schleiermacher'schen Briefe in Wienbarg, mit dem ihn damals die engste Waffenbrüderschaft verband. Die Vertrauten Briefe waren für Wienbarg das „Traumbuch und die mystische Apokalypse jungfräulicher Sehnsucht", das „freudige Evangelium blühender, entknospeter Lippen". Er sieht inmitten der wohlbekannten, liebenden Gestalten, der Romeo mit Julie, der Abälard mit Heloise, der Petrarca und Laura den „göttlichen Schleiermacher, mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen", darunter natürlich den damals noch dreiundzwanzigjährigen Gutzkow, diesen „vom Geiste der Liebe" auserlesenen, „jugendlichen Templer, den kühnsten Soldaten der Freiheit und den anmutigsten Priester der Liebe, (sic!) den Deutschlands Boden trägt". 5.) Mit einem Wust von Phrasen gegen die „Frau Mumie Theologie", gegen alle die Liebe verketzernden „Pharisäer und Zeloten" und nach spaltenlangen Auszügen aus den Vertrauten Briefen feiert er den jungen Schleiermacher, der nun wieder öffentlich „Arm in Arm mit Gutzkow (!) auftreten darf. 6.) Durchaus meisterhaft und richtig findet er Gutzkow's Charakteristik der

1.) Elster V. S. 268 ff. 2.) Laube Lit. Gesch. III. S 121, 146, 241. 3.) Mundt Lit. Gesch. S. 55 ff. 4.) Vgl. Houben Gutzkow Funde S. 46. 5.) Lud. Wienbarg. „Zur neuesten Literatur", erschienen Hamburg 1838, mit einer Vorrede von Juni 1835, S. 158. 6.) Ebda. S. 162.

Lucinde. Schleiermachers illimitierte Bewunderung der Lucinde sei die einzige Schwachheit der Vertrauten Briefe. „Wie verzeihlich aber war sein Irrtum. Er glaubte an die Kraft und die Zauberei der Liebe, die aus dem zierlichen Malerstock des Julius gelegentlich eine Herkuleskeule zaubern könnte“. Diese kräftige Ausdrucksweise entsprach ganz und gar der Art des Verfassers der ästhetischen Feldzüge, der im übrigen gerade für unsere Problemstellung wenig in Frage kommt.

Wie sehr man überhaupt die Lucinde mißverstanden hat und auch mißverstehen konnte, zeigt die ebenfalls hierher gehörende Fortsetzung, die Christern 1842 unter Berufung auf die Schleiermacher'schen Briefe, die auf einen zweiten Teil hindeuten, als „Bekenntnisse einer Ungeschickten“ entsprechend dem Untertitel von Schlegel's Roman „Bekenntnisse eines Ungeschickten“ herausgab. 1.) Was er an tiefsinnigen Gedanken in seine Abschnitte: „Die Mythe meiner Jugend“, „Die schönste Tat“, „Liebe und Ehe“ hineinverwebt, ist oft wortwörtlich seinem Vorbilde entlehnt. Die Betonung der Einheit und Gleichheit des Sinnlichen und Geistigen bleibt derart äußerlich, daß er seiner Lucinde eine Entwicklung und Erziehung angedeihen läßt, die es überhaupt zweifelhaft macht, ob hier ein Knabe oder ein Mädchen erzogen werden soll. Dadurch, daß alles vermieden wird, was zur weiblichen Bildung gehört, soll nicht etwa das Geschlechtsbewußtsein unterdrückt, sondern nur die Grundanschauung in Schlegel's Roman verdeutlicht werden. Die Fortsetzung, die Christern in den „Lehrjahren der Weiblichkeit“ gibt, ist darum alles andere als ein Gegenstück zu den „Lehrjahren der Männlichkeit“. Fast abstrakt und blutleer wirkt dieses rein konstruierte Wesen seiner Lucinde. Aeußerlich freilich sind diese Lehrjahre ein treuer Abklatsch, der bis auf Szenen und Motive Schlegel nachgebildet ist. Begegnen wir, um nur ein Beispiel zu nennen, bei letzterem dem Motiv von dem halbverführten Mädchen, so finden wir bei Christern einen Jüngling, der im Augenblick verlangender Hingabe in Betäubung zurücksinkt.

Am törichtsten erscheint jedoch, was Christern in seinem Dialog: Liebe und Ehe äußert. Entweder hatte er die hohe Bedeutung der Elternschaft für die Liebe der Gatten, wie sie in Schlegel's Lucinde in schönen Worten ausgesprochen war, übersehen, oder aber die rein äußerliche Betonung der Synthese von Geistigem und Sinnlichem auch hier wieder blindlings hervorheben wollen. Die Verheißung, daß Lucinde Mutter wird, erfüllt Julius in Schlegel's Roman mit glücklichster Zuversicht. Jetzt erst glaubt er Vollendung zu einer „wahren“, „echten“ Ehe zu erhalten. „Was vorher war zwischen uns, ist nur Liebe gewesen und Leidenschaft. Nun hat uns die Natur inniger verbunden, ganz und

1.) Friedr. Schlegels Lucinde, Hg. u. fortgesetzt von Christern, Hamburg und Leipzig 1842. (Schubert u. Co.)

unaufgelöst". 1.) Ihre gegenseitige Liebe steigert sich in der beglückenden Erwartung des Kindes. Das direkte Gegenteil hören wir bei Christern. Für ihn ist die Ehe das „Grabmal der Liebe", wenn sie geweiht wird durch die Mutterschaft. „Die Harmonie zweier Wesen", so lesen wir in seiner Fortsetzung, „kann nicht mehr bestehen in Geist und Wahrheit, weil die Dreiheit, der Keim zu neuer Liebe, jene aufhebt". 2.) Die höchste Liebe verwandelt sich in tiefste Wehmut, der höchste Moment der Liebe wird auch das Grab der Liebe durch die Bestimmung der Schöpfung, durch das „Resultat und Zeichen der Ehe". „Jener Knabe, der so schuldlos dazuliegen scheint, ist durch sein bloßes Dasein schon ein Vatermörder (!), weil das höchste Sein seines Vaters in der Liebe lebte". 3.)

An sozialen Tendenzen fehlt es bei Christern natürlich nicht, standen doch auch für ihn Schlegel, Georges Sand und die Literatur des jungen Deutschlands im „Kausalnexus". „Ist es nicht betrübt", so fragt er er einmal, „daß in der Gesellschaft Jüngling und Jungfrau, Männer und Frauen wie Feuer und Wasser gegen einander überstehen?" (wörtlich zitiert). Auch die Frage der ersten Liebe ist für Christern zeitgemäß. Jeder „vernunftvollen Liebe" steht „die von den Kindsbeinen auf eingepflanzte Neigung", dies „Verlieben und Halten eines eingeimpften und unbewußten Schwures" gründlich im Wege. 4.)

Doch kehren wir zurück zu Gutzkow's Vorrede der Vertrauten Briefe. Er habe das Thema, so schreibt er am Schluß derselben, diese neue „der Kirche und dem Schlendrian" feindliche Theorie nur angeben wollen, „dem Roman sei es empfohlen, diese Grundsätze zur Anschauung zu bringen", — was er denn auch in der „Wally" versuchte — der „doktrinelle" Ton sei hier Entweihung, während die Poesie energischer zum Herzen spreche.

Er konnte es nicht unterlassen, seinen Groll noch einmal gegen diejenigen auszuschütten, die ihm sein eigenes Herzensglück vergiftet hatten und so schrieb er anklingend an Lessing's Ton bei der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente, die er übrigens — wiederum psychologisch interessant — ebenfalls neu herauszugeben gedachte: „Die Vikare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Vorrede genossen haben, mögen mir ihre Kirchtüren verschließen, die ich nicht suche, und Sakramente entziehen, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht, nicht wahr Rosalie? . . . . Ach hätte die Welt nichts von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" 5.) Eine Ironie des Schicksals war es nun freilich doch, daß Gutzkow bei seiner

1.) Ebenda, S. 157. 2.) Ebda. S. 321. 3.) Ebda. 4.) S. 279, 303. 5.) XXXVI.

Heirat im Juli des darauf folgenden Jahres mit Amalie Klönne, der Pflegetochter des schwedischen Gesandten von Freinsheim, die Demütigung erfahren mußte, daß ein Pfarrer Meidinger, ein Vetter seiner Frau, sich die Gelegenheit zu einem Triumph der Kirche über einen ihrer Widersacher nicht entgehen ließ.

Die Wirkung von Gutzkow's Vorrede zu den Vertrauten Briefen war zunächst eine Unzahl von heftigen Kritiken für und wider ihn. Doch das hatte er beabsichtigt, er wollte ja den Stein zur sozialen Umwälzung ins Rollen bringen. Daß Gutzkow überhaupt erst kurz nach dem Tode Schleiermachers gerade dieses Buch von ihm herausgab, und daß er gerade Schleiermacher, wenn auch der romantischen Schule angehörig, zum Mitkämpfer für seine Reformation der Liebe warb, mußte gleichsam wie Hohn wirken auf alle die frommen Nekrologe, die die orthodexe Geistlichkeit am frischen Grabe des Verstorbenen sprach. So konnte es nicht ausbleiben, daß die kleine Schrift recht bald verboten wurde und der Autor als Atheist verschrieen wurde. Selbst persönliche Freunde, wie die Schauspielerin und Schriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer machten ihm darüber so heftige Vorwürfe, daß eine Unterbrechung der Freundschaft die Folge war. 1.) Der Oberkirchenrat von Berlin in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung und andere Organe der Orthodoxie warnten vor dem „neuen Wiedertäufer und falschen Propheten". Man sagte ihm nach, er wolle die Ehe ganz abschaffen und Grisetten an die Stelle der Hausfrauen einführen. 2.)

Der Erfolg dieser kleinen Schrift, oder vielmehr das Gefühl, sich als Autor derselben nunmehr überall genannt und seinen Namen heiß umstritten zu sehen, ermutigte den vierundzwanzigjährigen Schriftsteller immer mehr in seiner freigeistigen Ueberzeugung. „Mir ist es daran gelegen, die Kirche aufzulösen und an der Verflüchtigung des Staates zu arbeiten. . . . . . Jetzt gebe ich die Wolfenbüttler Fragmente nebst Vorrede heraus zu dem Zweck", 3.) schrieb er an Gustav Schlesier am 18. Mai 1835. Einen noch stärkeren Umfang nahmen die Gärungen auf theologischem Gebiet, als um dieselbe Zeit das „Leben Jesu" von D. F. Strauß erschien, und einen Sturm der Entrüstung in der ganzen gebildeten Welt hervorrief. Diese Stimmung ließ Gutzkow sehr schnell auf Lessing's Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente von Hermann Samuel Reimarus zurückkommen, um sie dem größeren Publikum ähnlich wie Schleiermacher's Vertraute Briefe zugänglicher zu machen.

Um dieselbe Zeit war ihm ein besonderer Vorfall begegnet im Hause des ihm befreundeten Arztes Dr. Clemens in Frankfurt. Ein junges Mädchen wird plötzlich bei der Berührung theologischer Streitfra-

1.) Lebenserinnerungen II, S. 156. 2.) Vgl. Proelß S. 566. 3.) Jgd. Sturm und Drang S. 33.

gen in die größte Aufregung versetzt. „Die Augen weit aufgerissen", so berichtet Gutzkow, „rief sie mir entgegen: davon reden Sie nicht, an all das nur denken macht wahnsinnig!" 1.) Dieser Vorfall im Verein mit dem Kern des Auszuges aus den Wolfenbüttler Fragmenten gab ihm die Veranlassung zu dem Roman „Wally, die Zweiflerin".

Was „Werther" für die Durchsetzung des leidenschaftlichen Gefühlslebens bedeutet hatte, sollte sein neuer Roman „Wally" für die Reform der Geschlechter werden. Im „Werther" hatte Goethe die Empfindsamkeit der Zeitgenossen dargestellt, in der „Wally" versuchte Gutzkow die Zweifelsucht und die Hoffnungslosigkeit seiner Zeit, die in den skeptischen Briefen der Rahel und der Verzweiflungstat der Charlotte Stieglitz ihre Früchte gezeigt hatten, in Romanform wiederzugeben. Einen „weiblichen Werther" des 19. Jahrhunderts habe er schreiben wollen, gesteht Gutzkow in der Vorrede zur Neuausgabe von 1852. Aber sogleich öffnet dieses Bekenntnis die Augen über den Abstand beider Romane, denn weder in künstlerischer, noch in literarischer Hinsicht kommt ein Vergleich auch nur irgendwie in Frage. Nur als historisches Dokument, soweit darin ein Einblick in die Seele der Zeit wiedergegeben wird, hat der Roman eine gewisse Bedeutung.

In Heidelberg, in der zweiten Hälfte des Monats Mai 1835, begann Gutzkow seinen Roman, und schon am 12. August desselben Jahres erschien seine „Wally" in Löwenthals Verlagshandlung in einem Umfange von zwanzig Bogen, gerade knapp genug, um der Zensur aus dem Wege zu gehen. Der ganze Roman zerfiel in drei Bücher, von denen das erste in einer kleinen Residenzstadt und im Taunusbad Schwalbach, das zweite ebendort und darauf in Paris, das dritte wieder in einer Residenzstadt spielt. Mangel an Handlung, dafür aber eine Fülle von Erörterungen über Religion und Moral charakterisieren den Roman, der die Grundsätze seiner Reformation der Liebe zur Anschauung bringen sollte.

Wir werden nun nicht umhin können, zwei besonders aufschlußreiche Partieen einigermaßen ungekürzt wiedergeben zu müssen, weil in ihnen Gutzkow's Anschauungen am deutlichsten zum Ausdruck gebracht werden, und eine Verkürzung nur eine Entstellung bedeuten würde.

Auf weißem Zelter sprengt die zwanzigjährige Wally an Caesar vorüber, und läßt fünf Ringe zu seinen Füßen fallen, aus einer Laune ihrer Koketterie, für die er fünf Duelle ausfechten muß, bevor er sie kennen lernt. Caesar folgt Wally ins Bad nach Schwalbach. Auf einem sonnigen Ausflug bricht schließlich die Starrheit von Wallys gemachter Empfindungslosigkeit. Caesar ist beglückt, aber ganz bezeichnend heißt

1.) Lebenserinnerungen II. S. 161.

es dann weiter: Nicht die Liebe zog ihn zu Wallys Füßen, sondern der Gedanke an eine Humanitätsfrage, der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir überdrüssig der konventionellen Formen des Lebens zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „Oh warum dieses Gehäuse von Manieren, in welches du Spröde dich zurückziehst? Warum diese Verhüllung des Menschen in und an dir? Warum Zurückhaltung, du mein Bruder, du meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast? Ach wie seh ich rings um mich her eine so reife Ernte von Liebe und Schönheit! Warum zögern bis auf Jahre, daß ich sie breche? Warum nicht das Entzücken, daß wir alle Menschen sind, schwach und stark, sterblich und unsterblich! Diese unsichtbaren Barrieren, welche die Menschen trennen, welche auch den Jüngling vom Mädchen trennen, müssen fallen. . . . . Weib, in deinen Augen, in den Formen deines Körpers bist du überreif zur Liebe: und wenn ich dich heute zum erstenmal sähe, so pflückt' ich dich, denn wir sind die Kinder eines und desselben Planeten, ich Mensch: wie du, beide alternd, beide den Tod fürchtend, beide elend. Was weichst du mir aus?" 1.)

Wally zerfloß in Tränen, sie ließ die Umarmung zu und fühlte das Entzücken, „statt eines Weibes Mensch zu sein. Sie zitterte bei dieser echt philanthropischen Vorstellung, welche, wenn sie allgemein würde, die Welt durchaus umgestalten, und ihre schwierigen Fragen im Nu lösen müßte". Sie fühlte sich als „das schwache Glied der großen Wesenkette", die Gott erschaffen hat, „weil sie wußte, daß sie vor der Wahrheit und Natur ganz nackt und bloß mitleidenswürdig war, weil sie zuletzt glaubte, daß diese heißen Küsse, welche Caesar auf ihre Lippen drückte, allen Millionen gälten unterm Sternenzelt". 2.)

Doch trotz dieser vorübergehenden Aufwallung gelangen die beiden nicht zu einem engeren Anschluß. Caesar bleibt verschlossen und reflektiert viel. Wally verharrt in einer Empfindungslosigkeit, vor der sie selber zittert. Der Aufenthalt in Schwalbach wird ihr unerträglich. Ihre Abreise beschließt das erste Buch des Romans.

Derselbe Mangel an Technik, dieselbe künstliche Knappheit des Ausdrucks, dieselbe Unerquicklichkeit der Charaktere begegnen ebenfalls im zweiten Buch.

Wally geht eine Konvenienzehe ein mit einem abgelebten Diplomaten, dem sardinischen Gesandten, der nur ihre Mitgift liebt und sich später als ein Ausbund von Schlechtigkeit entlarvt. Jetzt erst gesteht Wally Caesar ihre Neigung und ruft ihn zu einem Stelldichein bei sich. Caesar schwimmt in Entzücken. „Oh Wally" ruft er aus, „ich will nicht

1.) „Wally, die Zweiflerin", Roman von Karl Gutzkow. Kritische Ausgabe von Eugen Wolff, Jena 1905, S. 45 ff. 2.) Ebda. S. 46.

grausam sein! ich dringe nicht auf den Besitz dieses göttlichen Leibes, dessen Seele mich stets umhauchen wird. Aber — Oh Gott!" 1.) Caesar erzählt ihr von einem Gedicht des Mittelalters, dem Titurel und seiner bezaubernden Sage, wonach Tschionatulander, bevor er in die Welt hinaus muß, Sigunen bittet, ihn durch ihre Schönheit gleichsam fest zu machen und sich ihm in vollkommener Nacktheit zum vielleicht ewigen Abschied zu zeigen. Nach diesem Vorbild bittet Caesar Wally, sich vor der Hochzeit mit dem sardinischen Gesandten mit ihm geistig zu vermählen. Stolz und empört über den Antrag verläßt ihn Wally auf der Stelle. Doch schon im nächsten Augenblicke war sich Wally mit ihrer Tugend „abgeschmackt" vorgekommen. „Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetische höher steht als alle Gesetze der Moral und des Herkommens." 2.) Sie schlug die rührende Geschichte des mittelalterlichen Gedichtes nach und „beugte und wand sich mit all ihren schönen Grundsätzen und den Lehren, die sie ihrer Erziehung, ja selbst ihrer vernünftigen Ueberlegung verdankte, vor dem Ideale des Naturschönen". „An ihr schien die Reihe der Scham zu sein." Sie beschwört Caesar, sie an ihrem Hochzeitstage zu besuchen: „Ich schäme mich vor Ihnen, daß ich Scham hatte".

Der Vorgang selbst wird nur andeutend gegeben. „Und an Wallys Hochzeitstage zeichneten die Unsichtbaren ein reizendes Gemälde in altem Stil, zart, lieblich. . . . . Zur Rechten des Bildes aber im Schatten steht Tschionatulander im goldenen, an der Sonne funkelnden Harnisch. . . Das Auge staunt, ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber schwillt aus den Sonnennebeln heraus ein Bild von bezaubernder Schönheit und Sigune, die schamhafter ihren Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken sucht. Sie steht da, hilflos, geblendet von der Torheit der Liebe, die sie um dies Geschenk bat, nicht mehr Willen, sondern zerflossen in Scham, Unschuld und Hingebung. Sie steht ganz nackt, die hehre Gestalt mit jungfräulich schwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, welche von der Brust bis zur Zehe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die ganze Ueppigkeit dieser Situation heilige, blühen nirgends Rosen, sondern eine hohe Lilie sproßt dicht an dem Leibe Sigunens hervor und deckt symbolisch, als Blume der Keuschheit, an ihr die noch verschlossene Knospe ihrer Weiblichkeit. Alles ist ein Hauch an dem Bilde, ein stummer Moment. . . . . Das ganze ist ein Frevel; aber ein Frevel der Unschuld.

So stand Sigune einen zitternden Augenblick, da umschlang sie rücklings der sardinische Gesandte, der seine junge Frau suchte. . . . . Die Vorhänge fielen zurück und Tschionatulander wankte nach Hause. Der Gesandte ahnte nichts. Tiefes Geheimnis". 3.)

1.) S. 72. 2.) S. 75. 3.) S. 93.

So hatte sich Wally auf ewig Caesar verpflichtet. Mit ihrem Gatten, dem sardinischen Gesandten, reist sie nach Paris. In seinem Bruder, einem exzentrischen Menschen, schürt der Gesandte eine unselige Neigung zu Wally und sucht daraus Gewinn zu ziehen, indem er das Vermögen seines schwärmerischen Bruders nach und nach an sich bringt. In seiner höchsten Verzweiflung erschießt sich Jeronimo, der Bruder des Gesandten, vor Wallys Augen .Zur rechten Zeit erscheint Caesar und befreit Wally aus den Intrigen des Gesandten. Beide kehren in ihre heimischen Verhältnisse zurück. Damit schließt das zweite Buch. 1.)

Das letzte Buch besteht aus drei Teilen, aus Wallys Tagebuch, Caesars Geständnissen über Religion und Christentum und endlich ein paar Seiten, die Wallys Ende aufzeichnen. Wallys Tagebuch beginnt mit dem Geständnis, wie sehr Caesars Liebe sie beglückt. Doch bald gesteht sie, daß ihre jüdische Freundin Delphine von Caesar vorgezogen wird. Dazu hat die Ehe mit Delphinen für Caesar noch einen besonderen Reiz. Er hat eine „ganz heillose Ansicht von der Ehe, und will die letztere durchaus nicht als ein Institut der Kirche gelten lassen. Das Sakrament der Ehe ist nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen". Zu diesem Schmerz über die Liebe Caesars zu Delphinen gesellt sich die Unruhe über die innere, religiöse Skepsis. Der Eindruck der Geständnisse über Religion und Christentum, die ihr Caesar schickt, wirkt vernichtend auf ihr Gemüt. Ohne Religion glaubt sie nicht leben zu können. Mit einem Dolchstoß vollbringt sie den Todesstoß. Damit schließt das letzte Buch.

In poetischer Hinsicht sind die wenigen Blätter, die uns von den letzten Stunden Wally's berichten, bei weitem das Beste von den ganz ungleichen Bestandteilen dieses Romans, der von Anfang bis zu Ende den Eindruck einer künstlichen, mühsamen Reflexion macht. 2.) Zuviel Fäden

---

1.) S. 78 ff. Anm. In der späteren Ausgabe der gesammelten Werke von 1852 fügte der Dichter hinzu: „Tiefes Geheimnis bedeckte die geistige Vermählung, welche eben die geschlossen haben, die sich liebten und nicht besitzen durften. War nun Wally nicht doch Caesars Gattin?" S 68. Die Ausgaben seiner ges. Werke von 1852 u. 1874 zeigen in zahlreichen Wendungen ängstlich überarbeitete Fassungen, besonders an unvorsichtigen Ausdrücken, wie denn beide Ueberarbeitungen den Standpunkt des Verfassers von vornherein anzudeuten suchten, indem sie den ominösen Romantitel einem Haupttitel „Vergangene Tage" unterordneten. Vgl. hierzu Wolff a. a. O. IX. 2.) Anm. Schon Börne schrieb schrieb über den Roman: „Wally après avoir vécu selon la loi de la chair, et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle même en terminant sa vie par un suicide . . . . la lecture de Wally dégoutera tout le monde". Vgl. La Balance, mars 1836, Ges. W. VII. S. 215. Aehnlich äußert sich Gutzkow's Zeitgenosse, der französische Literarhistoriker Marc Saint René Taillandier: „Le rôle qu'il a choisi, est celui du scepticisme le plus froid et le plus désespéré. Non je ne puis croire que ce mépris glacial ne soit pas un masque

verschiedenster Art, zuviel Antriebe und Absichten laufen hier zusammen, und dafür sind schon bezeichnend die Haupthelden des Romans, in denen die Züge der verschiedensten Zeiterscheinungen wieder zu erkennen sind. So zeigt die Titelheldin Verwandtschaft bald mit Rahel, bald mit Charlotte Stieglitz. Von selbsterlebten Vorbildern wird die Jüdin Delphine Ladenburg, das Mädchen, mit dem Gutzkow den genannten Vorfall erlebte, Modell gestanden haben. 1.) Daneben mochte nicht zuletzt die gefeierte Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeiffer äußere und innere Züge für das Wally-Bild hergegeben haben. Hatte Gutzkow doch den Hochsommer 1834 gerade in Schwalbach in angeregtem Verkehr mit ihr zugebracht. 2.) Zu den aufgezählten Vorbildern kommen als letzte, und in künstlerischer Hinsicht vielleicht als bedeutendste Faktoren hinzu die Romane „Lelia" und „Indiana" der Georges Sand. Die Lektüre Wallys erinnert auf den ersten Blick an beide Romane. Aus dem letzteren entnahm Gutzkow vorzüglich die Zeichnung der Handlung, bei der Lelia, die Gutzkow selber als das Vorbild für die Wally, „die französische Hexe Lelia in deutschem Gewande" bezeichnet, 3.) ging die Abhängigkeit des jungdeutschen Autors soweit, daß man manchmal nur eine Wiederholung der von Lelia geäußerten Aussprüche finden möchte. Bühlmann, der das Abhängigkeitsverhältnis näher untersucht, findet eine „frappante Aehnlichkeit" in der Liebesauffassung Wallys und Lelias und nicht minder eine Beeinflussung Gutzkow's in der Schilderung der Charaktere der übrigen Personen seiner Dichtung.

Es liegt auf der Hand, daß bei einem Aufwand von Vorbildern so verschiedenster Art eine solch verzerrte und unwahre Figur wie die Wally entstehen mußte. Dazu tritt dann die typisch Gutzkow'sche Frauenauffassung. Wie schon die Einführung der Heldin auf weißem Zelter, von zahlreichen Kavalieren umgeben, emanzipierte Züge aufweist, so bleibt dieser Zug ein Charakteristikum in der ganzen Dichtung. Ohne Sinn für die Schönheit der Landschaft, für Musik und Gesang, steigert sich Wallys Empfindungslosigkeit bis zum Haß gegen ihr eigenes Geschlecht. „Ich muß mich, ich muß die Frauen hassen" sagt sie von sich selber, „von Natur sind wir grausam und zu den Gefühlen, welche wir zu äußern wohl unter Umständen fähig werden, haben wir ursprünglich nur die bloßen Anlagen. Glauben Sie es Caesar, die Frauen gedeihen

. . . . j'y vois trop l'effort et l'affectation". Histoire de la Jeune Allemagne 1848. S. 13. (Der Titel ist irreführend! Das Buch behandelt die ganze Literaturperiode von 1830 bis 1845.)

1.) Gutzkow Funde S. 193, ebenso S. 167. 2.) Lebenserinnerungen II, S. 136, 100. 3.) Vgl. das Vorwort zur Ausgabe von 1852, vgl. Reinhold Bühlmann „Zulassungsarbeit zum Staatsexamen aus den neueren Sprachen", München 1912 zitiert bei Subotic S. 22 ff.

nur durch die Männer. Sie selber wären imstande, sich untereinander zu zerfleischen. . . . . Was wir von dem Gefühl ursprünglich haben, das ist mehr Schauer als Bewußtsein, mehr tierische Furcht als Reflexion einer edlen Seele." Was könnte bezeichnender klingen für Gutzkow's Frauenauffassung als diese Worte Wallys? Spiegeln sie nicht die ganze Unruhe, Unausgeglichenheit, das freud- und friedlose Lebensgefühl wieder? Das sind Frauen, die wirklich nur immer getrieben werden von einer ängstlichen Hast, die selber erschrecken vor der pflanzenartigen Bewußtlosigkeit in welcher sie leben. Sie leiden an einem unheilbaren Schmerze, den sie selber nicht nennen können. Hatte schon G. Sand gefragt: Quel est donc ce crime de tenir une moitié du genre humain dans une éternelle enfance? so verfluchte Wally die Unmündigkeit ihres Frauentums, den „Ideenkreis", in welchen sie die Erziehung hinein geschleudert hatte. „Das ist der Fluch: man verlangt nichts von uns, man will gar nichts, es kommt gar nichts darauf an." 1.) Auch hier ist der männliche Zug dauernd im Widerstreit mit der Weiblichkeit ihres Wesens, ähnlich wie die Jungdeutschen selbst vielfach eine Zweiseelennatur besitzen.

Denselben modern realistischen Zug zeigt auch die zweite Frauengestalt, die Jüdin Delphine. Sie ist ganz voraussetzungslos und rein auf ihr Temperament gestellt. „Sie würde jeden lieben, der sie liebt". 2.)

Der skeptische Charakter Caesars trägt manche individuelle Verwandtschaft mit dem Verfasser der Wally, wenn er auch nicht ganz das Ebenbild Gutzkows wiedergibt. Das Evangelium des Egoismus: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! gilt Caesar auch für seine Liebesauffassung. „Ist es erhört, was der Enthusiasmus nicht alles in den gefühlvollen Beziehungen der Geschlechter oder in der Freundschaft der Geschlechter zu entdecken glaubte. Wer kann das alles leisten!" 3.) Wenn auch Wally von Caesar schreibt, er müsse jede lieben die ihn liebt, so ist das bei Caesar nur Egoismus, Caesars Liebe ist eine Aufgabe, die sich seine eigene Eitelkeit stellt.

Und hiermit gelangen wir auf die Frage der Problemstellung der Wally. Was hat Gutzkow mit seinem Roman dartuen wollen? Hat er nur einen Konflikt zeigen wollen zwischen der ganz oberflächlichen Bildung Wallys und der Macht der Religion, infolgedessen Wally zugrunde gehen muß? So mannigfach wie die Anregungen, so vielfach könnten auch die Probleme in der Wally erscheinen. Der Kerngedanke jedoch liegt in dem Moment seiner schon im Forum angekündigten „Wiedergeburt der Liebe". Hier wollte Gutzkow in der Tat die Grundsätze seiner Reformation der Liebe zur Anschauung bringen. Hier sollte die Poesie selber energischer zum Herzen sprechen als der doktrinäre Ton seiner Vorrede. Die Bedeutung der religiösen Tendenz ist gewiß ebenso hervorragend, aber

1.) Wally, S. 57. 2.) S. 128. 3.) S 129, 22.

wenn dieses sich hier noch mehr als in seinen ersten Schriften in den Vordergrund drängt, und sich mit seiner Tendenz nach Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Verkehr der beiden Geschlechter verbindet, so geschah dies eben nicht, zum mindesten aus der rein technischen Frage heraus, die geplante Vorrede zu den Wolfenbüttler Fragmenten, deren Neuherausgabe kein Verleger gewagt hatte, mit seinem Roman zu verbinden.

In zwei Auftritten, die auch die Hauptszenen der beiden ersten Bücher darstellen, entwickelt Gutzkow das Grundthema seiner Wally, in der Ausflugsszene des ersten, und in der sogenannten Sigunenszene des zweiten Buches. „Warum dieses Gehäuse von Manieren, in welches du Spröde dich zurückziehst. . . . . usw.“. So unnatürlich auch der ganze Vorgang gezeichnet ist, wo selbst mitten in der Liebesannäherung die Reflexion die Liebenden in den Nacken schlägt und jede Unmittelbarkeit der Empfindung stört, so bezeichnend ist andererseits die Liebesempfindung, die in der philanthropischen Vorstellung gipfelt, die „wenn sie allgemein würde, die Welt durchaus umgestalten könnte“. Das ist ganz charakteristisch jungdeutsche Auffassung. Hier begegnet uns wieder die Kommunalseele der Narrenbriefe, zu der sich zwei Liebende entwickeln, hier sehen wir die Liebe als Kulturprinzip, welches Laube in seinem „Demokratismus der Liebe“ schon zwei Jahre früher viel schärfer charakterisiert hatte. Das Genußprinzip, denn als solches, wie wir noch sehen werden, ist hier die Liebe zu verstehen, wird zu einer Humanitätsfrage erhoben und soll die Grundlage einer neuen Weltordnung werden, die in der sittlichen Ordnung bestehen soll.

Hatte Gutzkow in seiner Vorrede Schlegel vorgeworfen, er habe sich auf einem Verhältnis mit einer Verheirateten ertappen lassen, so ist seine Wally in der Tat nichts anderes als eine große, emanzipierte Kokette. Und das eben ist ein wesentliches Moment für die Beurteilung des ganzen Romans. Wally wird uns geschildert als eine Kokette mit gekünstelter Empfindung, voller Widersprüche, mit der ganzen Haltung eines unaufrichtigen Wesens. Ueberall siegt sie durch die „sehr einfachen Künste der Koketterie“; in Paris, wo sie „den Becher der Lust und Gedankenlosigkeit bis tief auf die Neige leeren“ wird, gehörte sie bald zu den „glänzendsten Erscheinungen auf dem Theater des Tages und der Nachrede“. Als Kokette behandelt sie auch der sardinische Gesandte und verkauft sie geradezu an seinen Bruder, indem er sie zum Werkzeug der nichtswürdigsten Intrigen macht. Wie eine Kokette hört Wally auf die heißen Liebesbewerbungen Jeronimos, erwidert diese mit tausend Zärtlichkeiten und „kleinen Charakterlosigkeiten“, veranlaßt bei diesem den bedenklichsten Geisteszustand und beweist nicht das geringste Verständnis für die Aufklärung, die ihr Caesar gibt, über den

schlechten Ruf, in den ihr herzloses Spiel sie gebracht hat. 1.)

Wenn nun eine solche, völlig herzlose Kokette von philanthropischer Humanitätsliebe faselt, „sich als das schwache Glied der großen Wesenkette fühlt, die Gott erschaffen hat", was bedeutet dieses dann anders als eine Verherrlichung freier Liebe? Und ist ein Hinwegsetzen über die Konvenienz, über diese „unsichtbaren Barrieren, welche die Menschen trennen, welche auch den Jüngling vom Mädchen trennen", ein Hinwegsetzen, das zu Umarmung, zu „heißen Küssen" und schließlich zur geistigen Vermählung in der Sigunenszene schreitet, ist ein solches Hinwegsetzen anders zu bezeichnen als freie Liebe? Alle jene Ausdrücke, wie „warum Zurückhaltung, du mein Bruder, du meine Schwester", Weib in deinen Augen, in den Formen deines Körpers bist du überreif zur Liebe, und wenn ich dich heute zum ersten Male sähe, so pflückte ich dich", „ich schäme mich vor Ihnen, daß ich Scham hatte", was sind diese Ausrufe, die sich auf eine herzlose Kokette beziehen, anderes als eine poetische Verhüllung der Wahrheit, als die Sucht zur schönen Tat, die es vermeidet, den offenen Namen für die Wirklichkeit auszusprechen? Schon Börne legte die Waldszene in dem Sinne aus, den sie wirklich besitzt: „Ne suis je pas ton frère, n'es-tu pas ma soeur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!" 2.) Wäre die Wally der einzige Versuch Gutzkow's gewesen, eine „poetische Wahrheit" zu zeichnen, wie er sich im Nachwort zum Roman ausdrückte, so wäre nicht ohne weiteres eine Handhabe geboten, Gutzkow als Vertreter freier Liebe zu bezeichnen. Aber es gehen diesem Roman seine sozialen Neuerungsbestrebungen, seine deutlichen Protestrufe gegen Religion, Sitte, Herkommen voraus, die an Deutlichkeit revolutionärer Tendenz nichts fehlen lassen.

Echt jungdeutsch aber ist dieses eigentümliche, schon erwähnte Moment von der philanthropischen Vorstellung, das uns bei Laube in noch viel stärkerer Ausprägung begegnen wird. Schon die Hallischen Jahrbücher lenkten die Aufmerksamkeit auf dieses Charakteristikum, das eine Verantwortung und Verpflichtung nicht dem Gegenstand der Liebe, sondern nur jener abstrakten Idee gegenüber verlangt. Der Mensch müsse durch diesen „Popanz" jener absoluten, abstrakten, freien Liebe, so heißt es in den Hallischen Jahrbüchern sehr richtig, sich immerfort selber Lügen strafen, „jede Empfindung, jede Sympathie, für die er sich in unnatürlicher Spannung begeisterte, in ebenso natürlicher Entsagung verdammen und verspotten und so den Fluch einer Gesetzlosigkeit tragen, die ihn zum Sklaven einer poetischen Laune, eines abstrakten Begriffs

---

1.) Vgl. S. 81 ff. 104, 115, 46. 2.) Börne, Ges. Schriften VII. S. 213.

macht, zu dem er sich emporschrauben will." 1.)

Ebenso wie die Waldszene, sollte auch die Sigunenszene die „poetische Wahrheit" der freien Liebe wiedergeben, die sich „schöpferisch" entfalten und „revolutionär" wirken sollte. 2.) Schon das ganze Liebesverhältnis war entsprechend der Charakteranlage der HauptHelden des Romans von einer Art, daß von wirklicher Liebesgemeinschaft keine Rede sein konnte. Wieviel unwahrer mußte bei so realistisch denkenden Naturen, die beide für die Illusion nicht gemacht waren, wie unnatürlich und fratzenhaft mußte da die „kindlichste Naivetät" wirken, die der jugendlichen Torheit und dem fast noch kindlichen Alter der beiden Liebenden im Titurel zu eigen war. Hier wird wirklich ein Fordern rührender Unschuld auf Personen übertragen, deren reifes Alter „kindlichste Naivetät" ausschließt. Dabei wird die Szene aus dem verschwiegenen Waldesdunkel in die schwüle Atmosphäre eines modernen Damenboudoirs verlegt, wo trotz allen symbolischen Aufputzes der zarte Duft und die tiefe Unschuld, die in dem reizenden Gedicht des Mittelalters liegt, unrettbar verloren geht. Dazu kommt als nicht zu unterschätzendes Moment, daß Wally ihren enthüllten Leib gerade am Hochzeitstage, also nur einige Stunden nach der kirchlichen Trauung, den Augen Caesars preisgibt, wodurch die Raffinesse der ganzen Sigunenszene noch gesteigert wird zu einer poetischen Ausmalung des Ehebruchs.

Neben dieser „originellen Situation", die allem Herkommen widersprach, sollte die Sigunenszene auch eine symbolische Bedeutung besitzen. Wir kennen schon Gutzkow's Bestreben nach Emanzipation der Ehe von der Kirche. So sollte denn auch hier die geistige Vermählung zugleich ein Symbol sein für die zeremonielle Handlung der Kirche. Aber für die Darstellung einer solchen „poetischen Wahrheit" versagte sein schöpferischer Genius. Gutzkow mochte nun Kritiker, Sozialreformer sein, aber ein Dichter war er nicht.

Auch soziale Tendenzen enthält seine Wally. Das Thema der „Wassersuppenhochzeiten" beschäftigt ihn auch hier. Caesar beklagt die vielen Ehescheidungen und nennt es trostlos, daß die Ehen so häufig mit großem Leichtsinn geschlossen werden. „Der Besitz einer kleinen Aussteuer lockt den Handwerker, ein Frauenzimmer zu heiraten, welches er gar nicht liebt. Der Staat sollte niemals die Ehe bürgerlich vollziehen lassen, bis nicht ein Kind vorhanden ist, welches das Dasein der Liebe vorher ausweisen muß". Ebenfalls sollten auf die heiratsfähigen Mädchen Aktiengenossenschaften errichtet werden, eine Aktie a 500 Taler. Sind hundert Lose dieser Art zusammen, so werden sie ausgelost. Der Gewinner hei-

---

1.) Vgl. Biedermann, „Die junge Literatur und ihr Prinzip in der Reform des Geschlechtsverhältnisses". Hallische Jahrbücher 1838 Nr. 176—182. Vgl, S. 1455. 2.) Vgl. Wally, S. 187 „Wahrheit und Wirklichkeit" Nachwort.

ratet dann ein schönes Mädchen mit 50 000 Talern, denn um ein schönes muß es sich schon handeln der Nebengewinne wegen, welche in „Zugeständnissen mancher Art“ an die anderen Aktionäre bestehen müssen. „Mein Lieber, das heißt die Gesellschaft revolutionieren.“ 1.) Solche humoristischen Einfälle mußten Gutzkow's Gegner nur noch schärfer in Harnisch setzen, wie das auch wirklich geschehen ist. 2.)

Wohlweißlich seine frühere Meinung verbessernd wandte sich Gutzkow später in einem Aufsatz über Henrik Steffens mit Entschiedenheit gegen die Unterstellung, als wolle er im Sinne Enfantin's die freie Liebe verkünden. „Wir suchen den freien Mann“, schreibt er da, „nicht das freie Weib, wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes, nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches.“ 3.) Aehnlich äußerte er sich später in den „Rückblicken auf mein Leben“. 4.) Wenn nun auch immer wieder mit Bezugnahme auf diese Stellen Gutzkow radikale Emanzipationsbestrebungen abgesprochen werden, 5.) so lassen sich dem gegenüber wiederum zahllose Geständnisse anführen und zwar aus der jener Zeit näher liegenden Lebensperiode Gutzkow's, die den schlagendsten Beweis liefern für seine ursprüngliche, revolutionäre Gesinnung, die in der Tat auf eine Emanzipation des Fleisches hinauslief. 6.)

1.) Vgl. Wally, S. 69, 70. 2.) Vgl. Jgd. Sturm und Drang, S. 508. 3.) Vgl. „Götter, Helden, Don Quichote, Abstimmungen zur Beurteilung der literarischen Epoche“ Hamburg 1838 (Hoffmann u. Campe.) S. 451. 4.) Ges. W. IX. ebenso Lebenserinnerungen II S. 156. 5.) Vgl. Aug, Caselmann, Karl Gutzkow's Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Augsburg 1900, S. 29, 9; Subotic a, a. O. S. 29; Paul C[illegible]nnerer, Woman in the life and work of Gutzkow, New York, Columbia University Preß 1924, S. 79. 6.) Anm. Man vergleiche nur das Nachwort zu seinem Roman, wo es heißt: „Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns, allmählich eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit sich zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengestalten betrachtet, welche die Phantasie der jetzigen begabteren Dichter erfindet, diese orginellen Situationen und allem Herkommen widersprechenden Sitten, sollte man diese Erscheinung nicht für beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben?“ Ebenso gestand er selbst über seine Vorrede und über die Wally, daß er sich „in der glühendsten und durch äußere Umstände unglücklichen Neigung für ein weibliches Wesen zu Trotz und verzweifelter Bitterkeit gegen Sitte und Gesetz“ habe hinreißen lassen. Vgl. Lebenserinnerungen III. S. 69. Im selben Sinne lautet seine Selbstverteidigung an den Grafen von Münch-Bellinghausen, den Vertreter Metternichs am deutschen Bundestag: „Ich bin durch die Aufregung der Julirevolution bei noch gänzlicher literarischer Unreife in eine leidenschaftliche Produktion geschleudert worden, ich revolutionierte . . . .“ Vgl. Houben, Jgd. Sturm u. Drang S. 530 ff. Man vgl. ebenso eine Selbstbiographie von ihm bei Houben Jgd. Sturm u. Drang, S. 535 ff. Ebenso den Brief Gutzkow's an Tzschoppe in dem Anhang des Buches von Draeger Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland, Marburg 1908, S. 164.

Nach der Veröffentlichung seines Romans sehen wir den jungen Autor mitten in den Vorbereitungen zur Gründung einer großen Zeitschrift, der „D e u t s c h e n R e v u e“, die nach Gutzkow eine „Verschmelzung unserer alten Horen, Athenäen usw. mit der ‚Revue de Paris‘, ‚Revue de deux mandes‘“ darstellen sollte. 1.) Das ganze „Junge Deutschland“ sollte zur Mitarbeit herangezogen werden. 2.)

Da nahm Menzel in seinem Literaturblatt vom 11. September den soeben erschienenen Roman „Wally die Zweiflerin“ zum Anlaß eines maßlosen Ausfalles und wilden Protestes gegen seinen ehemaligen „Adjutanten“ und das gesamte junge Deutschland. „Ich finde da einen Roman des Herrn Gutzkow, der in der Tat von Frechheit und Immoralität schwarz aufgeschwollen ist“. Sein Roman, schreibt Wolfgang Menzel, stecke voll „kränklicher, raffinierter, ausgetüfelter Wollust“. Das junge Deutschland sollte an ganz andere Dinge denken als an „Hurerei“, aber statt dessen „wankt das kranke, entnervte junge Deutschland aus dem Bordell herbei, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat.“ 3.) Im Tone eines hebräischen Propheten spricht er seinen Fluch über die „junge Mannschaft“ und ruft, es sei die höchste Zeit, dem jungen Deutschland nicht die mindeste Schonung mehr angedeihen zu lassen, sondern es bis zur Vernichtung zu bekämpfen.

Solche Aufrufe konnten natürlich nicht ohne Wirkung verhallen. 4.) Schon am 24. September wurde die „Wally“ in Preußen verboten, am 14. November sämtliche Verlagsartikel von Löwenthal, ebenso die geplante „Deutsche Revue“, die am 1. Dezember erscheinen sollte, und neben dieser überhaupt alle, auch die künftigen Schriften von Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg. Zu allem Unglück war in der Schweiz ein politischer Geheimbund mit gleichem Namen entdeckt worden, und so kam es zu jenem berüchtigten, deutschen Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835, wonach sämtliche Regierungen sich verpflichteten, gegen „Verfasser, Verleger, Drucker und Verteiler“ der Schriften des jungen Deutschlands, wozu auch Heinrich Heine gerechnet wurde, alle Straf- und Polizeigesetze des Landes in Anwendung zu bringen und die Verbreitung der Schriften dieser Schule, welche „die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zer-

---

1.) Vgl. Jules Dresch, „Die deutsche Revue von Karl Gutzkow und Ludwig Wienbarg“ in d. deutschen Literaturdenkmalen des 18, u. 19. Jahrhunderts S) IX. 2.) Vgl. hierüber Gutzkow Funde S. 51 ff. Ebenso Proelß, S. 592 ff. 3.) Literaturblatt vom 11. und 14. September 1835, abgedruckt bei Eugen Wolff a. a. O. S. 191 ff. Anm. Von „babylonischem Hurendienst“ „vorsündflutlicher Liebe“ u. a. spricht Gustav Bacherer in seinem Buch „Die junge Literatur und der Roman Wally“. Ein Vademekum für Herrn Karl Gutzkow, Stuttgart 1835 (Hallberg). 4.) Anm. Für die Verteidigungsschriften, die Gutzkow verfaßte, verweise ich auf die Ausgabe von Wolff.

stören" trachte, mit allen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 1.)

Gutzkow selbst aber wurde zum 30. November gerichtlich vorgeladen und noch während des Verhörs verhaftet. Am 12. Januar des folgenden Jahres erfolgte seine Verurteilung in Mannheim zu vier Wochen Gefängnis ohne Anrechnung der sechswöchentlichen Untersuchungshaft. Eine Flut von Schriften rief diese politische und gerichtliche Verfolgung für und wider Gutzkow ins Leben. Mit nachhaltendem Erfolge arbeitete die von Hengstenberg gegründete „Evangelische Kirchenzeitung" gegen die literarische Schule des jungen Deutschlands, und auf der anderen Seite ergriffen wiederum namhafte Theologen wie der Kirchenrat Paulus in Heidelberg lebhaft für Gutzkow Partei, letzterer freilich, um damit „allerlei Schmeichelhaftes" für Wolfgang Menzel anzubringen, mit dem er eine alte Feindschaft hatte, wie der Theologe Hase in der bereits genannten Schrift behauptet.

Auf Gutzkow selbst wirkte der Fehmspruch mit erschütternder Gewalt, vor allem schon wegen der Wirkung, die er davon auf seine Braut Amalie Klönne und seine Schwiegereltern fürchtete. Schon hier wurden die Keime zu seinem späteren Verfolgungswahn geweckt. „Daß meine Vergangenheit ausgelöscht wird", so schreibt er wehmütig im Kerker, „ertrag ich wohl, aber daß man mir die Zukunft nehmen will, ist schmerzlich! . . . . . St. Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, junges Deutschland: kenne von dem allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Toten . . . . ." 2.)

In der Einsamkeit des Gefängnisses hört Gutzkow's Sturm- und Drangperiode auf. Der nächste Roman „Seraphine", den er schon im Frühjahr 1835 begonnen und im Gefängnis fortsetzte, aber erst 1837 erscheinen ließ, zeigt schon ein bedeutendes Nachlassen seiner reformatorischen Gesinnung. Dieser Roman, so schreibt Gutzkow am 5. November an Cotta, soll weder religiöse, noch politische Fragen berühren, „weder eine sogenannte Emanzipationsfrage (!) noch sonst etwas von den Theorien des jungen Deutschlands". 3.)

Die Zweifelsucht im Glauben war ein Motiv gewesen in der „Wally", hier sollte es die Zweifelsucht im Lieben werden. Zugleich sollte der Roman einen Rückblick geben auf seine eigenen ersten Liebeserlebnisse mit Adolphine Spohn, einen Rückblick auf jene Zeit, wo er verzweifelte wie unter einem ihm „zufällig übergeworfenen Nessushemd" und „gefesselt wider Willen" für den Verlobten eines Mädchens galt, dessen Schwester

1.) Vgl. Ludw. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur, Berlin 1900, ebenso Proelß S. 601 ff. 2.) „Gedanken im Kerker", vgl. Lebenserinnerungen III. S. 91 ff. 3.) Proelß S. 701.

er liebte. 1.)

Die persönlichen Grundlagen für diesen Roman haben wir als bedeutsames Moment für Gutzkow's Frauen =und Liebesauffassung schon in den Voraussetzungen wiedergegeben. Aehnlichkeit in Motiven und Handlung verrät auch dieses Werk Gutzkow's mit einem Werk der französischen Romanschriftstellerin Georges Sand, mit der „Valentine" von 1832. 2.)

Die fünf Bücher des Romans sind Einzelgemälde, in denen das Wesen der Hauptheldin jedes Mal anders erscheint.

Im ersten Buch erzählt Arthur, ein juristischer Mitarbeiter des Ministers von Magnus, seine Begegnung mit Seraphine. Auf einer Spazierfahrt lernt er sie kennen. Aus Mitleid mit ihrer üblen Lage, ist er sofort bereit, sie aus den drückenden häuslichen Verhältnissen, in denen sie als Stieftochter dauernd zurückgesetzt wird, zu befreien. Aber wie erstaunt er, als er in ihrem elterlichen Haus die Schwester Seraphinens, Auguste, den eigentlichen Gegenstand seiner wirklichen Liebe findet. Ein unerquickliches Verhältnis zieht sich nun hin zwischen ihm und den beiden Schwestern, bis Seraphine schließlich zugunsten der jüngeren entsagt und als Gesellschafterin in ein vornehmes Haus zieht.

Hier entspinnt sich, wie das zweite Buch berichtet, ein neues Liebesverhältnis zwischen ihr und Edmund. Um diesen neuen Anbeter nicht auch zu verlieren, geht sie den umgekehrten Weg, den sie bei Arthur gegangen ist. „Alles Zarte und Empfindsame zu beleidigen, der Widerspruch ihrer selbst zu sein, machte sie sich zur Aufgabe." Und doch hatte sie Edmund gerade ihrer Gefühlsweichheit wegen geliebt. Trotzdem kommt es zur Verlobung, als sie plötzlich (ganz unmotiviert) von dem Kammerjäger Philipp, den sie schon früher kennengelernt hatte, entführt wird.

Sie wird von Philipp in sein Haus eingeführt. Ihr Verhältnis zu ihm, das mehr ein „eingeredetes" als ein „empfundenes" ist, endet ebenfalls unglücklich. Seraphine wird Erzieherin im Hause des Ministers von Magnus.

Hier begegnet sie wieder ihren früheren Geliebten Edmund und Arthur, die beide der Frau des Ministers den Hof machen. Seraphine jedoch widmet sich nunmehr dem alten, schwermütigen Minister.

1.) Vgl. Lebenserinnerungen II. S. 23. 2.) Anm. Es ist überaus bezeichnend für Gutzkow, daß er fast nie ohne Vorbilder arbeiten konnte. Auch seine späteren, großen sozialpolitischen Romane, „Die Ritter vom Geiste", „Der Zauberer von Rom" sind, wie eine vor wenigen Jahren erschienene Untersuchung nachweist, in Handlung, Personen und Charakteren den sozialen Greuelromanen von Eugène Sue Mystères de Paris, und Juif errant nachgebildet. Vgl. Eugen Franz „Die großen sozialpolitischen Romane K. Gutzkows in ihrem Verhältnis zu den sozialen Greuelromanen Eugène Sue's. Diss. München 1920 Ms.

Im fünften Teil erscheint sie als Friedensstifterin zwischen Edmund und Arthur, die sich um der Frau des Ministers willen im Zweikampfe schlagen. Weniger erquicklich gestaltet sich darauf ihr eigenes Los. Wieder erscheint wie ein deus ex machina ihr Entführer Philipp. Nach vielen Mißhandlungen durch ihn stirbt sie schließlich nach ihrem ersten Wochenbett.

Auch die Lektüre dieses Romans, der mit einer Fülle von den unglaublichsten und abenteuerlichsten Einzelheiten fast nur in Gesprächen und Tagebuchaufzeichnungen wiedergegeben wird, ist wie seine Wally mehr aufregend als genießbar. Aber abgesehen von der künstlerischen Anordnung, die den großen Mangel an dichterischer Erfindungsgabe beweist, zeigt doch die Dichtung, die der Verfasser nach eigenem Geständnis selber „mitgeduldet und mitgeschaffen" hat, das richtige Bild des „Gewissensmenschen und Selbstquälers" Gutzkow, der die Zweifelsucht auch auf seine heiligsten Gefühle überträgt. 1.) Sollen doch die beiden Liebhaber, Edmund und Arthur, die nur dem Kontrast zuliebe erfunden sind, in Wirklichkeit nur zwei Seiten von Gutzkow's eigenem Charakter verkörpern.

Daher erscheint hier auch die Liebe nicht wie ein ursprüngliches Empfinden und Erleben, sondern in fortgesetzter Verzweiflung, in Form von dauernden Versuchen, die immer wieder unglücklich verlaufen. Nicht in dem Verfasser lebt die Liebe, sondern außer ihm, er muß darüber reflektieren. Sowohl die Hauptheldin wie ihre beiden Liebhaber werden bis zu einem gewissen Grade ihrer Liebesempfindung hingerissen, dann aber sind sie gleich wieder geneigt, ihren Gemütszustand zu zergliedern, und von allem, was sie gedacht und empfunden, Rechenschaft abzulegen, sodaß die Liebe eher teilnehmendes Mitleid ist, das sich zuletzt in schleichende, trübselige Bewegung auflöst.

„Warum liebtest Du denn eigentlich?" fragt Seraphine ihren ersten Liebhaber Arthur. „Du liebtest nur, weil Du weißt, daß Du geliebt wirst. . . . Das ist der Zauber, der Dich fesselt und Dich wie durch eine optische Täuschung glauben läßt, der Trieb käme aus Dir, aus Deiner Sehnsucht, aus Deiner Wahl. . . . . Der Gedanke der Trennung ist das Bindende in der Liebe; zu besitzen ist nichts, aber zu verlieren ist alles." 2.) Dieser Anschauung, als sei die Liebe nur Egoismus, hält Arthur seine Ueberzeugung von der Selbstlosigkeit der Liebe entgegen. „Die Liebe ist Verlust, Entäußerung, die Liebe ist dann am reichsten, wenn sie alles verschenkt hat."

Es wirkt wie eine vom Verfasser vielleicht gar nicht beabsichtigte Ironie, daß die Hauptheldin, die schlimmste Pädagogin in Beziehung auf sich selbst, für andere die Erzieherin zur Liebe werden soll. So zeigt

1.) Ges. W. 1845, Bd. III, S. 266, vgl. Lebenserinnerungen III, S. 9, II. S. 23. 2.) Ges. W. III, S. 140 ff.

auch ihr Verhältnis zu Edmund immer wieder den fürchterlichen Zwiespalt, in den sie ihre Neigung zum Reflektieren hineintreibt. Niemals erkennt sie die wahre Stellung und Aufgabe des Weibes. Ueberall nur will sie gestalten, positiv wirken, wo sie empfangen sollte. Sie weiß, daß sie als Schutz- und Liebesbedürftige an den Mann gewiesen ist, aber nicht von diesem will sie geführt sein, sondern immer wieder ihr eigenes Leben selber lenken, ihrem eigenen Gefühl Weg und Ziel vorschreiben. Sie fürchtet sich geradezu, sich selbst zu verlieren in der Hingabe an den Mann.

Das Streben, ihre eigene Individualität ständig zur Geltung zu bringen, zeigt auch die zweite Frauenfigur im Roman, die Frau des Ministers Julie von Magnus. Wie eine Fessel erscheint ihr die eigene Konventionsehe. „Ich war längst verheiratet, als ich erst mein Selbstbewußtsein bekam", sagt sie von sich selbst, „ich war Gattin, als ich erst anfing, Mädchen zu werden, und wurde mädchenhaft, als ich schon eine Tochter hatte". 1.) Auch die Ministerin weiß, daß die Frau erst ihre Vollendung erhält durch den Mann. Allein sie wird sich dessen erst bewußt, nachdem sie verheiratet und Mutter geworden ist. Was also Seraphine durch eigene Schuld geworden ist, ein Opfer ihrer eigenen Erziehungsmethode, das wird Julie durch den Zwang der Konvention.

Doch all diese Probleme sind im Roman nirgends scharf durchgearbeitet. Die Hauptcharaktere sind durchweg verschwommen und lassen völlig unbefriedigt. Erst recht unwahr, geradezu karikiert ist Seraphinens Verhältnis zu dem groben Philipp. Lächerlich klingt es, wenn sie sich mit ihm nun damit trösten soll, nur ein „Hilfs- und Rettungsanker", nur immer eine „Passage für die Menschheit" zu sein. 2.)

Das Kernproblem des ganzen Werkes gibt meines Erachtens der alte Minister von Magnus wieder: „Worum handelt es sich? Um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verschieden sein müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären, sich einander zu ergänzen. Es fragt sich nur: Wo ist die Einheit? . . . . . Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleich zu tun, sondern davon, ihnen etwas zu geben, was sie nicht besitzen, der eine muß in dem Fache des anderen Laie sein und nichts dafür besitzen als nur die Empfänglichkeit". 3.) Nur dadurch kann die Frau die Begleiterin und Ergänzerin des Mannes werden, daß ihre Erziehung nicht dieselbe ist, sondern nur, wie auch schon Rousseau sich geäußert hatte, Beziehung behält auf die männliche Erziehung. 4.) „Es ist die offen-

1.) Ebenda S. 214. 2.) Ebda. S. 159. 3.) III. S. 220. ff. 4.) Vgl. Rousseau: „Toute l' éducation des femmes doit être rélative aux hommes". Emile 5. Buch.

barste Ungerechtigkeit,. die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu lassen und sie in ihrem eigenen Kreise zu vernachlässigen". Also geistige Emanzipation erstrebt Gutzkow, nicht direkt politische im heutigen Sinne.

Wie ganz anders klingen solche Worte im Vergleich zu dem fanatischen Radikalismus der früheren Jahre. Die Einsamkeit des Gefängnisses hat den Weltverbesserer ernüchtert und ausgesöhnt mit der Welt der bestehenden Ordnung. „Die Emanzipation der Frauen", sagt Gutzkow in der Philosophie der Tat und des Ereignisses, „ist die albernste Idee, (!) welche unser Zeitalter ausgeheckt hat. Die St. Simonisten waren überwiegend verrückt. (!) Das Weib kann als solches niemals in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinkt der Masse hat und seine Sympathien nur dem einzelnen gelten. Das Weib wird von einer angeborenen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht und selbst am größten und in der Geschichte glänzendsten Manne liebt es niemals allein den Ruhm, sondern das Neglige des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demselben. Das Weib schützt die Geschichte vor der Verwilderung. Die Liebe wird mächtiger sein als der Haß". 1.)

Gutzkow's Ideale aus seiner Sturm- und Drangzeit verblassen immer mehr. Seine utopistischen Phantasien, die aus der Leidenschaft des Hasses in inniger Verflechtung mit persönlichen Lebenserfahrungen entsprungen waren, erlöschen unter dem Interdikt des Bundestages das auch die Verwertung seiner Feder derart hemmte, daß er alles was er schrieb, vorerst unter fremdem Namen herauszugeben gezwungen war. Dabei drückten den Frühverheirateten schon allzu bald die Sorgen des Ehestandes. Wohl hat er seiner ersten Frau Amalie Klönne, die er im Sommer 1836 heimführte, mit Dank nachgerühmt, daß ihr edler Glaube und ihr Vertrauen ihm die schwere Aufgabe erleichtert habe, nach jener Katastrophe sich im Leben wieder zurecht zu finden, aber darin lag gerade eine Gefahr für den jungen Schriftsteller, daß er in dieser Situation zur Heirat schritt, und die Teilnahme im Unglück ihn vielleicht dazu führte, seinen Dank in Liebe darzubringen, sodaß er „beengt und verhetzt" in seinem Leben schon bei fünfundzwanzig Jahren die Ehe, wie er selber gesteht, überhaupt als eine „furchtbare Fessel für die freie, geistige Entwicklung" erkannte. 2.)

Wie sehr sich seine Anschauungen inzwischen geklärt und festere Formen angenommen haben, davon geben auch ein beredtes Zeugnis seine zeitgeschichtlichen Betrachtungen, die er unter dem Titel „Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre gro-

1.) Ges. W. IV. S. 77 ff. 2.) Vgl. Gutzkow Funde S. 108, ebenso H. H. Houben, Karl Gutzkow's Frauen in Leben und Dichtung. Velhagen und Klasing's Monatshefte 1910/11, II. S. 609 ff.

ßen Charaktere" nach dem von Bulwer in „England and the English" gegebenen Beispiel 1837 herausgab. Den Plan hierzu hatte er schon vor seiner Katastrophe entworfen. Das Buch, dessen schnelle Fertigstellung sich in der Darstellungsweise wiederspiegelt, ist eine Mischform von Betrachtungen und Charakterzeichnungen und gibt allgemeine Zeitanalysen, mit denen jedes der 12 Kapitel eingeleitet wird: Der Mensch des 19. Jahrhunderts, Die neue Welt, Erziehung, Sitte und Sitten usw. Die Polemik hat darin ihre frühere Schärfe verloren, aber bezeichnend ist das Werk dafür, wie unablässig den Autor die Frage von Liebe und Ehe beschäftigt. Besonders in diesem Problem glaubt er die typischen Züge des öffentlichen und privaten Lebens darstellen zu können, und ein Bild des Kulturlebens zu entwerfen. Aus diesem Grunde auch verdient das Werk mit in den Kreis dieser Untersuchung gezogen zu werden, liefert es doch außerdem noch den Beweis, daß Gutzkow's Gedanken über Liebe und Ehe nicht nur aufprasselnde Raketen waren, die plötzlich verschwanden, sondern in der Tat aus einem tiefen, sozialen Lebensgefühl entsprangen und ihm, ihrer revolutionären Form entkleidet, doch als bedeutsames Problem erschienen.

Eine Nachtseite in der Kultur seiner Zeit sieht Gutzkow in der Gleichgültigkeit der Männer gegen die Frauen. Der Grund hierfür sei sowohl „moralischer" als „materieller" Natur. Die „Sympathie der Liebe" sei nicht mehr, wie im vorhergehenden Jahrhundert, als alle Welt noch Richardson las, die allgemeine Grundlage des Lebens. Die Liebe fehle zwar nicht, aber an „Ausdauer, Kraft und Stolz" habe sie verloren. „Sie schmiegt sich in unzählig öfteren Fällen den Rücksichten an als früher, sie duldet vielleicht mehr als ehemals, allein auch an Mut hat sie verloren". 1.) Daß es so viele Männer gäbe, die den Umgang des Weibes selbst in illegitimer Form verschmähten, sei nicht überall die Folge von Sittenreinheit, sondern nur zu oft die „Folge einer Indolenz, die das physische und geistige Leben wie Blei niederdrückt, und in unserer Zeit Blases erzeugt, die nicht einmal die Dinge satt hätten, sondern Blases, die noch gar nichts kosteten". 2.)

Den „materiellen" Grund sieht er vor allem in den zahllosen Ansprüchen, die das bürgerliche Leben an den Mann stellt. Dadurch seien auch die Ehen „weit mehr kompromittiert". Die Grundlagen für die Ehen seien ehemals weit geordneter und das familiäre Leben weit harmonischer gewesen, während jetzt die bürgerliche Existenz bei den Männern jene „geistige Untreue" erzeuge, die die Frauen daheim in Einsamkeit zurücklasse, und das einzige Interesse dem Unterhalte und

1.) Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre große Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer, Stuttgart 1837 II, S. 41. Vgl. Ges. W. 1845 Band 9 und 10. 2.) I., S. 34.

allen anderen Dingen eher widme, als dem „heiligen Feuer, das auf dem himmlischen Herde unablässig lodern soll". 1.)

Dieser Unfähigkeit zur starken Liebe bei den Männern gehe bei den Frauen meist nur eine schwache Liebesüberzeugung parallel. Das Gefühl der Liebe entspringe bei ihnen mehr aus einer magnetischen Gewöhnung an andere Individuen, die sie für besser und schöner hielten als sich selbst.

Schon die Art der Verliebungen findet der Autor charakteristisch für die Frauen. Die erstere Art sei meistens die Fortsetzung des ersten Gefühls, das damit anfange, sich ins eigene Geschlecht zu verlieben, die zweite Art entspringe dagegen mehr aus einer Berechnung. Die besten Hausfrauen würden durch die erste Liebesgattung, die mehr ein zufälliges Gernhaben sei, erzogen, aber ebenso oft entständen daraus die unglücklichsten Ehen. „Ein Wesen, das gleichgültig von der Puppe zur Freundin, von dieser zum Geliebten übergeht, ... wird leicht die Liebe als etwas Natürliches betrachten. . . . . So einfach der Ursprung des Verhältnisses war, so einfach wird auch der Maßstab, den das Weib an sich zu legen duldet". Und doch sei nichts so schwer, nichts so kompliziert, als sich ohne Wankelmut zu lieben. 2.)

Genialer schon findet Gutzkow das zweite Bindemittel der Herzen, das er „Calcül", oder ebenso gern die „Vernunft in der Leidenschaft" nennen möchte. Der Unterschied sei nur der, daß man eine zeitlang gewartet hätte, und älter geworden sei. „Es wird mir immer willkommener sein, wenn mir meine Geliebte sagt, daß sie mich gewählt habe, als wenn sie sagt, daß ich ihr vom Himmel beschieden bin. Bin ich das letztere, so stehen wir unter dem Gesetze der Notwendigkeit, die, wenn wir sie zur Freiheit erheben wollen, immer mit einem Zanke endet. Bin ich das erstere, so verband uns ein freier Akt, der zur Notwendigkeit erhoben, eine Quelle der reinsten Beseligung ist". 3.) Gutzkow liegt nichts gerade in dieser Hinsicht so sehr am Herzen als eine Selbständigkeit, die nicht in unbedingter Hingebung und übertriebenem Anschmiegen das Ideal weiblicher Vollkommenheit erblickt. Sind sich die Frauen ihrer ganzen persönlichen Haltung bewußt, und innerlich und äußerlich in gewissem Sinne frei geworden, dann erst bieten sie die Gewähr für eine innige Kameradschaft, eine glückliche Ehe. So kann Gutzkow mit Recht sagen: „Es ist ein großes Unglück für die Frau, auf einen Mann zu warten, aber ein ansehnlicher Gewinn für den Mann, den sie endlich wählt". 4.) Eigenartiger freilich berührt der Einfall, daß man keine Heirat nach langer Bekanntschaft schließen soll, weil diese „ihren Produkten das Inkarnat der Neuheit" nimmt. Das

---

1.) II., S. 43. 2.) I., S. 47. 3.) Ebenda I, 48. 4. Ebda.

Kind würde hierbei immer ein Typus, der stets „nach der Schlafmütze der Großeltern" zu greifen scheine. 1.)

Eifert Gutzkow nun auf der einen Seite gegen die Oberflächlichkeit in Liebesverhältnissen und gegen die untergrabenen, gedankenlosen Ehen, so ist er nunmehr weit davon entfernt, die unbehagliche Stimmung, die er überall gegen das Institut der Ehe wahrnehmen will, zu einem Angriff auf die Ehe auszudehnen. Plump und verbrecherisch nennt er die Angriffe auf die Ehe selbst, während alles, was an ihr mißfalle, nur Symptome von Uebeln sei, die anderwärts versteckt lägen, und vor allem im vorhergegangenen Stande der Liebe zu suchen seien. Ueber diese sollten die Schriftsteller nachdenken und die sie begleitenden Umstände der Außenwelt viel eher erwägen, „als daß sie sich in metaphysische Spitzfindigkeiten über die Ehe einlassen und wohl gar darauf hinauskommen, die Formen des Barbarismus für notwendige Potenzen unserer heutigen Bildung zu halten". Der Dichter fühlt das Uebel und sucht es abzuwenden, in dem er es schildert, oder ihm einen Kontrast des Gegenteils als Spiegel gegenüber hält. Dennoch sollte mit der Phantasie nicht auch zugleich der besonnene Verstand sich fortreißen lassen, denn „die Ehe bleibt und ist ein Hebel der Kultur, und kann weder von dem freien Weibe St. Simons noch von Lelias spitzfindigen Grübeleien untergraben werden. Die Tatsache derselben ist so einfach, ihr logischer Grund so natürlich, daß eine Erschütterung unmöglich ist". 2.)

So weit sich Gutzkow hier auch entfernt von dem Radikalismus der vorhergehenden Jahre, so mögen seine Erörterungen in den „Zeitgenossen", mag man sie auch als nachträgliche Rechtfertigung seiner sozialen Neuerungsbestrebungen ansehen, doch immerhin den Beweis liefern, wie sehr den spekulativen Gutzkow das Problem der Geschlechterbeziehung beschäftigt, wie er die Frage aus tiefer Ueberzeugung untersucht, und wie sehr schließlich die ganze Epoche seiner revolutionären Gesinnung nicht nur die Folge von Stimmungen und Bedingungen, sondern ebenso seines überzeugten Glaubens an die eigene soziale Sendung war.

Ein weiteres Problem, das ihn immer wieder beschäftigt, ist die Frage der Erziehung der Frau. „Unsere Frauen haben dadurch", sagt er einmal, „daß man durch unsere sehr mittelmäßige, pädagogische Literatur immer nur auf ihre Bestimmung hinarbeitet, auf die Tochter, auf die Konfirmandin, auf die Braut, auf die Gattin, auf die Mutter, vergessen, jenes rein Weibliche, das durch alle Zustände doch hindurchziehen müßte, zu kultivieren. . . . . . Man kann sogar eine gewisse Furcht wahrnehmen, dem unmittelbaren Drang der Natur, wie sie in uns wirkt, und gewirkt wird, sich hinzugeben".3.)

1.) I. S. 54. 2.) II. S. 50. 3. Vgl. I. S. 50 f.

Auch in soziologischer Hinsicht gibt der Verfasser Anregungen, die nicht nur Weitblick, sondern offenen Mut bezeugen, Probleme anzuschneiden, die in jener Zeit der staatlichen Denunziationen und Polizeischikanen in der Oeffentlichkeit noch zu den verbotenen gehörten. Hier verlangt er vom Staate vor allem größeres Interesse für das soziale Problem der niederen Stände. „Das physische und materielle Elend ist längst ein Uebel unserer materiellen Zustände geworden, nicht bloß in dem Sinne, daß es die Leidenschaften aufregte, sondern sogar in dem, daß es sie milderte. Die Revolution und der Pietismus, beides sind die extremen Folgen der im Volke verbreiteten materiellen Unzulänglichkeiten". Auch sieht er, was das Bevölkerungsproblem angeht, viel zu viel Zwang zur Heirat. Die Schwierigkeiten, welche sich den unehelichen Geburten entgegen stellen, seien viel zu groß. Prozesse und letztlich Schande seien damit verbunden. „Es muß hier möglich sein, erleichternd einzuschreiten. Wenn wir das ruchlose Gesetz haben, daß eine jede Dirne von der Straße, die schwangeren Leibes ist, ihr Kind einem beliebigen Vater zuschwören darf, wer möchte, wenn es z. B. ein Hagestolz ist, der sein kleines Geschäft im Städtchen führt und sich verging mit einer Magd, nicht lieber, um dem Prozesse zuvorzukommen, sich mit dem Stück verheiraten, sie als angetraute Haushälterin ansehen und sich selbst zwingen, nun noch, was sie sogar verlangen könnte, ein halb Dutzend Kinder mit ihr in die Welt zu setzen? Mit einem Wort: es herrscht hier zuviel moralischer und juristischer Zwang zur Ehe". 1) Dieser Zwang zur Ehe müsse aufgehoben und die Weitläufigkeit, die eine gerichtliche Scheidung bei unglücklichen Ehen — auch in den niederen Ständen — mit sich bringe, müsse beseitigt werden. Was aber das Uebel der Prostitution angehe, so bieten nach seiner Meinung Religion und Moral wenig passende Handhaben, um hier Abhilfe zu schaffen. „Man muß tiefer wirken, namentlich aber auf die Unmöglichkeit, daß sich die materiellen Uebel der Gesellschaft in Unsittlichkeit verwandeln". 2.)

Gutzkow's Ruf nach einer Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, seine Klagen über die mangelhafte Geschlechtsliebe verstummen auch in diesen Werken nicht, wenn auch der verfehmte Schriftsteller unter dem Interdikt des Bundestages mit vorsichtiger Mäßigung seine Anregungen gab. „Man stellt die überlieferte Moral", so schreibt er, „die Umgangssitte, die Sitte der Liebe, der Ehe, der Familie, man stellt sogar die Theorie der Verbrechen in Frage und wagt doch niemals eine Schlußfolge zu ziehen. Es ist eine Unabhängigkeit mit dem Alten vorhanden, die sich der Gemüter beschlichen hat; eine bloß polemische

1.) I. S. 190. 2.) II. S. 44 f.

Stimmung, die bis jetzt noch ohne alle anderen Resultate als einige literarischen gewesen ist, beherrscht sie". 1.) Darum glaubt er, daß eine umfassende Revolution in den Sitten nicht mehr lange auf sich warten lassen und eine neue Gesetzgebung nach sich ziehen wird. 2.)

Wir sehen, daß Gutzkow's Erörterungen über die zahlreichen Probleme der Liebe, über das Entstehen der Liebe und die Erziehung dazu, über die „Wassersuppenhochzeiten", wie er sie früher nannte, über die Ehescheidungen und schließlich die Verirrungen auf geschlechtlichem Gebiet beinahe das Bestreben verraten, eine Kultur- und Sittengeschichte speziell unter diesem Gesichtspunkt zu schreiben, wie er es auch in der Tat bedauert, daß trotz der zahllosen Darstellungen der Psychologie noch kein Werk über die mannigfachen Gestaltungen der Liebe vorhanden sei. 3.)

Wie weit seine sozialen Reformbestrebungen zu Vorboten späterer politischer Forderungen wurden und Wegbereiter waren nicht nur zu den sozialen Tendenzromanen einer Fanny Lewald, 4.) einer Gräfin Ida Hahn-Hahn, sondern auch Anregungen gaben zur politischen Lyrik der vierziger Jahre, kann hier nicht untersucht werden, aber beachtenswert ist immerhin, daß sich schon in Gutzkow's „Zeitgenossen" Ansätze finden, zu seinen eigenen, späteren, umfangreichen Kulturromanen, den „Rittern vom Geist" und dem „Zauberer von Rom". 5.)

Der Ruf nach Emanzipation des Fleisches, die Gutzkow vor seiner Haft verkündet hatte, verstummte in den späteren Schriften seiner literarischen Wirksamkeit vollends, nicht aber sein Kampf für die Befreiung von den Fesseln der Konvention. So zieht er im „Richard Savage" (1839) zu Felde gegen die konventionelle Lüge, gegen die Unnatur der Gesellschaft und läßt am Schlusse den Journalisten Steele ausrufen: „Oh spränge doch die Fessel jedes Vorurteils, daß mit dem volleren Atemzuge der Brust die Herzen mutiger zu schlagen wagten und nicht im Getümmel der Welt mit ihrer kalten Bildung und ihren sklavischen Gesetzen auch die Stimme der Natur dem mahnenden Gefühl die Antwort versagte! Glaubt dem Gott, der aus eurem Inneren spricht! Denn in der Liebe ist selbst der Irrtum besser, als im Haß die Wahrheit." Aehnlich fragt Heinrich von Jordan in „Werner, oder

1.) II. S. 23 f. 2.) II., S. 18. 3.) II., S. 44. 4.) Anm. Eine eingehende Untersuchung über Fanny Lewald liefert Ruth Segebarth in „Fanny Lewald und ihre Auffassung von Liebe und Ehe", Diss. München 1922. Ms. Fanny Lewald verlangte vor allem die Möglichkeit einer ordentlichen geistigen Ausbildung der Mädchen und Frauen und stellte als eine der ersten Vorkämpferinnen der sozialen Frauenbewegung in Deutschland die Forderung der Emanzipation der Frau zur Arbeit auf. 5.) Vgl. auch Th Ziegler „Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert", Berlin 1916. S. 215 ff. S. 496 ff.

Herz und Welt“ (1842) seine Gattin, die sich in ihren Rechten zurückgesetzt fühlt, als er seine Jugendgeliebte als Erzieherin der Kinder bei sich behalten will: „Wo steht geschrieben, daß die Natur ihre Grenzen im heuchelnden Zwange der Rücksichten finden soll? . . . . Bei meinem Herzen macht ich Halt und trotzte den Gesetzen, die ein historischer Zufall zur sittlichen Notwendigkeit erhob“. (IV. 1.)

Die erzwungene Lösung dieses Schauspiels ist nur eine schlechte Verhüllung des wirklichen Motivs, wonach die Macht der Natur, die Liebe stärker ist als alle Sittenmoral. Werner gibt Adel, Stand und Beruf auf und kehrt mit seiner Gemahlin, durch die er zu Rang und Ansehen gelangt war, in bescheidene Verhältnisse zurück, während seine Jugendliebte, Marie Winter, einen Freund von ihm heiratet. Ein tragischer Ausgang hätte erfolgen müssen, nicht aber ein Auflösen in Wohlgefallen. Doch Gutzkow hatte nicht, wie er auch selber im Vorwort gesteht, die volle Entschlossenheit, den von ihm angelegten Konflikt bis zur äußersten Grenze durchzuführen, weil damals die moralischen Maßstäbe mit „vollstem Geklapper“ in Tätigkeit waren. Aber wenn wir gerade dieses Schauspiel aus der langen Reihe seiner Dramen herausgriffen, so geschah das, weil von nun an ganz auffallend ein Motiv in seinen Dramen, Romanen und Novellen in endlosen Variationen neben dem bürgerlich sozialen immer wiederkehrt: Die Vorliebe für die Zeichnung des dreieckigen Verhältnisses. Wir kennen es schon von dem Roman Seraphine her. Persönliches Erlebnis hatte dort die Grundlage gebildet, und ebenso lieferte von nun ab sein Verhältnis zu Therese von Bacheracht, das ihn in die schwersten Konflikte brachte gegenüber seiner Frau Amalie, den Stoff zu immer neuer Verwertung dieses Motivs. So schildert er, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Novelle „Die Selbsttaufe“ einen Theologen, der über die beschränkten Verhältnisse seines Elternhauses hinauswächst, seine naiv-bescheidene Braut verläßt und sich mit ihrer Schwester, einer geistreichen Weltdame verlobt. Ueber die Umwandlung heißt es an einer Stelle: „Haben wir doch alle ein zweites Leben oder sollen es dahin bringen, zum zweiten Male geboren zu werden. . . . . Jedermann soll das Recht haben, sich in einem gewissen Alter über seine Stellung zur Gesellschaft, über seinen Stand, seine Religion, ja selbst über seinen Namen entscheiden zu dürfen“. Dieser Gedanke der freien Individualitatsentwicklung, der sich durch die ganze jungdeutsche Epoche und weit darüber hinaus hinzieht und fast immer in Verbindung auftritt mit Situationen und Verhältnissen des menschlichen Lebens, die das freie Individuum in Gegensatz treiben, zu dem, was die Welt für sittlich hält, diese Forderung nach neuer Begründung nicht nur der sittlich-religiösen Grundsätze, sondern der Ehe und Liebesauffassung überhaupt, ist vielfach bei Gutzkow, wie

wir schon so häufig gesehen, das Resultat seines persönlichen Erlebnisses. „Deine Kräfte“, so schrieb ihm einmal Therese von Bacheracht, „gehören größerem als dem ehelichen Kreise. Kein Mann ist für die Ehe geschaffen, sobald sie in ihrer gewöhnlichen Form besteht. Die Ehe entwickelt nie, aber sie entwürdigt oft“. 1.)

Doch führt uns die ganze Frage schon weit über Gutzkow's jungdeutsche Periode hinaus, aber das eben ist so bezeichnend für Gutzkow's Wesensart, daß er nach dem Tode seiner ersten Frau am 22. April 1848 von einer Verbindung mit Therese absah, die ihn doch über acht Jahre gefesselt gehalten hatte, und eine Kousine seiner verstorbenen Frau, Bertha Meidinger, heiratete. Er bleibt derselbe, der er schon in seiner jungdeutschen Periode war, nüchtern, kühl, voll Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht und auch gegen die Liebe. Man kann fast von einer Geringschätzung nicht nur der geistigen Fähigkeit der Frau, sondern geradezu des weiblichen Wesens bei ihm sprechen. Den Ermahnungen, die Blasedow seinen Söhnen gibt: „Im Umgang mit Frauen seid stolz! Das ist das einzige Mittel, hier Strudel, Klippen und Kämpfe zu vermeiden“, 2.) folgen fünfzehn Jahre später dieselben Ratschläge in den „Rittern vom Geiste“, die Egon seinem Sohne gibt: „Verlieb Dich nicht ernstlich und lerne aus der Liebe zu den Weibern die leichteste Methode, sie zu verachten.“ 3.) Aehnlich lautende Stellen könnte man noch in großer Zahl anführen. Da bleibt es nicht zu verwundern, wenn er einmal am Ende seines Lebens gesteht mit Bezug auf Eduard Bauernfeld, der Zölibat sei der am klügsten gewählte Stand des Schriftstellers. 4.)

Schinnerer, auf dessen im vorigen Jahr erschienenes Buch „Women in the life and work of Gutzkow“ ich besonders wegen der eingehenden Untersuchung über Gutzkow's Verhältnis zu Therese von Bacheracht verweise, sagt einmal ganz treffend: „Gutzkow's attitude toward woman may be designated as one of haughty scorn. He entertains an equally cynical view regarding love between man and woman“. 5.)

Zusammenfassend überblicken wir drei Perioden in Gutzkow's jungdeutscher Epoche. Die Anfänge im „Forum“ kündigen vorerst nur ein neues Gesetz von der Wiedergeburt der Liebe an. Die Aeußerungen über Liebe und Ehe in den „Narrenbriefen“ verraten den kommenden Vorkämpfer der sozialen Revolution.

1.) Vgl. Houben, Karl Gutzkow's Frauen in Leben und Dichtung a. a O. S. 609 f. 2.) Ges. W. 1845, VII. S. 311. 3.) R. Gensel, Ges. W. XIII S. 284. 4.) Lebenserinnerungen II. S. 318. 5.) Schinnerer a. a. O. S. 120

Trübe Lebenserfahrungen, seelische Konflikte drängen den jungen Autor immer mehr in eine revolutionäre Stimmung. Aeußere Einflüsse literarischer Art bestärken ihn in diesem Glauben an die kommende Umgestaltung der Sitten. Im „Maha Guru" wird zunächst die Zufälligkeit aller gesellschaftlichen Einrichtungen dargetan. Die Moralphilosophie der Enthaltsamkeit wird mit scharfer Satire angegriffen. Die Novelle „Der Sadduzäer von Amsterdam" bringt keine spezifischen Momente seiner erstrebten, moralischen Revolution. Diese selbsterlebte Dichtung ist bezeichnend für Gutzkow's eigenes Liebeserlebnis. Wirkliche Hingabe, völliges Aufgehen in die Geliebte kennt seine zerrissene, zwiespältige Natur nicht. Mit verletzendem Tone entwickelt Gutzkow in der Vorrede zu Schleiermacher's Vertrauten Briefen über die Lucinde sein neues Programm von der „Reformation der Liebe". Die Enthaltsamkeit von aller irdischen, fleischlichen Liebe wird als das Unglück des Menschen bezeichnet. Zur Beseitigung dieses Uebels ist das nächste Ziel, sich von der ersten Liebe zu emanzipieren. Das Festhalten an dieser Liebe führt nur zu „Wassersuppenhochzeiten", zu den „schon im Brautstande verkümmerten Ehen". Sich frei machen von aller Prüderie, sich erziehen zur Genialität der Liebe, den Willen heiligen zur „freien Wahl", das ist die Losung. Die Trennung der Eheschließung von der Kirche erhebt er zur sozialen Reform. Schlegel's Lucinde und Schleiermacher's Vertraute Briefe sind ihm nach der sozialen Seite hin nicht faßbar genug. Für ihn aber ist das soziale Moment von der größten Bedeutung und so erstrebt er durch seine Reformation der Liebe, die nichts anderes sein soll als eine Verherrlichung des Genußprinzips, ein praktisch materielles Resultat für die Allgemeinheit. In diesem Sinne ist auch sein Roman „Wally" ein Hymnus auf die freie Liebe, so unsinnlich und unanschaulich das ganze Machwerk auch immer sein mag.

Die Gefängniswochen haben den jungen Stürmer ernüchtert. Er schließt Frieden mit der bestehenden Ordnung der Dinge. Sein Roman „Seraphine" hält sich jenseits aller Emanzipationsfragen. Seine Eigenart, nicht mit dichterischer Ursprünglichkeit zuerst die Gestalt zu sehen, sondern zunächst das Problem, und in dieses eine Romanfigur hineinzuphantasieren, wird auch diesem Werk zum Verhängnis. Die Liebe, die hier geschildert wird, wirkt so unerquicklich und unwahr, wie er sie selber im Leben als problematisch empfunden haben muß. Die Kulturbilder in den „Zeitgenossen", seine Betrachtungen über Liebe und Ehe sind ein deutlicher Beweis, daß seine soziale Polemik nicht nur bedingt war durch äußere Anregungen literarischer oder persönlicher Art, sondern ebenso durch seine Auffassung von der sozialen und kulturgeschichtlichen Bedeutung des, oder sagen wir richtiger, seines Dichterberufs.

Eine Vorliebe für die Zeichnung von Widersprüchen der Natur und konventionellen Unnatur, für die Propaganda fortschrittlicher Ideen vor allem auf sozialem Gebiet, kennzeichnet auch Gutzkow's spätere, sehr umfangreiche literarische Wirksamkeit, ein Umstand, dem er nicht zum wenigsten seinen literarischen Ruhm verdankt.

Was aber die Werke seiner jungdeutschen Periode angeht, so bezeichnet er sie selbst als „Phaetonflüge" 1.), die Schwingen versagten ihm. Er verstand es nicht, hauszuhalten mit den ersten Kundgebungen seiner Feder. Er war nicht, wie er mit unverkennbarer Selbstschilderung gesteht, jener glückliche Sohn der dichtenden Muse, „der sofort in eine Bahn gerät, die jede Unreife der Erfahrung, jede Jugendlichkeit des Geschmacks und des Urteils so lange verbirgt, bis die Jahre dem Geiste die größere Reife gegeben haben". 2.)

1.) Vgl. Vorwort zur Wally — Ausgabe 1851, Ges. W. 13. Bd. Frankf. Ausgabe. Vgl. ebenso Wolff a. a. S. 251. 2.) Lebenserinnerungen II. S. 130.

Heinrich Laube.

In seiner romantischen Schule spricht Heine von einem Schriftsteller, der für Deutschland von einer sozialen Bedeutung sei, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden könnte. „Wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet? . . . . Er (Laube) hat alle guten Eigenschaften, die sich bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands". 1.) Diese soziale Bedeutung des jungdeutschen Schriftstellers liegt für Heinrich Heine vor allem in Laubes Verdienst, als einer der ersten seiner Zeit die Erörterung sozialethischer Fragen, die das öffentliche Leben erregten, insbesondere aber die neuen Lehren der Saint Simonisten in die Literatur verpflanzt zu haben. Noch wenige Jahre vor seinem Tode schreibt H. Laube über die starken, sinnverwirrenden Anregungen, die er von den Saint Simonisten erhalten: „Mich interessierten gerade die religiös-kirchlichen Ideen, ja die Frage um die Frauen inbezug auf die Ehe interessierte mich besonders". 2.) Eine „Reform der protestantischen Kirche" und die „sinnliche Berechtigung im Menschen, die vom Christentum übermäßig zurückgedrängt" worden sei, schürten die Sehnsucht des jungen Theologie-Kandidaten, sich kühn auf den Weg zu machen und sich den französischen Weltverbessern anzuschließen. Auf dem Wege dahin hörte er von der Verurteilung der St. Simonisten, er blieb in Leipzig, wo er dann die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm.

Dieser Zug von Kühnheit und Uebermut charakterisiert den zweiten Stürmer und Dränger im jungen Deutschland, Heinrich Laube, den Wehl 3.) die Kriegstrompete desselben genannt hat. Er ist in fast allen Zügen der Gegensatz zu Karl Gutzkow. Während sich der Verfasser der „Wally" bei allem Zwiespalt und allem Widerspruch des Lebens dauernd selber zerfleischt und schon früh den verhängnisvollen Hang zur Skepsis verrät, ist Laube ein vollkommener Diesseitsbejaher. Er kümmert sich wenig um die Härten der Welt und mit einem frischen Temperament ausgestattet, zeigt er eine unerschütterliche Sicherheit, die oft zum blinden Draufgängertum führt. Seiner gedrungenen, vierschrötigen Gestalt sucht er durch äußere Eleganz abzuhelfen und versteht es auch, bei Frauen durch kavaliermäßiges Auftreten sein Glück zu machen, wie denn überhaupt ein leicht erregbares, leidenschaftliches Temperament die Wurzel seiner Liebesphantasien wird.

1.) Elster, W. 5. S. 328 f. 2.) Erinnerungen Ges. W. H. H. Houben Leipzig 1908/09, 41. Bd. S. 285. 3.) a. a. O. S. 89.

Heinrich Laube war am 18. September 1806 als Sohn eines verarmten Maurermeisters zu Sprottau in Schlesien geboren. Kriegsereignisse, das große Reformationsfest 1817 und romantische Theatereindrücke waren für den jungen Laube die bedeutendsten Erlebnisse seiner Jugendjahre. Von seiner Gymnasialzeit berichtet er in seinen Erinnerungen, daß neben dem romantischen Rittergedichten besonders Wielands „Oberon", „Idris und Zenide" und „all die sinnlichen, leicht versifizierten Erzählungen, welche die Sinnlichkeit allerdings aufstachelten", 1.) in hoher Blüte standen. Die ersten Studiensemester, die der junge Theologe in Halle verbrachte, waren mehr dem politischen Ideale der Burschenschaft als dem Hörsaal gewidmet. Mit dem Vermerk in seiner Matrikel „der Burschenschaft verdächtig", siedelte er nach Breslau über, wo eine Aufführung von Kleist's Kätchen von Heilbronn die ins Stocken geratenen literarischen Triebe bald in Aufruhr bringt; er gerät in einen Kreis literarischer Freunde, die einen Poetenverein gründen, für den Laube die Zeitschrift „Aurora" redigiert. So war aus dem fechtlustigen Bierstudenten bald ein eifriger Schriftsteller geworden, der nach seinem ersten Dramenentwurf „Gustav Adolf" sich als Theaterkritiker an Karl Schall's „Breslauer Zeitung" beteiligte.

Da gab plötzlich die Julirevolution seiner geistigen Entwicklung eine bedeutungsvolle Richtung. Das Schreckgespenst des unumgänglichen Kandidaten — Examens war damals in seiner drohenden Nähe und trieb ihn zu ernster Vorbereitung. „Da kam die Julirevolution selbst. Da kamen Tatsachen, Donnerschlag auf Donnerschlag, das wurde dramatisch, das weckte meine Aufmerksamkeit; nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun entstand ein Zusammenhang, nun erwachte mein Anteil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerksamkeit und nun verstand ich auch die Anwendungen auf unsere vaterländischen Zustände". 2.) Vergleicht man hiermit seine Aeußerungen in den auch zeitlich näher liegenden literarischen Produkten, so muß der Eindruck der Pariser Juliereignisse noch bedeutend stärker gewesen sein, als es die Darstellung seiner Erinnerungen glauben läßt. Der politische Liberalismus wurde dem unbefriedigten Theologen die neue Bergpredigt, „welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abschaffen, wenigstens grundsätzlich töten sollte". 3.)

Im Spätherbst desselben Jahres wirkte bei der Nähe der polnischen Grenze noch viel aufregender die Kunde von der Revolution in Warschau. Den leidenschaftlichen Burschenschafter und Parteigänger liberaler Ideen reizte sehr bald die angeborene Kampfeslust, mit den Polen gegen Rußland zu Felde zu ziehen. Nur mit Mühe vermochte ihn sein „Prinzipal", bei dem er Hauslehrer war, zurückzuhalten.

1.) Ges. W. Bd. 40 S. 43. 2.) Ges. W. Bd. 40 S. 132. 3.) Ebda. S. 151.

Ein dritter Faktor, eine dritte revolutionäre Tatsache, führte ihn bald darauf in einen Kreis moderner Fragen, welcher ihm „unabsehbar“ erschien, und der mit der Dogmatik seiner evangelischen Theologie nirgends stimmte: der Saint-Simonismus. „Es wurde mir klar, und klarer“ so gesteht Laube, „daß ich kein Prediger evangelischer Dogmatik werden könnte. Aber was sonst? Kein Ziel sehend rief ich ungestüm: in die Welt hinaus will ich, mich den Simonisten anschließen, mich führen lassen von den neuen Ideen irgend wohin“. 1.) Wie die „modernen Essäer“ seien ihm die Stifter dieser neuen Lehre vorgekommen, die ein „modernes Christentum, ein praktisch religiöses Leben ohne Pietismus und doch voll frommer Tätigkeit“ 2.) verkündeten.

Mochte sich Laube schon als Student über die französischen Reformbewegungen unterrichtet haben, so steigerte sich sein Interesse erst recht auf einer zweiten Hofmeisterstelle bei dem Landesältesten von Nimptsch auf Schloß Jäschkowitz an der Oder, wo er für die Entwickelung seiner ersten literarischen Tätigkeit überhaupt eine „ersprießlich neue Taufe“ empfangen sollte. Mit Spannung, gesteht Laube in seinen Erinnerungen, sei er in seiner Hauslehrerei mitsamt der Schloßherrin, der Gouvernante und selbst den Kindern den Vorgängen in Paris gefolgt. „Wir durchlebten alle Wehen einer neuen Staatsgeburt, ja einer neuen Religionsgeburt. Unsere Schloßherrin kam immer wieder auf eine Stelle zurück, welche ihr Schall 3.) mitgeteilt und welche lautete: Mann und Weib — hat Enfantin gesagt — bilden erst zusammen das soziale Individuum. Das St. Simonistische Weib muß in dieser ihrer neuen Lebensstellung alles enthüllen können, was es fühlt, wünscht und von der Zukunft verlangt. Jeder, der dem Weibe ein Gesetz auferlegt, ist kein Simonist“. 4.) Schon als dreizehn- oder vierzehn-jährigem Knaben, erzählt er von sich, sei ihm die Frage in den Kopf gestiegen: ist es nicht ein Unglück, daß die Mädchen heiraten müssen? Die Männer sind ja alle garstig. „Dieser Gedanke war mir in den letzten Jahren öfters wiedergekehrt; . . . . ich hatte so manchen Mann gesehen, der garnicht zu seiner Frau paßte, und der seine Frau dahin brachte, daß sie neben ihm, dem Ehemann, einen Liebhaber wählte, welchem sie alle Rechte des Ehemannes einräumte. Sollte dieser Bruch der Ehe nicht verhindert werden können? dachte ich. Kann der Wechsel, welchen eine unwiderstehliche Neigung und Abneigung verlangt, nicht eine gesetzliche Form finden, welche hinaus reicht über die Scheidungsgesetze bei Protestanten, über die unlösbare Verbindung bei Katholiken?“ 5.)

1.) Bd. 41. S. 282. 2.) Bd. 40. S. 151. 3. Anm. Der Lustspieldichter Karl Schall war der Herausgeber der „Breslauer Zeitung“. Er war der Mittelpunkt der Goethegemeinde in Schlesien und befreundet mit Rahel. Durch Schall mochte Laube schon früh auf den St. Simonismus aufmerksam gemacht worden sein. 4.) Bd. 41. S. 283 f. 5.) Ebda. S. 284 f.

In diesen Ideen hätten ihn dann besonders die St. Simonisten gewaltig zum Nachdenken gereizt und weiter bestärkt.

Es liegt auf der Hand, daß Laubes Darstellung über den Ursprung seiner revolutionären Ideen nur mit gewissem Vorbehalt aufzunehmen ist, schrieb er doch seine Erinnerungen zu einer Zeit, (1875—1882) wo sein Name als Jungdeutscher in allen Literaturgeschichten gebrandmarkt war. Aber die Tatsache steht fest, daß die Sekte der Simonisten seinen Gedankenkreis völlig in Anspruch genommen, wie das die weitere Untersuchung noch bestimmter erweisen wird. Dazu kamen vor allem noch Anregungen literarischer Art und Voraussetzungen persönlicher Natur, die ihn für die Zauberwirkung der Simonisten noch empfänglicher machten.

Jene Schloßherrin auf Jäschkowitz, die Gattin des Landesältesten von Nimptsch, ebenso wie ihre Tochter, wußten ein sehr romantisches Leben zu führen, und erstere, so berichtet Proelß 1.) habe den Ruf einer „sehr emanzipierten" Dame hinterlassen, wie er von Altersgenossen Laubes in Breslau erfahren habe. Um so mehr mußte natürlich die „Offenbarungsfrau" der St. Simonisten bei dem buntverzweigten Verkehr, von dem wir in seinen „Poeten", dem Hauptwerk von Laubes Sturm- und Drangzeit, ein Abbild wieder finden, sein Interesse in Anspruch nehmen. Aber wenn er in seinen Erinnerungen schreibt, der Dämon habe ihn am Schopfe gehabt, er habe über Leipzig gleich nach Paris gehen und den St. Simonismus an der Quelle studieren wollen, 2.) so mochten hier doch wohl quälende Herzensbeziehungen mitgewirkt haben, denen er ein Ende machen wollte, oder war es gar die Breslauer Schauspielerin Madame Haas, zu der er in innige Beziehungen getreten war, und die er schon 1829 in den „Freikugeln" als Julia gefeiert hatte? Das Verhältnis zu dieser Schauspielerin währte bis dicht an die Pforte seiner Ehe. 3.) Mochte er auch immerhin mit seinen Pariser

1.) a. a. O. S. 209. 2.) Bd. 40. S. 152 f.

3). Anm. Bei Walter Lange „Heinrich Laubes Aufstieg" Leipzig 1923 S. 27 f. heißt es über dieses Verhältnis: „Die Liebe war ihm nicht fremd geblieben. Ihr Erleben hatte sich aber durchaus jenseits von „Gut und Böse" der bürgerlichen Moral im Bereiche einer bisher propagierten „Freien Liebe" bewegt.... Unterm 7. September 1833 berichtet Pleßner in einem Briefe: „Beide die Haas und Laube, welche nebenbei gesagt, wie Mann und Frau leben, machten sich sofort auf u. s. f. Madame Haas trat auch Rich. Wagner in besonderem Grade als Jugendfreundin Laubes nahe. Rich. Wagner, der damals mit Laube befreundet war, und in seiner ersten Oper „Das Liebesverbot oder die Novize von Palermo" ganz im Sinne des jungen Deutschlands den Sieg der freien Sinnlichkeit verherrlichte, schreibt über Madame Haas: „Sie war geistreich und sehr unglücklich, wozu namentlich ein in ihren vorgerückten Jahren immer unangenehmer sich aussprechendes unvorteilhaftes Äußeres mit beitrug.... Ich fand mich, anfänglich namentlich um von ihr Auskunft über Laubes Schicksal zu erhalten, häufig und endlich sogar gewohnheitsmäßig bei ihr ein."

Plänen geliebäugelt haben, so beweist die Tatsache seiner vom 7. September 1831 datierten Bewerbung um die freigewordene Stelle eines Redakteurs der „Blätter für literarische Unterhaltung", daß ein Daueraufenthalt in Leipzig vielleicht noch viel stärker in seinem Plan gelegen hat als jener Ausflug nach Paris. Ende Juni 1832 war „Stud. Laube von Breslau" in Leipzig angelangt, wo er zunächst Theaterkritiken schrieb und vom 10. Dezember 1832 an die Redaktion der damals viel gelesenen „Zeitung für die elegante Welt" übernahm.

Auf seinen Hauslehrerstellen hatte Laube inzwischen seine ersten Schriften entworfen, die, vorwiegend politischen Inhalts, den schwungvollen Titel trugen „Das Neue Jahrhundert". Der erste, ziemlich unbedeutende Teil des „Neuen Jahrhunderts" „Polen" gibt eine Geschichte des polnischen Volkes, worin er die allmähliche Erstarkung des Freiheitsgedankens und die Geschichte als die Verkünderin liberaler Ideen schildert. Der zweite Teil, die „Politischen Briefe", die er auch als Separatausgabe unter dem Titel „Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen, bürgerlichen Seele" veröffentlichte, sollte das „Werden eines eines Individuums vom neuen Jahrhundert" darstellen, wenn auch in Wirklichkeit diese Briefe eine formlose Aneinanderreihung von Laubes politischen Ansichten sind. Hier und da freilich ergeht sich seine Freiheitsschwärmerei sehr stark in Fragen religiös-ethischer Richtung. Ein dritter Teil, der über den neuen „Gottes- und Götzendienst" zu Paris handeln sollte, ist nicht erschienen. Vielleicht war als wesentlicher Inhalt auch seine Erörterung in den „Modernen Briefen" gedacht, die später in der „Zeitung für die elegante Welt" erschienen. 1.) In der Skizze des dritten Teiles, die er im Vorwort zum „Neuen Jahrhundert" entwirft, schildert er in Heines Manier, wie der Ballsaal zur Kirche werde, wo Enfantin den Cotillon kommandiere, wie man den Weibern Freiheit gebe, mit ihren Ehemännern zu wechseln, so oft sie wollten und die Priester nebenbei zu lieben.

Vom Beginn seiner literarischen Tätigkeit an sehen wir Laube neben dem politischen Programm zugleich seine ethischen Forderungen entwickeln. Mit einigem philosophischen Anstrich, zu dem ihn die Hegelsche Philosophie das Material liefert, vertritt er im „Neuen Jahrhundert" den Fortschrittsgedanken ohne den die Weltgeschichte ein „Ammenmärchen" ist. 2.) Die Wirklichkeit erscheint ihm als eine Offenbarung der „Idee", die als der große Gedanke gefaßt wird, durch den die Geschichte der Menschheit in den entscheidenden Epochen gestaltet und verändert wird. In jeder Geschichtsepoche erscheint die „Idee" in einem

---

1.) „Zeitung für die elegante Welt" Jahrg. 1833 Nr. 129/31, 135/37, 143, 171/75. 2.) „Neues Jahrhundert" 1. Bd. S. 147.

neuen Gewande und jedes Jahrhundert besitzt sein eigenes Ziel: „ein griechisches wollte Schönheit, ein römisches wollte Größe, ein christliches Demut, das unsere will Freiheit.“ 1.) Der Gedankenkreis dem diese Auffassung der Wirklichkeit als einer Offenbarung der „Idee“ entstammt, weist zurück auf eine Betrachtungsweise, die man unter dem Begriff der „historischen Ideenlehre“ zusammengefaßt hat. Es sei hier nur verwiesen auf Schlegel's Geschichtsphilosophie, — ein Werk, das Laube im Gefängnis las. 2.)

Die „Freiheit“ erscheint also Laube als die „Idee“ seiner Geschichtsepoche, und zwar will er die Freiheit als „Totalität“ auf politischem und ethischem Gebiete. Der Staat erscheint ihm als der Unterdrücker der politischen Freiheit und des daraus erwachsenden sozialen Glückes, die Kirche aber bedeutet ihm eine Fessel der Sinnlichkeit. „So wie das Streben vom Menschen zum Staate stieg, so wird es vom Staate zur Menschheit steigen, und Herder verharrt seines Verklärungstages: dies anerkennend fecht' ich bereits unter den Fahnen des Kosmopolitismus. 3.) Alle die Schriftsteller, „welche die Gesellschaft im Auge gehabt“ Rousseau, Voltaire, Lessing, Schiller kommen jetzt wieder zu Ehren und alle, „welche sich unbefangen und warm gesellschaftlichen Formen hingeben“. 4.) Keineswegs will er eine politische Revolution, sondern allgemeine Demokratisierung ist sein Ideal, „das Streben nach allgemeinem Glück.“ 5.) Der Demokrat, „der die Herrschaft, d. h. die Selbständigkeit, d. h. das Glück aller will“ ist allein tugendhaft, ist christlich, denn auch das wahre Christentum ist demokratisch. Aber das Christentum ist seinem wahren Beruf untreu geworden und hat sich an die weltlichen Machthaber verkauft. Das einzige, was sich davon in Zukunft retten wird, ist die „demokratische Bibel“. Hatte Heine seine „Rehabilitation der Materie“ vor allem mit Beschränkung auf soziales Glück, auf irdisches und materielles Vergnügen dem Spiritualismus und Nazarenertum gegenübergestellt, so predigt Laube vollkommene Freiheit der Sinne. „Ich sehne mich nach Weibern. . . . . . das Leben ohne Weiber ist eine harte, einförmige Chaussee, mit ihnen kann es wenigstens streckenweise weicher, blumiger Wiesengrund sein“. 6.) Unbegreiflich erscheint es ihm, daß die Menschheit die Fesseln durch so viele Jahrhunderte getragen, ohne ihre große Liebe zu bekennen. „Die Menschheit ist noch der Jüngling, der schamrot vor der Geliebten steht, die Liebe erfüllt ihm das Herz bis an die Halsbinde, er weiß aber keine Worte, keinen Namen dafür. Alles Aderlassen der Mediziner hilft da nichts, nur Umarmung, Hingabe.“ 7.) Laube schaut auf den „dummen

1.) Ebenda 2. Bd. S. 309. 2.) Vgl. „Junges Europa“ Ges. W. III. Bd. S. 79. 3.) „Neues Jahrhundert“ II. S. 255. 4.) Ebda. S. 313. 5.) Ebda. S. 127. 6.) „Neues Jahrhundert“. II. S. 323. 7.) Ebda. S. 180.

Pöbel" herab, er verwirft die sogenannte bürgerliche Tugend, in der er nur einen kümmerlichen Notbehelf sieht. „Die Menschen sind wie alt gewordene Liebhaber, die aus Artigkeit der Geliebten den Mangel an Gefühl durch Surrogate verbergen. Was haben sie alles dazu erfunden? Sie haben sich eine Moral geschaffen, darin spielt die Mäßigkeit die Hauptrolle. . . . . . Die Halbheit ist uns angeboren, die Genügsamkeit eingeprügelt — was sie haben könnten, darnach graben nur wenig Revolutionäirs wie ich". Das „Pfaffengeschmeiß und die Moralwörter sind das gottloseste Gesindel: sie verpesten die Erde, lassen die Freude versteuern". „Es riecht nach Moder und Verwesung in der Theologie. . . . . Aesthetisch ist sie nie gewesen. . . . . Wie das Totenweib sitzt sie mit Vorliebe beim Leichnam." 1.) „Was das Wort moralisch 1930 bedeuten wird? Ich hoffe mehr als jetzt! Ich erziehe mich jetzt noch einmal und ich glaube, das wäre vielen Leuten gut." „Heiraten soll ich? Doch wohl nur um das Maul zu halten und solide zu werden." Freiheit wird das Ziel der Entwicklung. Freiheit aber ist das, „was man gemeinhin Anarchie nennt, Anarchie des Staates und der Kirche". Anarchie freilich bedeutet ihm nicht totale Gesetzlosigkeit, sondern die Anarchie wird kommen, „wenn wir alle selbst Gesetz sind". „Der Einzelne wird sich selbst Gesetz, die Willkür aller ist das Gesetz des Einzelnen und umgekehrt — das ist Anarchie. Das heißt zu deutsch: Herrschlosigkeit, nicht Unordnung wie die Leute sagen." 2.)

Aus diesen und ähnlichen Aphorismen besteht das ganze Buch, der zweite Teil seines „Neuen Jahrhunderts", und Gutzkow hatte wahrlich nicht unrecht, wenn er es eine „Polterkammer" nennt von Heineschen Ausdrücken und Börneschen Begriffen, die wie Kraut und Rüben ineinander geworfen seien, denn so gesucht, geistreich seine Gedanken auch sein wollen, so trivial klingen sie doch in der unreifen Nachahmung seiner Vorbilder. Aber charakteristisch ist neben der von ihm erstrebten Neugestaltung der sozialen Verhältnisse der überschäumende Freiheitsdrang mit dem stark erotischen Einschlag.

Nachdem Laube sich durch die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" eine Waffe geschmiedet hatte, glaubte er „direkt drauf los" gehen zu können, wie er an Heine schrieb. 3.) „Daß ich nicht die sogenannten liberalen Interessen meine, wissen Sie wohl, es handelt sich um eine literarisch-moderne Richtung, welche andere moralische, und somit andere kritische Gesetze einführen, viel Christentum, Prüderie, sogenannte Tugend und sehr, sehr viel Worte hinauswerfen will."

Das erotische Prinzip, das er im „Neuen Jahrhundert" als besondere Darstellung seiner der Geschichtsepoche unterschobenen Idee der

1.) Ebda. S. 341, 316, 322. 2.) Ebda. S. 303, 298, 35, 8. 3.) Vgl. Deutsche Rundschau, Jahrgang 1907/8 Bd. 1, S. 271. Ernst Elster, H. Heine und H. Laube.

Freiheit proklamiert hatte, erweitert sich in den „Modernen Briefen“, die in der „Zeitung für die elegante Welt“ erschienen, zur demokratischen Liebestheorie. Hier wird die Liebe das „wichtigste“ Instrument für die menschliche Entwicklung überhaupt. Hatte er schon im „Neuen Jahrhundert“ als den vornehmsten aller „tugendhaften Begriffe“, die im tausendjährigen Reich des Glückes herrschen, die allgemeine Menschen- und Nächstenliebe verkündet, 1.) so findet er auch hier, daß die Menschen zunächst zur Nächstenliebe erzogen werden müssen. Aber wie ist diese Erziehung möglich? Darauf gibt er die ebenso originelle wie frivole Antwort: durch die Geschlechterliebe. „Weil ich nicht von einer für ein Weib zusammengeschrumpften Liebe spreche, nennt Ihr mich lieblos, weil meine Liebe so groß ist, seht Ihr den Wald vor Bäumen nicht.“ 2.) Wer in der Liebe zum andern Geschlecht seinen Egoismus zurückdrängen kann, d. h., wer nicht für sich allein liebt, wie die Türken und seine Liebe in ein „subjektives Harem“ sperrt, wer nicht die Liebe behandelt, wie ein „Privilegium“, das hinter verschlossenen Türen im Archive ruht,“ der liebt wirklich die ganze Welt und nicht nur einen Teil derselben und ist mit wirklichem Wohlwollen für die ganze Welt erfüllt „durch das Wohlwollen, daß sein Herz schlägt für die Geliebte“. In der Liebe hat die Gottheit das Ziel der „Zivilisation“ vorgezeichnet, denn sie ist der Tod des Egoismus. Die Gottheit zeigt in ihr, daß alles Wissen eitel sei und den Zweck des Lebens nicht erfülle, denn auch der Wilde liebt und ist dann besser als der klügste zivilisierte Staat, sie zeigt, welche Armeen im kleinen Herzen ruhen, wie die Welt zu beglücken sei. Die Liebe wird zum Endzweck aller Humanität. „Sie ist die Sonne der inneren Kultur, die wir an den Himmel tragen und mit erhobenen Armen über die Scheitel aller Völker führen sollen mit ihren Segnungen, sie ist die Wolke, deren geheimnisvolles Dunkel man über die verbrannten Steppen leiten soll, damit sie dort wollüstigen, erquickenden und erfrischenden Regen sprühe“. Aber die Liebe soll nicht mehr eine „schöne Aristokratie“ bleiben, die nur aus Neigung beiläufig die Welt mitumarmt, nicht aber aus Grundsatz und Tugend. Der Demokrat allein liebt göttlich, er liebt das Weib, weil er die Welt liebt. Ihm ist die Geschlechtsliebe nicht Selbstzweck, sondern Vorübung zur allgemeinen Menschenliebe. Der Demokrat sieht in der Liebe „den Mittel- und Anfangspunkt aller Kultur, weil sie von ihr aus alle warmen Strahlen nach allen Seiten verbreiten“, weil er sie „demokratisch entfaltet wissen will wie einen Fächer Aurorens über die ganze Welt“. Das ist Laubes demokratische Liebestheorie.

1.) „Neues Jahrhundert“ II S. 152. 2.) „Zeitung für die elegante Welt“ Jahrgang 1833 S. 519.

Seine Erfahrungen in Jäschkowitz, wo er die aristokratischen Damen in Liebe zu den bürgerlichen Gästen des Hauses hatte entbrennen sehen, mochten ihm für diese Art St. Simonistischer Weibergemeinschaft den Ausdruck der Demokratisierung der Liebe nahegelegt haben. Neben dieser auf persönlichen Voraussetzungen beruhenden Annahme mag vor allem die Demokratisierung und Sozialisierung der St. Simonisten dem jungen Redakteur vorgeschwebt haben, wie denn in vieler Hinsicht eine direkte Einwirkung st. simonistischer Ideen auf das „Neue Jahrhundert" sowohl wie auf die „Modernen Briefe" festzustellen ist und offen zu Parallelen herausfordert. Außerdem ist die Bezeichnung „demokratisch" bei Laube neben dem andern Lieblingsausdruck „modern" geradezu schlagwörtlich. Im zweiten Bande des „Neuen Jahrhunderts" begegnet der Ausdruck demokratisch ein um die andere Seite. So spricht er auch wiederholt von einer Popularisation und einem Demokratismus der Wissenschaften. 1.)

Dazu wurde durch den Demokratismus der Liebe das politische Schlagwort des Liberalismus ins Gedächtnis zurückgerufen; folgte doch Laube in Fragen der praktischen Republik der Richtung Börne's.

Die Lehre vom Demokratismus, vom schönsten, allgemeinen Glücke ist nach Laube auch die wahre Poesie. „Der Poet liebt auf den Bergen, liebt für die Welt, sein Herz ist ein offenes, großes Auge und die neue demokratische Welt spiegelt sich auf ihm." Nach dieser Anschauung der Poesie ordnet er denn auch die Liebespoeten. „Hier küsse ich Wolfgang Goethe die Locken — er und Heine sind Liederdichter, wie sie keine Nation hat." Mögen auch die Baalsdiner unserer Literatur sich Mühe geben, das wegzuentschuldigen, wonach die Fühlhörner der meisten Menschen sich ausstrecken, „die weichen schneeweißen Arme, und den feuchten, verlangenden Blick," so ist das doch nur ein „alter Rest trüber Christuslehre: ich bin ein Heide, ich lieb es sehr und glaub es nicht, daß der Herrgott die Weiber schön gemacht, damit wir's nicht sähen, dem morschen Körper eine reizende Sinnlichkeit gewährt habe, damit wir Gelegenheit hätten, übersinnlich, unkörperlich zu sein. Prüft wohl, wo die Sinnlichkeit an den Lippen der Seele hängt und zeigt mir das, ihr erfreut auf eine schöne Weise den Menschen, Ihr entzündet Kraft und göttliches Feuer, Ihr hebt die Seele vom Boden und verschönert die Erde, und auf einer schöneren Erde sind auch die Menschen schöner — und schönere Menschen wollen wir haben. Das ist Liebespoesie; bloße bestialische Sinnlichkeit ekelt an". „Jene Poeten führen auf dem nächsten, sichersten Wege zur Liebe, und die Liebe führt die Welt zum Ziele." Nicht nur die Freiheit der Sinne, nicht

1.) Vgl. Die Rezension der „Briefe eines Narren an eine Närrin" Ztg. f. d. e. W. 1833 S. 168. ebenso sein Vorwort zum Buche „Polen".

nur die Verschönerung des Liebeserlebnisses verlangt seine demokratische Liebe, sondern erst die Kunst in der Liebe nach genialen Grundsätzen wird die Liebespoesie zum höchsten Momente steigern. Die bloße Weiberliebe ist die leichteste. Diese gilt es, „schwerer, reicher und breiter" zu machen. 1.) „Es müssen gewaltig, strebende, in großen Schritten unaufhörlich fortstürmende Menschen sein, welche der kleinen, eingezäumten bürgerlichen Befriedigung nicht bedürfen." 2.) So macht sich denn das luftige Liebesidyll zwischen Florentine und Ludwig diese genialen Grundsätze zu eigen und lebt danach, „sie verabschieden sich, und ein jeder wird einen anderen lieben und doch des einen nicht vergessen." 3.) Darum liebt der Demokrat die Liebe mit Leidenschaft und sieht in ihr den „Mittel- und Anfangspunkt aller Kultur", wogegen der Aristokrat nur das Weib liebt. „Ich liebe für die Liebe und möchte am liebsten mein Weib auf den Bergen umarmen, daß alle Welt lüstern würde nach Liebe und sie suchte und verbreitete." 4.) „Ist es meine Schuld", fragt Laube in einem Literaturartikel derselben Zeitung, „daß wir so romantisch sind, daß wir soviel Fichtenwälder und unverheiratete Mädchen, soviel alte Burgen, die oftmals erobert sind, und soviel monoandristische Frauen haben, die nur einmal sich ergeben und sterben wollen? . . . . . . Es liegt in der Natur der Ehe, zu der ein Bett und ein Tisch nötig ist, daß soviel sogenannte Liebe verunglücken muß. 5.) Hier könnte der „tiefe Anhänglichkeitszug an jede Art des Historischen, der in uns lebt, erweitert und verschönert" werden. So schließt er dann seine poetischen Ergüsse mit der Feststellung des Bedauerns: „Es ist noch viel zu wenig Liebe in der Welt".

Diese neue Phraseologie der demokratisierten Liebe, die Laube hier verkündigt, hängt, so verschwommen die dithyrambischen Sätze auch klingen mögen, im gewissen Sinne innerlich zusammen mit dem allgemeinen Grund seiner Lebensanschauung, die er im „Neuen Jahrhundert" entwickelt hatte. Seine Geschichtsepoche offenbarte sich ihm als die verkörperte, historische Idee der Freiheit. Diese vermag nur dann lebenskräftig zu werden, wenn sie die Gegensätze aufheben, in das soziale Leben eingreifen und die ganze moralische Weltordnung, wie sie bisher bestanden, auf eine neue Basis stellen kann. Und so wie im Staat die höchste Freiheit, die Gesetzlosigkeit als Gesetz verkündet werden soll, so soll der höchste Genuß auch die höchste Sittlichkeit sein. Es handelt sich hierbei um das Anrecht der gesamten Menschheit an dem ungeteilten Genuß des Daseins und dies gerade charakterisiert den Jungdeutschen, daß er für die Einführung des allgemeinen Genußprinzips

---

1.) Ztg. f. d. e. W. S. 521. 2.) Ebda. S. 681. 3.) Ebda. S. 555. 4.) Ebda. S. 519. 5.) Ebda. S. 709, 699.

die Grundlage einer neuen Weltordnung zu schaffen und auf die soziale Wirklichkeit Einfluß auszuüben versucht, im Gegensatz zu Wieland und Heinse, deren Schüler Laube ist, und ebenso zu den Romantikern, die mehr oder weniger Lebensansicht mit Kunstansicht identifizieren und mit der Verkündigung des Genußprinzips in der träumerischen Welt der Poesie verharren, zum mindesten keinen Einfluß auf das soziale Leben zu gewinnen strebten. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch der Name „demokratische Liebe" an Bedeutung gewinnen. Laube verwirft jedes äußere Band und fordert sexuelle Ungebundenheit, sexuellen Liberalismus. Das Institut der Ehe hat in diesem Demokratismus der Liebe keine Geltung, denn hier gilt eher zügellose Weibergemeinschaft, der Mann stirbt nicht in der Treue zu einem Weibe, denn Treue ist eine Art „liebenswürdiger Philisterei". 1.)

Als besonderes Moment seiner Liebesauffassung muß hingestellt werden, daß die Liebe, das Kulturprinzip in den „Modernen Briefen" nur dann in verzehrender Glut dem Weibe entgegen tritt, wo dieses sich in Freiheit hingibt, wo dieses die Liebe als Kulturprinzip, als höchste Menschen- und Nächstenliebe empfindet, oder wie Gutzkow's „Wally" sich in philantrophischer Vorstellung als das schwache „Glied der großen Wesenkette" fühlt, die Gott erschaffen hat. Laubes Demokratismus der Liebe wird zur poetischen Symbolisierung des allgemeinen Kulturprinzips, zur symbolischen Weihe der Idee der Freiheit; denn „auch die sinnliche Liebe hat eine geistige Ansicht: die symbolische; denn wie alles Körperliche nur Symbolik der Geisterwelt ist, so symbolisiert sich in der Liebe beider Geschlechter das Weltall." 2.) Das könnte an Schlegels Lucinde erinnern, wo es von zwei Liebenden heißt: „sie waren einer dem andern das Universum." Bei der ganzen Oberflächlichkeit von Laubes Liebesphilosophie mag es jedoch nicht schwer sein zu entscheiden, daß er hier nicht im Sinne Schlegels spricht, bei dem dieser Gedanke der Liebe zum Universum durchaus nicht vereinzelt vorkommt, sondern sich immer wiederholt und wie bei andern Romantikern zum religiösen Erlebnis wird. Vielmehr glaube ich, daß abgesehen von der heidnisch-religiösen Vorstellung, wonach die Zeugungskräfte das kosmogonische Prinzip symbolisieren, Laube seinen pantheistischen Grundsätzen gemäß und ebenso entsprechend seiner demokratischen Liebestheorie das Individuum auf den harmonischen Zusammenhang mit dem Weltganzen und der Menschheit allgemein zurückführen will. Das scheint mir der philosophische Kerngedanke seiner demokratischen Liebestheorie zu sein, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein darf. Das einzelne Individuum wird mit dem Freibrief bewußter Selbstbestimmung aus-

1.) Ztg. f. d. e. W. S. 681. 2.) Ebda. S. 600.

gestattet, seine Rechte soll es geltend machen inbezug auf freien Liebes- und Lebensgenuß, gleichzeitig aber sollen sich dabei die Interessen des Individuums verallgemeinern: „das Individuum wird sich selbst universell bilden, und wenn einst das Ich und die Allgemeinheit einander liebend, unauflöslich in die Arme sinken, da ist die Zeit erfüllt.“ 1.) Auf der einen Seite also schrankenloser Individualismus, auf der andern Seite Hineinentwicklung des Individuums in die Allgemeinheit. Eine Synthese ist hier schlechterdings unmöglich. Dabei wird dieses Aufgehen in der allgemeinen Geschlechterliebe nicht etwa zum Erleben der eigenen Individualität, sondern zum Gedanken an eine Humanitätsfrage, zu dieser philanthropischen Vorstellung bei Gutzkow, zum Erleben der Liebe als einer Erfüllung des Kulturprinzips bei Laube. Ein solches Aufgehen des Individuums in der Allgemeinheit bedeutet jedoch Vernichtung jeglicher Individualität. Und dies ist der Grundirrtum jungdeutscher Liebesauffassung überhaupt, an dem sie, auch ohne Bundestagsbeschlüsse, hätten zugrunde gehen müssen.

Die freie Liebe soll unbeschränkt sein in ihren Aeußerungen, wie in ihrem Gegenstande. Wo sie liebt, da will sie mit allen Sinnen, mit der ungeschwächten Kraft des ganzen Gefühls lieben, aber sie will dieses Gefühl ebensobald von diesem Gegenstand auf einen anderen übertragen. Diese Liebe wird zu einem Kultus, dessen abstrakter Charakter sofort ganz unverkennbar wird. Denn wo bleibt hier das durchaus natürliche und praktische Gesetz des Lebens und der Wirklichkeit? Ist es dem männlichen Individuum gestattet, jeder Willkür und Laune zu folgen, oder, wenn Laubes demokratische und Gutzkows philanthropische Liebestheorie nur irgendwie ernst genommen werden sollen, wenn das männliche Individuum dem Gesetz jener absoluten, freien Liebe folgen soll, wie soll da der Gegenstand seiner Liebe, das freie Weib also, sich selbst der nätürlichsten Lebensäußerungen entschlagen können? Wie soll es an einer wirklichen Empfindung festhalten können, wenn ihm ein Gegenstand lieb und eigen geworden wäre, und es dann doch dem Prinzip jener abstrakten, philanthropischen, freien Liebe zu folgen gezwungen wäre. Ebenso wenig wie Enfantin eine Messiasfrau gefunden hat, würde Laube mit seiner utopistischen, demokratischen Liebestheorie eine solche gefunden haben. Und daß es ihm Ernst war mit seiner neuen Lehre, geht aus seinen schon zitierten persönlichen Briefäußerungen an Heine hervor.

Hier rächten sich bei Laube vor allem die verderblichen Einflüsse des St. Simonismus. Mochte er auch nicht mehr offen für die Lehre der Sekte Propaganda treiben, nachdem ihre Führer im Oktober des vorher-

---

1.) Ebda. S 87.

gehenden Jahres verurteilt worden waren, so entsprach seine Demokratisierung der Liebe doch dem von Enfantin erstrebten Kultus der Messiasfrau und der von diesem erstrebten allgemeinen Vergesellschaftung aller Kulturgüter. Mit dem St. Simonismus teilt er auch den Glauben an das tausendjährige Reich des Glückes. Mit diesem ist ihm der Egoismus die tiefste Wunde der Gesellschaft, das Fortschreiten des Menschengeschlechtes zu einem vom Gesetze erlösten Zustand das erstrebenswerte Ziel, und in der Liebe erstrebt er mit ihnen das luftigste Liebesidyll.

Die Quellen für Laubes Kenntnis von den Lehren des St. Simonismus mochten in jenem Zeitalter des aufblühenden Journalismus neben manchen anderen Zeitungen vor allem die Berichte der st. simonistischen Zeitung „Le Globe" gewesen sein, einer Zeitung, die auch in Deutschland viel gelesen wurde, — Rahel nennt den „Globe" einmal ihre einzige Nahrung. 1.) An deutschen Veröffentlichungen waren bis dahin erschienen ein Werk von K. W. Schiebler „Der Saint Simonismus" Leipzig 1831, dann Aufsätze des Berliner Philosophen Moritz Veit in dem „Magazin für Literatur des Auslandes Nr. 13-14; 27-29; 71-72; ein Werk von K. G. Bretschneider „Der Saint Simonismus und das Christentum" Leipzig 1832, das von Laube sehr abfällig kritisiert wurde: „Man schicke den Nordländer, der in Pelze gewickelt ist, die Bärmütze über die Ohren gezogen hat, in einen Tempel auf Malabar, auf welchem warme, fruchtbare, indische Sonne ruht und heiße ihn sich niederlassen sich wohl befinden! Es wird ihm schwerlich gelingen." 2.)

Im wesentlichen wird Laubes Demokratismus der Liebe ein Reich von lauter „individues mobiles" bei denen nicht etwa wie bei Enfantin nur die Ehe „successif", sondern der Liebesgenuß selbst von einem zum andern zeitlich abwechseln soll. Den Entwicklungsgang eines solchen „individue mobile", das sich im freien Genusse auslebt, für das es keine Schranken gesetzlicher Moral gibt und dessen Endziel die Freiheit ist, in Romanform zu zeichnen mußten den jungen Autor besonders reizen. So schrieb er denn an Heine am 9. Mai 1833: „Theologische Studien haben mich von dem sogenannten Christentum ganz und gar entfernt; ich hatte eben eine Novelle geschrieben, die ganz gegen all diese Autoritätseinrichtungen gerichtet ist, und einen neuen gesellschaftlichen und religiösen Verband improvisiert."

Im Winter und Frühjahr 1832-33 vollendete Laube den ersten Teil des Romans: „D a s j u n g e E u r o p a", „Die Poeten", der Mitte Juli 1833 erschien. Der zweite und dritte Teil „Die Krieger" und „Die Bürger", die teils während der Gefängnishaft, teils später entstanden

---

1.) a. a. O. III. S. 568. 2.) Ztg. f. d. e. W. S. 11.

sind, zeigen schon den Wandel in Laubes Anschauungen und Rückkehr zum Herkömmlichen. Die „Poeten“ sind der Kanon Laubescher Liebesauffassung.

In der Form eines Briefromans tauschen sich in den „Poeten“ die Mitglieder eines Freundenkreises, die mit mehreren Frauen und Mädchen auf dem poetischen „Grünschloß“ beim Grafen Topf in Liebesbeziehungen geraten sind, ihre Ansichten über ihre zahlreichen Liebesabenteuer aus und bekennen sich durchweg zum Evangelium des „Demokratismus in der Liebe“. Nebenher werden Fragen der Politik, des Staates, der Aristokratie, der Religion, der Poesie gestreift und vielfach in hohlen Phrasen erörtert. Das Endziel all ihrer Bestrebungen ist die Freiheit, die jeder Art Formel, sie betreffe Moral oder sonst was, widerspricht. „Die Millionen Selbstherrscher sind das äußerste Ziel der Zivilisation . . . . . fröhlichste, ungebundenste Allherrschaft, wo jede Individualität gilt, weil jeder in sich gesetzmäßig ist.“ 1.) Zu diesem Ziel ist das Zurückdrängen des Individuums der Weg. Die große Epoche des Demokratismus beginnt. Die Liebe führt zu diesem Ziele. Die Liebe aber ist etwas Größeres als die Neigung zu dieser oder jener einzelnen Person, man kann der Liebe treu sein, während man der Geliebten untreu wird.

Die Hauptvertreter dieser Anschauung sind Valer, Hippolyt und Konstantin, denen William als Vertreter der herkömmlichen Moral gegenüber steht. Die Fürstin Constantie, eine ganz von ihrer Sinnlichkeit beherrschte Frau, die mit einem „Gemahl“, einem „kläglichen Pantoffelritter“ verheiratet ist, sieht die Menschen am liebsten in ihren Leidenschaften. Ihre Neigungen sind wie ein „glühender Sirokko“. Ebenso wenig wie für die Fürstin gesellschaftliche Rücksichten von Bedeutung sind, spielen Treue und Verlobung eine Rolle für Kamilla und Alberta. Nur Julia verzichtet auf dieses „unersprießliche Geräusch“. Andere Frauen, wie die Schauspielerin Desdemona, die Geliebte Hippolyts, die Tänzerin Rosa, Konstantins Geliebte und das Gänschen Klara, Valers frühere Geliebte, tragen nur dazu bei, dem Leser das tolle Weibertreiben noch verworrener zu machen.

Die auffallendste Erscheinung unter den männlichen Vertretern ist Hippolyt, dessen spanisches Blut und uneheliche Geburt schon äußerlich auf seinen ununterbrochenen Sinnlichkeitsrausch hinweisen sollen. Die Liebe ist sein Element. Er ist derjenige, welcher die Demokratie der Liebe in ganz äußerlichem Sinne erfaßt und wie ein „Kriegsgott der Liebe“ das Weib als Genußobjekt nimmt, wo immer es ihm begegnet. Rohe Triebempfindung charakterisiert diesen sexuellen Kraftmenschen. Er wird

1.) Heinrich Laube, Die Poeten. Heinrich Laubes gesammelte Werke in 50 Bänden. Hgg. von Houben. Leipzig 1908 1. Bd. S. 19.

als „moderner Herkules" als „strahlender Halbgott" bezeichnet. „Ich dulde keine Fessel, auch nicht die schönste. . . . . Was mir nicht am Leben ist, werfe ich weg, gleichgültig, ob ich nach der Definition anderer morde," schreibt er an Konstantin. Er kennt darum auch keine Pietät, gegen das, was er geliebt. „Ich kenne . . . . . Zärtlichkeit, Ueberschwenglichkeit nicht, weil ich nur Leben geben will für Leben. Ich schwöre keinem Mädchen Liebe, ich liebe nur." Er rühmt sich, daß er nie mitstirbt, wenn die Liebe stirbt, „mit platten Worten, wenn eine Liebschaft aus ist." Sein Einfluß auf die Frauen ist gewaltig und unter diesen liebt er am meisten das Macht- und Kraftweib. Der Typus von weiblicher Ergebenheit ist ihm verhaßt. In dieser Strenge der Form sieht er den Uebergang zur griechischen Knabenliebe. So rühmt er sich, daß ihn nie eine Frau mit solcher Energie umarmt und geliebt habe wie die Fürstin Constantie. „Ich liebe diese Kraft am Weibe über alles; das Weiche, Vergehende, Ergebene gewährt mir zu wenig Widerstand". Wenn dieser „Sohn des Prometheus mit dem leuchtenden Siegel der Gottheit auf der Stirn" unter die Damengesellschaft auf Grünschloß tritt, so ist es, „als ob ein Raubvogel in ein Taubenhaus gekommen wäre". Er schwärmt für Tizians Fleisch und die strengen Formen des Phidias. Gesundheit und Natur stehen bei Hippolyt im Vordergrund. „Die Natur in ihrer Schönheit, in ihrer Nacktheit ist immer edel und schön, ihre Verkünstelung ist krankhaft". Daher haßt er alles Lüsterne, das den Menschen nur entnervt.

Nicht ganz so wild gebärdet sich Konstantin.' Durch die Entführung einer jungen Soubrette gibt er den Auftakt zu den Liebeshändeln in der Novelle. Stirbt ihm eine Liebschaft, so geht ihm das weiter nicht nahe. So schreibt er nach dem Besuch bei einer geliebten Tänzerin: „Ich bin selbst so nördlich geworden, daß mein Wohlwollen, das ich an solcher Schönheit empfand, nichts als ein paar Minuten sehen, ein paar Worte sprechen wollte, um den Gang des Ausdrucks zu beobachten, aber nicht einmal im leisesten affiziert wurde, als ich scheiden mußte." 1.) Vom Vater wird er verstoßen, er zieht in das „moderne Babel" nach Paris, nimmt an der Julirevolution begeisterten Anteil, bis schließlich nach vielen Tollheiten die Ernüchterung über ihn kommt und er ein anderer Mensch wird.

Leopold mit dem Beinamen „Cupido" ist nur ein „Detailhändler in der Liebe", den der Verfasser einen unbedeutenden Ableger des gewaltigen Hippolyt nennt. Er gibt sich zu gleicher Zeit mit der Försters- und Pastorstochter ab, der „Waldmaid und dem Gotteslämmchen". Er ist nur ein „Siegwart des Augenblicks". Am Ende gerät er in Liebesbeziehungen zu einer Prinzessin. Er schützt, als man von ihm

1.) S. 93, S. 68, 75, 54.

Dokumente über seine Herkunft fordert, ein unlösbares Inkognito vor, läßt sich als volksfreundlichen Erbprinzen von der Menge feiern, wird aber schließlich am Hochzeitstage entlarvt und verschwindet als Militärarzt nach Berlin. Der eigentliche Theoretiker der Gesellschaft ist Valer, der ehemalige Theologe, der unverkennbar Laubes Züge trägt. Die Zeit von Laubes Verkehr im Breslauer Poetenverein, die Zeit seiner Verbindung mit Karl Schall, vor allem aber sein Aufenthalt auf Jäschkowitz bei der Baronin von Nimptsch und nicht zuletzt sein eigener freier Liebesverkehr mit der Schauspielerin Madame Haas, die vielleicht die Züge der Desdemona wiedergibt, bilden ohnehin die Unterlagen zu Laubes Poeten. 1.) Valerius, ganz das Abbild Laubes, ist in den freien Künsten bewandert, er reitet, ficht, tanzt gut, ist musikalisch, spricht die fremden neuen Sprachen und ist, wenn auch der Bürgerliche unter fast lauter Adligen stets nach der neuesten Mode gekleidet. Ueber Ehe, Staat und Menschen hat er, wie Julia über ihn schreibt, „zwar eigentlich selbst abscheuliche Grundsätze", aber er versteht es, das Wildeste geordnet vorzutragen, interessant, wünschenswert zu machen. 2.) Im Gegensatz zur Fürstin Constantie, welche die Ehe nur für eine Form hält, die der äußeren Dinge wegen da sei, und namentlich den materiellen Besitz des Weibes sichere, der großen Menge aber notwendig sei, verwirft Valer diesen Aristokratismus. Er glaubt freilich, daß zunächst nur die „stärksten und edelsten" Weiber den Uebergang zu besserem, freierem Gesellschaftsleben dadurch bilden können, daß sie sich der Ehe nicht mehr unterwerfen. Auf alle Weise müßten diese die neuen Begriffe unterstützen, weil nach der politischen Revolution die soziale vor den Toren liege, durch welche die Frauen eine selbständigere Stellung in der Gesellschaft erlangen würden. Das Christentum habe das Weib nur zur Hälfte freigemacht, es müsse es ganz werden. Die alten Verhältnisse seien wie die alte Kirche in Auflösung begriffen, die Rettung sei nahe, aber die Gefahr doppelt groß. 3.) So geht Valer denn ein Liebesverhältnis ein nur mit dem freien Weibe, das sich stark genug fühlt, die äußeren Nachteile der Gesellschaft zu ertragen, das gleich ihm die Ehe nur für eine „Krücke der tausend Schwachen" nur für ein „leider noch immer notwendiges Uebel der Gesellschaft" ansieht. Ein solches Weib aber, das in den gewöhnlichen Banden der Gesellschaft, in dem „traurigen Einmaleins der Ehe" eine Notwendigkeit sieht, und in der Opposition gegen die gesellschaftliche Einrichtung zugrunde gehen würde, ein solches Weib an sich reißen, ohne zugleich dessen Ansichten vom bürgerlichen

1.) Über die Vorbilder des Poetenvereins, die Laube die Grundrisse für seine Figuren geliefert haben, vgl. Przygodda, S. 105 f. 2.) S. 93. 3.) 1. Bd. S. 126.

Leben anzunehmen, das ist Laster. Solange aber das selbständig freie Wesen, das freie Weib, noch nicht gefunden ist, erscheint Valer — Laube die ganze Welt wie eine so große Heiratskanzlei, „daß man nur in ein Haus treten darf, worin ein weibliches Wesen wohnt, um beim Herausgehen Heiratsfragezeichen auf dem Rücken zu haben.“ 1.) So ist ihm die Ehe „nur ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit, wißt Ihr auf freiere Weise den Strom zu leiten, so braucht Ihr keine Dämme. Wenn erst Tausende nichts mehr dem Herkommen zuliebe tun, so ist das Lebenselement des Herkommens, seine Unzweifelhaftigkeit vernichtet und eine neue Welt nähert sich im Sturmschritt.“ 2.)

Den Gegenpol zu dieser „demokratischen Herrlichkeit“ des rationalistischen Theologen Valer bildet die streng-moralische Weltanschauung des „prüden und frommen“ William, der ebenfalls Theologe ist. „Grauenhaft“ erscheinen ihm Valers Lebensansichten, deren Bodensatz er die „empörendste Eigenliebe“ nennt. Wie ein Hohn auf Williams moralische Anschauungen erscheint es, wenn er später in unbezähmbarer Liebe zur Fürstin Constantie den eifersüchtigen Schwager derselben ersticht und nach diesem Fehltritt völlig haltlos entflieht. Die starren Gesetze seiner Religion wissen für die Leidenschaft im Menschen keinen Platz. „Es ist Ordnung in Dir“, so bekennt er in einem Briefe an Valerius, „wenn auch eine Ordnung, die ich verabscheue“. 3.)

Zu Valers demokratischer Liebestheorie, die nur eine Verbindung mit dem freien Weibe sucht, paßt natürlich schlecht der Begriff der Treue in der Liebe. „Die Liebe ist mehr als der Besitz einer einzigen Person, sie ist eine ganze Atmosphäre von Wohlwollen, und viel hat darin Raum“. „Du sollst mich nicht heiraten“ sagt die Geliebte zu Valer, „das Heiraten ist auch wirklich nicht hübsch, es ist wirklich philisterhaft“. Ebenso wie Gutzkow für die Genialität der Liebe schwärmt, so bekämpft auch Laube den deutschen Liebesharm, der den Jüngling nur entnerve. Es gilt, sich von solchem herkömmlichen, „chronischen Uebel“ freizumachen. Die Liebe ist viel zu reich, und nur die ungeschickten Menschen machen sie so dürftig, weil sie so „jämmerlich egoistisch“ sind. „Mein demokratisches Glaubensbekenntnis sagt mir heut, daß man besser lieben könne, weiter, breiter, universeller“. 4.)

In diesem Geiste von der „freien göttlichen Liebe“, von der die Heiratskandidaten keine Ahnung haben,“ 5.) spielen dann auch die Liebesgeschichten, die in dem wahren Tollhaus von Weibertreiben sich an Raffiniertheit überbieten und nach Neigung und Laune dauernd wechseln. Man könnte sich in einen Kaninchenbau versetzt denken, wo

---

1.) S. 110; 105. 2.) S. 164. 3.) S. 169; 16. 4.) S. 30; 179; 165; 176. 5.) Bd. 1. S. 165.

Vater und Tochter sich heiraten, sagt Gutzkow spöttisch über die „Poeten“. 1.)

In den Motiven der Darstellung dieser Liebesszenen, die nicht selten frivol und lüstern wirken, wird man sogleich geneigt, Laube mit den verschiedensten Vorbildern in Beziehung zu setzen, So erinnert das kleine lauschige Gemach, worin die Fürsten Hyppolyt empfängt, zweifelsohne an das Boudoir der Lisette in Schlegels Lucinde. Hier wie dort finden wir eine Ausschmückung durch wollüstige Gemälde und schwere Teppiche; ein breiter Spiegel, ein kleiner Tisch sind neben dem Divan die einzigen Möbel. Unerschöpflich an Ausdrücken ist Laube geradezu in der Beschreibung von körperlicher Schönheit. Hier verrät sich deutlich die Einwirkung durch Heinse. „Was gäbe ich darum, schrieben unsere Bildhauer Novellen, das könnte eine stärkende Kur werden: was gäbe ich darum, lebten noch zwei Heinse, die einfachen Hömöopathen der Beschreibung.“ 2.) Aber sehr richtig sagt schon Brandes, daß diese Verehrung weiblicher Formen und Farben, diese Schwärmerei für das Fleischliche bei Heinse ursprünglicher, mehr naiv bacchantisch sei, während man bei Laube von einer gewissen Rohheit verletzt werde und die Neigung herausfühle, den guten Bürger zu ärgern. 3.)

Ebenso unverkennbar wie zu Heinse sind auch die Beziehungen zu den „Memoiren des Freiherrn von S——a“, dem Werke des Prager Geschichtsprofessors Karl Ludwig von Woltmann. Laubes Abhängigkeitsverhältnis von beiden Vorgängern geht in der Tat so weit, daß man in der Verwertung von Motiven und Situationen immer wieder an beide Vorbilder erinnert wird. Ganz abgesehen davon, daß neben dem St. Simonismus auch Heinse's Republik auf den glückseligen Inseln, wo „Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frei sind“, Laube für seinen Demokratismus der Liebe vorgeschwebt haben mag, erinnern die „Poeten“ auch in Einzelheiten immer wieder an Heinse. Die lüstern und schlüpfrig gemalten nächtlichen Besuche Valers bei Klara und Hipolyts bei der Fürstin Constantie gehen bis auf die einzelnen Requisiten auf Heinse zurück. Gartenpforte und Balkontür finden sich sowohl bei Heinse wie bei Woltmann. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß auch Georges Sand's erster Roman „Indiana“ für die Verwertung ähnlicher Motive hat herhalten müssen. Für die Einzelheiten seiner Abhängigkeit in künstlerischer Hinsicht verweise ich auf die Untersuchungen von Petitpierre und von Przygodda. 4.) Es hieße natürlich Laubes Produktionsvermögen jede Selbständigkeit absprechen, wollte man nun

1.) Gutzkow, Lebenserinnerungen, a. a. O. Bd. 3. S, 68, 2.) Ges. W. Bd. 1, S. 68. 3.) Brandes, Hauptströmungen .... Bd. 6, S. 296. 4.) Fernand Petitpierre, Heinse in den Jugendschriften der Jungdeutschen. Diss. Zürich 1915 S. 37 ff. P. Przygodda Heinrich Laubes literarische Frühzeit. Berlin 1910 S, 107 ff.

für jedes Motiv irgendein Vorbild heranziehen, aber für die künstlerische Unfähigkeit des jungdeutschen Autors ist diese häufige Entlehnung sehr charakteristisch.

Ziehen wir das Facit von Laubes Liebesanschauungen in den „Poeten", so können wir feststellen, daß sein ganzes Evangelium vom Demokratismus in der Liebe, seine Auffassung von der ehelosen Liebe als Kulturprinzip in Wahrheit nur in der Triebhaftigkeit des Körperlich-Sinnlichen beruht. Die aus Eitelkeit und sinnlichen Gelüsten eingegangenen Verbindungen, die er schildert, seine Liebesabenteuer a la Casanova haben mit Liebe nichts zu schaffen. Dem Genuß des Augenblicks dient alles. Von einer Hochschätzung geistiger Beziehungen zwischen den Liebenden ist keine Rede. Daher bleibt auch die Wertung der Frau nur sehr gering; sie ist ihm fast nur Sexualwesen. Wenn er sie verherrlicht, dann geschieht dies nur des Genusses wegen, den Schönheit und Form des weiblichen Körpers ihm bereiten. Unvereinbar ist natürlich solche Liebe, die nur auf sinnlichen Eindrücken und Empfindungen beruht, mit der Treue. Mit renommistischen Kraftphrasen verspottet er daher die philisterhaften Anschauungen von der Treue in der Liebe, vor allem aber die langweilige Ehe, die der Tod des Liebesgenusses sei. —

So finden wir in dieser Novelle Laubes die simonistische Gemeinschaft, oder wenn wir uns auf seinen Brief an Heine beziehen wollen, einen neuen gesellschaftlichen Verband in einer Gestalt vor uns, zu dem ihm Enfantin die Ideen, Heinse, Woltmann und andere die poetische Form geliefert hatten. Ueberhaupt ist kein Buch in der jungdeutschen Bewegung entstanden, das die sozialrevolutionären Tendenzen in solcher Uebertreibung auf die Spitze stellt, wie gerade die „Poeten" von Heinrich Laube.

Im Winter desselben Jahres, noch bevor Laube an die Fortsetzung des „Jungen Europas" ging, schrieb er als Ergebnis seiner Italienreise, die er mit Gutzkow und einem Leipziger Freunde im Sommer 1833 unternahm, seine „Reisenovellen", wovon die beiden ersten Bände Mai 1834, der dritte und vierte Band 1836, die beiden letzten Bände 1837 erschienen. Wenn auch schon am 7. November 1833 seine „Politischen Briefe" wegen der revolutionären Tendenz und seine „Poeten" wegen des „unzüchtigen" Inhalts von dem Oberzensurkollegium verboten worden waren, so sind seine „Reisenovellen" noch stark in demselben Geiste des freien Lebens- und Liebesgenusses geschrieben wie seine „Poeten". Die gesamte Grundeinstellung ist dieselbe, wie bei Heine: 1.) das Reisebild wird zum subjektiven Ausdruck eines Geistes,

1.) vgl John Brech, „Heinrich Heine und die jungdeutsche Reiseliteratur" München 1922 Diss. M.

der mit den Zuständen seiner Zeit unzufrieden, mit Humor und Uebermut, Satire und Frivolität alle möglichen Fragen religiöser, politischer, sozialer, literarischer und künstlerischer Art vorübergehend berührt. Dadurch schwankt das Ganze regellos zwischen Reiseschilderung und novellistischer Erzählung, Kontemplation und Erlebnis.

Eine übertrieben starke Note erhalten die Novellen durch die zahllosen Liebesabenteuer, in die der Verfasser mit den Allüren eines Don Juan von einer Stadt zur andern hineinpendelt. Es ist ein ununterbrochener Liebestaumel. Er fragt nicht mehr, warum immer wieder Mädchen und Liebe, er fragt nur, warum nicht mehr Liebe? 1.) Es ist ihm, als müsse er jedes schöne Mädchen bei der Hand nehmen und „küssen mit Lichtstrahlen und Freude", daß die Gottheit „aus Augen und Lippen sprüht". Dann lockt ihn die dralle französische Grisette mit ihren hüpfenden Gazellenaugen, dem vollen Lockenkopf und den weißen Schultern, dann wieder die feurig-dramatische Italienerin, bald die liebreizende Russin mit ihren „dunkel beschatteten Augen, mit ihren blendend weißen Schultern, mit ihrer verführerischen Hand und dem französischen Fuße, mit der zivilisierten Melancholie in den weichen Zügen und der schlanken Figur", dann wieder die heitere Wienerin, die in ihrer „bequemen" Religion des Katholizismus den Liebhaber und Herrgott einträchtig nebeneinander wohnen läßt und niemand von beiden eine Eifersucht zutraut. Nur die adligen Damen will er niemals lieben, das widerspricht seinem demokratischen Prinzip; aber erfrischen will er sich und sein Schönheitsgefühl weiden an ihrem schönen „Mädchenfleisch", das unter der „göttlichen Faulheit und Behaglichkeit" von Karlsbad vortrefflich gedeiht.

Ja, es ist eine liebe und schöne Sache um die Liebe, und eine recht traurige, daß es „mitunter ganz anständige" Leute gibt, 2.) die nie die Liebe empfunden. Keineswegs aber soll man in der Liebe so rührend und beschränkt treu bleiben wie der Tiroler, der ein steinreicher Mann geworden, die schönsten Mädchen hätte heiraten können, und doch aus der Fremde heimkehrte, um sein elend abgemagertes Gretli zu heiraten. Heiraten ist gewiß ein kluger, doch langweiliger Gedanke; die Menschen morden alle Freude mit diesem Worte; „nur ein Volk, das nicht frei sein will, spricht bei jedem schönen Mädchen dieses Bannwort, diese Exkommunikationsformel aus, damit sich alsdann mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederschlage." Man sollte sich im Gegenteil, wenn man nicht gerade an der akuten Glückskrankheit leidet, daß man in ein Mädchen verliebt sei, vielmehr freuen, in „weiterer, breiterer Liebe" leben

---

1.) Ges. W. 4 Bd, S. 101. 2.) 4. Bd. S. 216, 107. V. Bd. S. 19; IV. Bd. S. 107; 99.

zu können, und einer „großen, kolossalen Liebe“ fähig zu sein. 1.)

Neben den zahllosen, eigenen Liebeserlebnissen muß ihm vor allem der Katholizismus immer wieder herhalten, um den Stoff zu liefern zu immer neuen Pikanterien, die er nicht selten mit frivolstem Spott in seine Beschreibungen einflicht. Bald geben ihm dazu den Anlaß die nackten Altarbilder in den katholischen Kirchen, die, wenn auch für die „Fortpflanzung des Menschengeschlechtes“ wichtig, ihm doch immer ein tiefes Mitleid einflößen, wenn er solche Bilder in Nonnenklöstern sähe und er an die Augen der armen Nonnen dächte. Dann sind es Anekdoten aus der Geschichte oder dem Volksglauben, so wenn er zum Beispiel an die Zeit des Avignoner Exils der Päpste denkt; es sei ein munteres Leben gewesen und charmante Abendgeschichten seien geschehen von den jungen Prälaten und den schönen Provenzalinnen. Dasselbe Treiben könne man noch heute beobachten, und die Kapuze sei nur eine theologische Erfindung, damit kein „Mysterium“ profaniert werde. In Venedig könne man schon seit beinahe tausend Jahren die schönen Venezianerinnen in der Markuskirche beten sehen für das Gedeihen ihrer Leidenschaft, während der blasse, blutjunge Venezianer hinter dem Pfeiler ihr Gebet beflügele. In Verona begegnet er einem jungen Kaplan, der gestern bei der Giulietta, heute bei der Franzeska war und morgen zur Laura geht, nachdem er seinem weiblichen Auditorium in der Predigt die himmlische Liebe geschildert. Dabei hielt er sich „namentlich sehr lange bei den elftausend Jungfrauen auf und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche und jedermann machen könne, was er wolle“. 2.)

Es erübrigt sich, noch weitere Liebesepisoden anzudeuten, die er mit mehr oder minder geckenhafter Darstellung aneinander reiht. Die Freiheit der erotischen Instinkte, der die Poeten auf Grünschloß frönen, schimmert auch in den ersten Bänden seiner Reisenovellen noch kräftig durch. Die Koketterie und Renommisterei des Verfassers charakterisierend schrieb Gutzkow über die Reisenovellen: „Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, in der Passagierstube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwinkeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Braunschweig, Leipzig, Karlsbad, Töplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall und mit allen, aber nur — — — für einen! für H. Laube!“ 3.)

Auch seine „L i e b e s b r i e f e“, die Laube 1833 begonnen, aber erst 1835 erscheinen ließ, sind im Geiste der „Poeten“ entworfen. Die heitere Stimmung, aus der sein Plan zu dieser an sich sehr belanglosen

1.) 4. Bd. S. 120; 97; 135; 225. 2.) 5. Bd. S. 50; 125; 4. Bd. S. 108; 173. 3.) Gutzkow: Lebenserinnerungen 3. Bd. S. 70.

Novelle entstanden war, ist freilich schon stark gedämpft worden infolge der üblen Erfahrungen, die er, wie noch zu zeigen sein wird, mit seinen ersten Schriften machen mußte. So gesteht Laube selbst in der Vorrede des genannten Buches, wie sehr es ihn befremdet und bestürzt habe, daß man seine „träumerischen Spekulationen" mit dem „ordinären und besonnenen Leben" verwechsele. Träumerische Spekulationen sind es nun freilich nicht gewesen, dafür haben wir Laube bisher zur Genüge kennen gelernt, und auch seine in diese Novelle eingestreuten Gedanken und Theorien verraten noch stark den Verkünder des Demokratismus in der Liebe. Auch hier finden wir bei ihm wie bei Heine und den St. Simonisten den Vorwurf der Unterdrückung der Leidenschaft gegen das Christentum, die Verspottung der „starren Asketen", die ihre „frevelhafte, läppische Hand blindlings an den Gott im Menschen" legen, während doch die Leidenschaften wie alle schönen Empfindungen der „beste Gottesdienst" seien. Die „gewaltigsten Kräfte", so ruft er aus, diesmal ganz im Sinne Heinse's, „die unmittelbar göttlichen ruhen in den Leidenschaften. Man soll sie zur Schönheit zügeln, aber nicht unterdrücken". 1.) Laubes Posieren mit solcher Art Aesthetik ist meist nichts anderes als eine Art verfeinerter Sinnlichkeit. Daher sind seine — häufig lüsternen — Aeußerungen über Frauenschönheit, die ein notwendiger Bestandteil für seine Liebesauffassung überhaupt ist, vielfach eher Ausdruck gesteigerter Lustempfindung, eine flache Vermischung erotischen und ästhetischen Genießens, so wenn es z. B. heißt: „Wenn ich einen größeren Teil des schlanken Fußes sehe, so wird mein Auge mehr an Formengrazie gewöhnt, Ihr entwickelt und enthüllt auch dadurch das Geheimnis Eures ganzen Wuchses mehr, mein künstlerisches Auge ergänzt den Unterkörper völlig, Ihr bildet dadurch mehr Künstler, das Verlangen nach Euch wird ein klareres, luftigeres, schöneres." 2.)

Die notwendige Folgerung dieser Frauenauffassung, die eine Einschätzung der Frau lediglich vom Standpunkte der männlichen Sinnlichkeit zuläßt, ist die Forderung nach Emanzipation der Frauen. „Ist es nicht ein großer Gedanke, der Welt noch einmal soviel Einwohner zu geben, wenn man die Weiber emanzipiert?" Vorher aber muß die Bildung der Mädchen eine andere werden, denn ihre schlechte Erziehung ist schuld daran, daß diese so „prüde, zimperlich, ohne Schönheitsmut, ohne poetische Lebenskraft" sind. Dadurch kommt es auch nur, daß die Liebe zu einer Sache der Gewohnheit wird. Zwei Menschen lieben einander und aus Furcht, nicht wieder Ersatz zu finden, können sie sich nicht trennen. Für Alfons und Blanka, die sich diese Liebesbriefe schreiben, ist die Treue in der Liebe nur eine Schwäche, sie haben sich das Versprechen gegeben, einander nicht treu zu sein. 3.)

1.) Vgl. Bd. 7. S. 35; 43; 35. 2.) S. 39. 3.) S. 32; 24.

Die Schlußwendung, die Laube seiner Briefnovelle gibt, muß freilich den Anschein erwecken, als ob der Verfasser seine Theorien absichtlich verurteilt. Er nennt es geradezu „Frevelmut der egoistischen Jugend, die menschliche Gesellschaft für eine unbequeme Zufälligkeit anzusehen und allen egoistischen Launen zu folgen ohne Rücksicht, was neben oder hinter ihnen zugrunde geht". Aber endgültig seiner früheren Ueberzeugung abzuschwören, vermag er noch nicht, obgleich die Novelle kurz nach der inzwischen erfolgten Gefängnishaft vollendet wurde. Sehr charakteristisch für seine durchaus nicht übereilte Bekehrung sagt er deutlich: „Ist es ein Frevel, gegen die Zeit, gegen die Umgebungen, natürliche Zustände hervorzurufen, die nicht zur jetzigen Gesellschaft passen, klassische Liebe ohne Pfaffen und Kontrakt in eine unklassische Welt zu drängen, — ist es ein Frevel, ich will ihn büßen. Aber bereuen will ich ihn nicht." 1.)

Ende Juli 1834 hatte den jungen Reformator sein Geschick ereilt. Er wurde in Berlin, wohin er sich nach seiner Ausweisung aus Leipzig begeben hatte, um sich bei Varnhagen Rat zu holen, am 26. Juli verhaftet, in die Stadtvogtei gebracht und „wegen unehrerbietiger Aeußerungen gegen des Königs Majestät, frechen Tadels bestehender Staatsinstitute und Provokation und Umsturz des Bestehenden", zugleich auch wegen Teilnahme an der Burschenschaft in Kriminaluntersuchung gezogen. Recht traurig gestaltete sich sein Arrest in den dumpfen Zellen der Berliner Hausvogtei, aus der Laube erst am 20. März 1835 entlassen wurde. Der endgültige Urteilsspruch wurde Laube, der bis dahin seinen Aufenthalt nach den Vorschriften des Polizeiministers von Rochow zu wählen hatte, erst am 24. Januar 1837 eröffnet.

Während seiner Haft in der Stadt- und Hausvogtei war der zweite Band des „Jungen Europas", „Die Krieger" entstanden und ebenso ein großer Teil des letzten Bandes „Die Bürger". Das ganze Werk erschien 1837, wurde aber gleich nach seinem Erschienen wieder verboten. Interessant ist ,daß der ursprüngliche Titel seines Buches nicht „Junges Europa" sondern „La jeune Allemagne" sein sollte, wie aus seinem Briefe vom 9. April 1833 an Heine hervorgeht, wodurch Laube nachweislich dieses berühmte Schlagwort geprägt hat. Aus eben diesem Briefwechsel geht auch hervor, daß der erste Teil seiner Novelle nur die „Exposition" gewesen ist; der zweite Teil sollte die „eigentliche Handlung, das fleischige Leben" der Novelle und der dritte eine Zusammenfassung „unserer Confessionen" bringen und „morden und aufräumen". 2.)

1.) S. 100; 98. 2.) Elster a. a. O. 1. Bd. S. 261; 272 Vgl. Houben Jgd. Sturm und Drang. S. 278.

In den vier traurigen Wänden seines dumpfen Kerkers war es nur zu natürlich, daß dieser ursprüngliche Entwurf nicht mehr zur Ausführung gelangen konnte. Die soziale Revolution, für die er so temperamentvoll eingetreten war, klang schließlich aus in einen augenfälligen Verzicht und ein friedfertiges Anpassen an die gegebene Wirklichkeit.

Der Hauptheld in den „Kriegern“, Valerius, jener tonangebende Theoretiker der Poeten auf Grünschloß, geht zu den Polen, um sein demokratisches Freiheitsideal zu verwirklichen. Er nimmt an ihren Kämpfen gegen die Russen begeisterten Anteil, kommt aber dabei zum ersten Mal in seinem Leben zur Erkenntnis, daß die Macht historischer Verhältnisse seinen sozialreformatorischen Tendenzen Widerstand bietet. „Wozu trachten wir unabläßlich, Geschichte zu machen, da wir doch nur kleinen Kindern gleichen, die mit lächerlicher Mühe und Sorgfalt ihr Kartenhäuschen aufbauen, — ein leichter Windzug wirft es um.“ Der stärkste Mensch mißtraut seinen Kräften, der edelste Reformator fragt sich in stillen Stunden: „Bringst du nicht auch Unglück mit deinen neuen Gedanken? Beruht das Herkommen nicht auf der Weisheit vieler Generationen? Ist deine oder der Gleichgesinnten Meinung nicht vielleicht unreif, unvollkommen, grün und dreist neben den alten, viel geprüften Formen?“ Valer sieht die Armut des menschlichen Geistes, der reformieren will, neben dem unabsehbaren Reichtum der allgemeinen, historischen Entwicklung, der „unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Welt und ihres verborgenen, ewigen Gedankens.“ Ein Gefühl der Schwäche und Ohnmacht überfällt ihn. Sein eigenes, sicheres, abgemachtes Wesen, das ihn früher ausgezeichnet hatte, war jetzt seiner Erinnerung ein Greuel. Abgeschmackt, eitel, töricht erschien ihm diese knabenhafte Sicherheit, dies ganze gesetzte Wesen, das ihm stets ein so großes Uebergewicht unter seiner Umgebung eingeräumt hätte. „Wer sich töricht unterfängt, in Schnelligkeit die Weltgeschichte meistern und ändern zu wollen, wie wir in den letzten Jahren als eine Kleinigkeit versuchten, der beklage sich nicht, wenn er zugrunde geht.“ 1.)

Und ebenso wie Laube — Valer in seinen politisch-sozialen Ansichten von den rücksichtslosen Kraftprinzipien seiner neuerungslustigen Jugend gründlich bekehrt ist, ebenso schnell ist auch der Champagnerrausch seiner Ideen über Liebe und Ehe verflogen. Nichts war ihm früher abgemachter und klarer erschienen, als das Verhältnis zwischen den verschiedenen Geschlechtern. Nun war er auch in diesen Ansichter schwankend geworden. „Wenn ich die gewöhnliche Treue tadle,“ so fragt er sich, „rede ich nicht der jämmerlichen Liederlichkeit das Wort, die in

1.) 2. Bd. Ges. W. S, 294; 42; 108; 73.

grauenvollem Egoismus nur ihren Lüsten nachjagt, mag aus den Opfern derselben werden, was da will! Löse ich nicht den Bestand aller Dinge auf, wenn ich den zuverlässigen Glauben auf ihre unwandelbare Stetigkeit hinwegreiße?" Wohl weckt die Begegnung mit der Fürstin Constantie in Warschau den Ideenrausch seiner „brausenden Jugend" von neuem. Die quälendsten Zweifel bestürmen seine Seele. „Ist es nicht eine förmliche Mordanstalt, jene schwindsüchtige Treue, welche über ihren eigenen Tod hinaus zu bestehen trachtet? Das Interesse, der Reiz, die leiseste Hoffnung von Glück ist oft verschwunden, wenn die Leute ein altes Versprechen einlösen; beide Teile fühlen es, beide wagen es nicht zu äußern, um den Popanz der Treue nicht zu verletzen, beide stürzen sich mit offenen Augen ins Verderben." Noch einmal erlebt er mit der Fürstin den Zauber seiner demokratischen Liebestheorie, aber nachdem auch dieser Gefühlssturm vorüber ist, sagt er sich endgültig los und verurteilt sein eigenes früheres Treiben. „Sie haben recht," so gesteht er von den Verfolgern der neuerungslustigen Jugend, „wenn sie uns Oberflächlichkeit vorwerfen, wenn sie sagen: es sind junge, unreife Leute, voll Drang nach neuen Dingen, weil sie zu ungeschickt, zu träg, zu stolz sind, sich mit allen Kräften der alten zu bemeistern. . . . . . Diese Stegreifritter des Wissens, des Herzens und schneller Hände, diese bilden die sogenannte revolutionäre Jugend." Valers schrankenloser Individualismus, der ihn früher so ganz beseelt hatte, und auf den er seine ganze Liebesdemokratie aufgebaut hatte, weicht von nun an der Ueberzeugung, „daß der einzelne seine gerechtesten Wünsche der allgemeinen Form unterordnen" müsse, daß sich das Individuum nicht nach eigenen geselligen Regeln bewegen darf, „so lange es in der übrigen Gesellschaft seinen Raum einnehmen will." 1.)

Weit entschiedener noch verwirft Valer-Laube seinen früheren erotischen Liberalismus in dem dritten Bande seines „Jungen Europas", in den „B ü r g e r n", der gegenüber dem abgerundeten zweiten Teile wieder in loser Briefform geschrieben ist, und auch über das Schicksal der übrigen Helden von Grünschloß Aufschluß gibt. Wir finden Valer im Gefängnis. Aehnlich resigniert wie Gutzkows Aufzeichnungen im Mannheimer Gefängnis klingen auch Valer-Laubes Briefe, die er an seinen Freund Hippolyt schreibt. „Was ist Menschenentwicklung, für welche Du Dich erhitzest? Ein so langsam und mannigfach Werdendes, daß Du Dich i n Ewigkeit seiner nicht bemächtigen kannst." 2.) Nunmehr erscheint ihm die Ehe als unbedingt erforderlich. Wer auf grob sinnliche Weise jedem Gelüste nachgibt, der unterscheidet sich nicht mehr von dem Ani-

---

1.) 3. Bd. Ges. W. S. 114; 204; 213; 109, 2.) Ebda. S. 72.

malischen. „Wenn sich nicht eine Ehe geordneter Art zwischen Leib und Seele bewerkstelligen läßt, dann hinaus mit dem Menschen unter die Tiere des Waldes oder der Wüste, er überhebt sich ihrer in keiner anderen Weise, als daß seine Sinne vielleicht noch raffinieren." War ihm früher die Ehe nur ein „trauriges Einmaleins", „eine Krücke der tausend Schwachen", so wird Valer von nun an zum eifrigen Vorkämpfer für einen „wahrhaften, echten Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern." „Haltet die Ehe offen, wie der Herr des Himmels seine Hand offen erhält für den wahrhaft notwendigen Wechsel der irdischen Welt, den Wechsel von Tag zu Nacht". „Wo in Wahrheit zwei Wesen in eines aufgehen, da ist eine Erfüllung des Menschentums gewonnen". Wer jedoch nur Befriedigung sinnlicher Lust erstrebe, dessen Verhältnis zum Weibe sei nichts anderes als ein Krieg- und ein Raubzug, der auf Vernichtung des Weibes hinziele. „Du willst vom Weibe nur die Lust", schreibt er an Hippolyt, „das Weib kann aber auch ein Herz geben, eine Ewigkeit darin, und dergleichen willst Du nicht, weil Du's nicht brauchen kannst; Du vernichtest also das Weib." 1.) Der wahre Standpunkt müsse der sein, daß man die lügenhaften Ehen bekämpfe und alle solche Personen, die mit dem Institute Frevel trieben, und daß man diejenigen schütze, die von der Unwahrheit einer Verbindung gefesselt und zertrümmert würden. „Was mir eine Geliebte zurief, das bezeichnet für mich den wahren Standpunkt, sie sagte, den verehelichten Personen gelte der Kampf, nicht der Ehe." 2.)

Wir sehen Valer-Laube mit dieser Anschauung weit abrücken von seiner früheren Nachahmung Heinsescher Sinnenliebe, dem subjektiven Kraftgefühl seiner Sturm- und Drangperiode. Von diesem nunmehr gewonnenen Standpunkte aus erläutert er auch den weiteren Entwicklungsgang seiner früheren Idealmenschen von Grünschloß, nachdem er sich selbst in ein stilles Tal zurückgezogen hat und ein zufriedener Landwirt geworden ist .

Hippolyt ist der einzige, der seiner unbändigen Genußsucht weiterfrönt. Wohl sieht er ein, daß alles anders gekommen ist mit der revolutionären Zeit, als sie alle erwartet hätten, aber es lebt in ihm ein „so tiefer, bestialischer Drang", daß er sich genötigt fühlt, jedes Gesetz, wo immer es sich findet, beiseite zu stoßen. „Leute meines Schlages, genießen, herrschen, leben oder die Kugel trifft sie". schreibt er an Valer. So bleibt Hippolyt der sexuelle Kraftmensch, der er gewesen, stürzt mit größter Tollkühnheit von einem Liebesabenteuer in das andere und macht selbst nicht einmal Halt vor der Geschwisterliebe. „Ich weiß, daß ich Dir ein Greuel bin," schreibt Hippolyt an Valer,

2.) Ebda. S. 131 ff. 2.) Ebda.

„wenn ich diesen Punkt der Verwandtschaftsliebe anrühre; Dir ist sie ein Zivilisationsfrevel, — ich habe nie Empfindungen, deren Ursprung in der Zivilisation ruhte . . . . . meine Empfindung fragt nicht danach, aus welchem Schoße das Weib stammt, welches mein Auge liebt, mein Arm begehrt." 1.) Das ist die letzte Konsequenz, die der Verfasser seinen Genußmenschen Hippolyt ziehen läßt. Der Mensch in seiner zügellosen Freiheit wird zur Bestie. Bei einem Straßenauflauf in Amerika, wohin sich Hippolyt eingeschifft hatte, wird er von einem früheren Nebenbuhler niedergestreckt. Wozu noch das Schicksal der übrigen Helden erörtern, des Konstantin, des Leopold, der Kamilla usw.? Sie alle müssen letzten Endes erfahren, daß die Gesellschaft zugrunde gehen muß, wenn jeder Regung des unbändigen Menschen Folge geleistet wird, wenn der Mensch die „positiven Hauptpunkte einer Zivilisation verläßt und auf eigene dreiste Hand ein sittliches Leben improvisieren will." 2.)

Wir sehen, daß sich Laubes Ansichten über Liebe und Ehe in der Qual der Einsamkeit des Gefängnisses erheblich geläutert haben. Ebenso, wie er von nun an darauf verzichtet, sein Talent in dem hoffnungslosen Kampfe gegen die Staatsgewalt aufzureiben, so entsagt er auch dem Plan einer gemeinschaftlichen Mitarbeit mit den übrigen jungdeutschen Vorkämpfern. Ja, er ging sogar so weit, von Naumburg aus, wo er seine Ortshaft verbringen mußte, am 13. Dezember 1835, in der „Allgemeinen Zeitung" eine Erklärung zu veröffentlichen, die gegen seine Zugehörigkeit zum jungen Deutschland protestierte. „Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten „Deutschen Revue" zusagte, da geschah dies keineswegs in der Art, daß etwaige Tendenzen des sogenannten „Jungen Deutschlands", welche die bestehende Zivilisation angreifen oder gar stören und bedrohen könnten, durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegenteil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus derart nichts zu schaffen hätte und eine eigentlich solidarische Teilnahme mir nicht zupaßte." 3.) Die jungdeutschen Kampfgenossen waren über diese öffentlich abgelegte Probe seines Gesinnungswechsels voller Entrüstung. Auch Heine hat ihm seine Fahnenflucht sehr verargt; er schrieb Laube, er könne in politischen Fragen Konzessionen machen, aber niemals in der Diskussion über das religiöse Prinzip und über Moral, „obgleich beides Speck und Schweinefleisch" sei, „eins und dasselbe." 4.) Aber obgleich Laube eine ähnliche Erklärung abgab über seine „neue Gedankenposition", wie er sich euphemistisch ausdrückte in einem Prospektus der von ihm dirigierten Braunschweiger „Mitternachtszeitung" Nr. 1 1. Januar 1836, so blieb er dennoch der Verfehmte, den mit den anderen der Bundestagsbeschluß

1.) Ebda. S. 30; 117. 2.) Ebda. Vgl. S. 95; 83; 85; 96; 137. 3.) Vgl. Strodtmann a. a. O. 2. Bd S. 180. 4.) Vgl. F. Hirth a. a. O. 2. Bd. S. 86.

getroffen hatte. Und während noch das Verfahren schwebte wegen seiner literarischen Sünden, — war doch sein Aufenthalt im Gefängnis nur eine Untersuchungshaft gewesen — schritt der junge Reformator, der gegen das traurige Einmaleins der Ehe und für die allgemeine Demokratie der Liebe geschrieben hatte, am 10. November 1836 zur Heirat mit der jungen Witwe Iduna Hänel, der Frau des Professors der Medizin Hänel aus Leipzig. Mit unverkennbarer Selbstschilderung schrieb Laube schon in den „Bürgern" über sein neues Liebesverhältnis, das zur Ehe führen sollte: „So geht alles Sinnen und Trachten der Welt am Ende immer wieder in ein Handdrücken aus, in ein Streicheln der Mädchenwange — — der unruhigste Kopf ruht am Ende aus auf eines Mädchens Schoße." 1.) Nachdem Laube so manches flüchtige Liebesabenteuer durchgekostet und aufrichtig und ernsthaft durch die Verbreitung der Lehren des St. Simonismus einen „neuen gesellschaftlichen und religiösen Verband" hatte stiften wollen, waren schließlich seine revolutionären Schwärmereien verflogen vor dem Erlebnis einer reinen und aufrichtigen Liebe, die ihn zu einer tieferen und gesunderen Liebesauffassung führte.

Doch in das eben verklingende Hochzeitsgeläute dröhnte bald die Kunde von dem Urteil des Berliner Kammergerichts, das auf 7 Jahre Festungshaft lautete. Durch den Einfluß der Fürstin Pückler wurde die Strafe auf eineinhalb Jahr reduziert, 1 Jahr für seine literarischen Sünden, 6 Monate für die Zugehörigkeit zur Burschenschaft. Der fürstliche Landsitz Muskau in der Lausitz wurde ihm als Aufenthaltsort für seine Festungshaft angewiesen. Mit seinem Weibe und einem Stiefsohn, den ihm die junge Frau aus erster Ehe mitgebracht hatte, durfte er hier die „Honigwochen" des jungen Ehestandes verbringen.

Um diese Zeit entstand seine Novelle „Das Glück", die jene Befriedigung in bescheidener Wirksamkeit und häuslicher Enge, jenes Glück der Selbstbeschränkung preist, daß der von den revolutionären Abenteuern heimgekehrte Laube als glücklicher Ehemann nun selber empfand. An diese Novelle knüpft er sogar einen Heiratskatechismus an, voll geistreicher und kluger Gedanken. Nur wenige „Gebote" seien daraus hervorgehoben, nicht nur weil sie zeigen, wie deutlich der Trennungsstrich gezogen ist. gegen seine erste Periode, sondern vor allen Dingen, weil sie sein weiteres Interesse für das Lieblingsthema seiner Jugend dartun, für die Fragen von Liebe und Ehe:

1.) Die Frau muß den Hochzeitstag bestimmen.

15.) Wenn man zum ersten Male liebt, ein junges Mädchen liebt, so begeht man eine Dummheit oder ein Wagstück.

1.) Vgl. Bd. 3 Ges. W. S. 148.

23.) Auch wenn dir deine Frau entgegenkommt, muß deine Zärtlichkeit oft nur romantisch bleiben; sobald sie dich für sinnlich hält, ist die Liebe in größter Gefahr.

41.) Die Ehe ist nicht blos eine Wissenschaft, wie-sie der geistreiche Franzose nennt, sie ist auch eine Kunst.

46.) Du mußt mitunter tagelang keine Zeit haben, deine Frau länger als einen Augenblick anzusehen. 1.)

Wer vermöchte hier noch den Simonistenfreund, den Ehefeind und „Jakobiner" des „Neuen Jahrhunderts" und der „Poeten" wiederzuerkennen? „Seit ich die ersten Jugendschuhe von 1830 abgelaufen, ist mir der revolutionäre Dilletantismus zuwider", schrieb Laube später einmal an Heine. (23. Dezember 1850.) 2.)

In der Tat vergeblich würden wir von nun an nach den radikalen Ansichten seiner Jugend suchen wollen. Wohl beschäftigt sich Laube wie Gutzkow, nachdem sie einmal Frieden mit der Welt des Herkömmlichen geschlossen haben, noch weiter mit den Fragen nach dem Verhältnisse der Geschlechter, aber die künstlerische Gestaltung wird reifer und mehr objektiv.

Auffallend ist, daß Laube, soweit wir ihn bisher kennengelernt haben, ein wesentliches Moment außer acht, oder zum mindesten, wenn wir an Gutzkow denken, ziemlich unbetont gelassen hat: die Frage nach dem kirchlichen Einfluß auf die Ehe. Vage Andeutungen sind uns freilich schon begegnet. Wenn wir davon absehen, daß er bei seinen pantheistischen Grundsätzen, die nur einen simonistischen „Dieu - Progrès" anerkannten, Ehe wie Kirche überhaupt bekämpfte, so ist es doch merkwürdig, daß, nachdem Gutzkow diese Frage mit in den Vordergrund der jungdeutschen Bestrebungen gestellt hatte, bei Laube von einem klar formulierten Angriff gegen die kirchliche Einsegnung der Ehe nicht die Rede ist. Da bot ihm die Streitschrift „Athanasius" 1838 von Görres, worin dieser mit tiefer Gründlichkeit und feinem politisch-kirchlichem Verständnis die Grundsätze der katholischen Kirche in der Frage der gemischten Ehe und der Erziehung der Kinder aus solchen Ehen verteidigte, willkommene Gelegenheit, seiner Abneigung gegen kirchliche Formen und gegen den Klerus gründlich Luft zu machen. Wenig verwunderlich ist es da, Laube in seiner anonymen Schrift „Görres und Athanasius" ebenso wie Gutzkow in der Schrift „Die rote Mütze und die Kapuze" und Mundt in seinem „Freihafen" als Verteidiger der preußischen Regierung zu sehen. Laube selbst geht auf die Frage des Kölner Kirchenstreites nicht näher ein. Nicht uninteressant dürfte es sein, hier vorwegnehmend die Stellung Theodor Mundts zu berühren, beweist doch das in diesem Punkte übereinstimmende Vorgehen der Jung-

1.) Vgl. Bd. 8 Ges. W. 2.) Elster a. a. O. 4. Bd. S. 389.

deutschen, die sich um diese Zeit schon längst bitter bekämpften, wie sehr ihnen die Frage der bürgerlichen Eheschließung am Herzen lag. Nicht aus Parteinahme für die protestantische Konfession — konfessionell gebunden fühlten sich die Jungdeutschen keineswegs — schleuderten sie dabei ihre Angriffe auf die katholische und die orthodox-protestantische Kirche, sondern weil sie sich dabei in bewußter Abkehr befanden von den Romantikern, deren vielfache Entwicklung zur Konversion sie dauernd verhöhnt hatten, dann aber auch, weil sie in dieser Streitfrage im Grunde für ein Thema ihrer früheren Periode, für die Loslösung der Ehe von der Kirche, für die Forderung der Zivilehe eintreten konnten. Die größere Freigebung gerade der beiden christlichen Sakramente, des Abendmahls und der Ehe an die Individualität und deren „eigentümliches Bedürfnis", so schreibt Theodor Mundt, würde allerdings den sakramentalen Charakter verwischen, aber wie die Union beim Abendmahl die religiöse Deutung der Persönlichkeit überlasse, so habe es hinsichtlich der Ehe ursprünglich im Gedanken der protestantischen Kirche gelegen, „dieselbe als ein individuelles, menschliches Band zwar heilig zu sprechen durch den Segen der Kirche, aber nicht die Individualität der Ehe in die allgemeine typische Notwendigkeit des Sakraments aufzulösen." 1.)

Diese Ausführungen Theodor Mundt's, die sich besonders gegen das „Sendschreiben" des Hallenser Professors Leo, des „protestantischen Pendanten des katholischen Görres", wie ihn Laube bezeichnet, 2.) und ebenso gegen Hengstenberg richten, zeigen deutlich, daß Mundt und ebenso die andern Jungdeutschen in der Frage des kirchlichen Einflusses auf die Ehe unbedingt an ihrem jungdeutschen Standpunkt festhalten. Wie sehr sich dann das ganze Problem ebenso auf die Frage der hierarchischen Stellung der katholischen Kirche und das Wesen des Katholizismus und Protestantismus überhaupt ausdehnte, die Gemüter der Zeit in Bewegung setzte, ist zu sehr bekannt, um hier weiter erörtert zu werden. Die „Halleschen Jahrbücher" veröffentlichen 1838 Aufsatz über Aufsatz über die ganze Streitfrage, über die auch die protestantischen Theologen Ruge, Marbach z. B. auf der Seite des protestantischen Fortschritts, Hengstenberg, Leo, Marheineke auf orthodoxer Seite sich heftig bekämpften. Doch hat uns hier die Frage von theologischer Seite aus nicht zu beschäftigen. Wichtig für unsere Untersuchung ist die wiederholte Feststellung, daß die Jungdeutschen im Gegensatz zu den Romantikern, denen der Inhalt bei der Ehe alles bedeutete — man denke nur an Schlegels geniale Naturehe in der Lucinde — vor allem immer wieder die soziale Seite aufgreifen und die Legalität der Ehe, die Form der Eheschließung und die Sanktionierung durch die Kirche

1.) Mundt Gesch. der Lit. S. 532. 2.) Laube Gesch. d. Lit. 4. Bd. S. 49.

in den Mittelpunkt ihrer Reformbestrebungen stellen. Entweder wird diese letztere von ihnen verworfen und Einführung der Zivilehe gefordert, oder aber die Ehe nur insofern als kirchliche Sanktion anerkannt, als sie „gewissermaßen das geistige Element in der Ehe repräsentiert und andeutet". 1.)

Doch kehren wir zurück zu Laubes weiterem Entwicklungsgang, um zu sehen, wie die Ideen seiner revolutionären Jugendperiode sich in seinen späteren Schriften auswirken. Nachdem Laube Januar 1839 seine sehr gelinde Festungshaft restlos verbüßt hatte, kehrte er mit seiner Familie nach Leipzig zurück, wo er, wenn wir von der Hochzeitsreise, die ihn post festum durch Holland, Belgien, Frankreich bis nach Algier führte, absehen wollen, bis 1849 verblieb. Seine Haupttätigkeit liegt von nun ab auf dem Gebiete des Theaters. Nebenher pflegt er den historischen Roman, der ihm durch die vielgelesenen Uebersetzungen von Walter Scott's Romanen besonders nahe gelegt war, So entstanden als Ergebnis seiner Studien in Frankreich die „Französischen Luftschlösser" 1840 und die „Gräfin Chateaubriand" 1843. Seine Vorliebe für die Ausmalung von Liebesabenteuern mit ihren Motiven des nächtlichen Besuches, der Verkleidungen, des Ueberfalls, des Zweikampfes, Motiven, die er schon früher in ausgiebigster Weise verwertet hat, seine Lust an spannendem Intrigenspiel zeugen von seinem lebensfrischen Temperament, sind aber im Grunde doch nur zu bezeichnend für den späteren Bühnengeneral, der durch diese Requisiten das fehlende kulturhistorische Element nicht selten zu ersetzen sucht. Dasselbe gilt, wenn auch mit Einschränkung von seinem bedeutendsten Roman, dem „Deutschen Krieg" 1863—1866.

In der Beschreibung der Maitressenwirtschaft des leichtlebigen und ausschweifenden Königs Franz I. fand er reichlich Gelegenheit, sein in dieser Hinsicht häufig erprobtes beschreibendes Talent von neuem auszuüben. Der ritterlich-galante Verkehr in der französischen Renaissance mit den sogenannten Allianzen, welche Freund und Freundin wie Bruder und Schwester angesehen wissen wollten, und welche auf gegenseitiger Zuneigung beruhend den öffentlichen Ausdruck wechselseitiger Liebe gestattete, sei von den Simonisten und Sozialisten des 19. Jahrhunderts in ein ernsthaftes Grundgesetz für den freien Verkehr zwischen den verschiedenen Geschlechtern umgewandelt worden. „Rücksichtsvolle und aufrichtige Freundschaft sollte Grund und Boden alles Verkehrs sein, auch des Verkehrs zwischen den verschiedenen Geschlechtern, in dem auf diesem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit gestattet sei." 2.) Das Verhältnis von Mann und Weib näher charakterisierend verlangt er in der „Gräfin Chateaubriand", daß die Frauen gegenüber dem

1.) **Mundt, Lit. Gesch. S. 389. 2.) Laube Ges. W. Bd. 10. S. 93 f.**

rohen Egoismus der Männer einen gewissen Kultus mit systematischen Formen erfinden und aufrecht erhalten sollen, und daß jede einzelne in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechtes vor Augen habe. Die Erziehung der Frau müsse derart sein, daß sie in dieser Hinsicht zu einem selbständigen und eigenen Urteil gelangen könne. Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Weibes sollte freilich nicht die Devise sein, dagegen spreche der ihnen von Natur auferlegte Zwang zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. 1.) Für das Liebesleben selbst gilt es, dieses zu einem Kunstwerk zu machen. „Zeigt dem Könige", so äußert sich Marot zur Gräfin, „daß ihr entbehren könnt, und es wird sich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann. . . . . Macht ein Kunstwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Wesen überall folgen, das ist, verzeiht mir, äußerst leicht, das leistet jedermann." 2.) Man soll nicht durch plumpen und eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück ist, solange wir dessen nicht sicher sind, den Zauber abnutzen. 3.) Das Liebesleben soll gleichsam ein Roman werden. Aber „leider glauben gerade die besten Frauen so selten, daß die Liebe, wenn sie dauernd sein will, auch eine Kunst sein muß, ja sie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was sie der Kunst zu Schaden tun". 4.)

Es dürfte deutlich geworden sein, daß den Jungdeutschen das Problem weiblicher Wesensart, die Frage der Liebesauffassung überhaupt auch über seine erste Periode hinaus noch weiter beschäftigt hat. Sein kernhaft frisches, naturwüchsiges Element bewahrt ihn vor jeder überspannten, idealistischen Auffassung, die ihm ohnehin fern liegt, läßt ihn im Gegenteil über einen schroffen Dualismus von geschlechtlicher und eigentlicher Liebe nicht hinauskommen. Das Schwergewicht liegt bei seinen Theorien meist auf der Seite des geschlechtlich-erotischen Momentes, geht er darin doch beständig aus von dem physischen Verhalten beider Geschlechter. So schreibt er sehr bezeichnend einmal im „Deutschen Krieg": „Die körperlichen Formen dienen ja nur der Seele, wenn von dauernder Neigung die Rede sein soll, nicht bloß von augenblicklicher, nicht bloß von sinnlicher Neigung". 5.) Aus eben dem Grunde hält er die Darstellung der sinnlichen Schönheit in der Dichtkunst für ein unerläßliches Mittel der Aesthetik, vorausgesetzt, daß Schlüpfrigkeit und Lüsternheit dabei nicht auf versteckten Raub ausgehe. 6.) Malerei und Bildhauerkunst könnten bei einem Bedenken gegen die Darstellung sinnlicher Schönheit gar nicht existieren, bei der Musik werde das Sinnliche nicht so detailliert getroffen, „aber welcher Grundsatz," so fragt er, „schließt denn, sobald jenen Künsten die Aeußerung gestattet ist, die

1.) Edda. S. 98 f. 2.) Ges. W. Bd. 12. S. 71. 3.) Bd. 10. S. 95 ff. 4.) Bd. 12. S. 39. 5.) Bd. 18. S. 165. 6.) Bd. 50. S. 37.

Dichtkunst aus?" Warum sollte hier ein anderer Maßstab angelegt werden? Sei auf der einen Seite die Abhängigkeit der Kunst von der Konvenienz abzulehnen, so seien auf der andern Seite ebenso zu verwerfen die exzentrischen Lehren der Simonisten. „Fleisch ohne Geist ist zu wenig, Geist ohne Fleisch ist zu viel. Betrachtet das volle Menschenbild selber, in dessen Wesen, in dessen Fähigkeit ist angekündigt, wonach zu trachten." 1.) Unschwer werden wir in diesen Sätzen Laubes eigene Apologie erkennen, dessen „plastischer Sinn" in der Ausmalung weiblicher Schönheit uns nicht nur in den Werken seiner Frühzeit, sondern auch später immer wieder begegnet. Ja man kann mit Przygodda behaupten, daß Laube fast mit naturwissenschaftlicher Absicht eine Topographie des weiblichen Körpers entwirft. 2.)

Wie Laube selbst in vorgerückten Jahren dem Reiz des weiblichen Geschlechts stets beredten Ausdruck zu verleihen wußte, dafür sei nur ein kurzes Beispiel aus dem „Deutschen Krieg" angeführt. Er schildert die Verführungskünste der Herzogin von Aiguillon. Von ihr heißt es: „sie hatte einen kleinen, schön geformten Mund, mit vollen Lippen und glänzenden Zähnen, eine Büste fein und anmütig wie die einer griechischen Statue, einen Arm von mäßiger, aber hinreichender Fülle, und Büste wie Arm, die sie entblößt trug im großen Putz, von weißer Frische. . . . . Der runde französische Rücken allein hätte Herzog Bernhard befremden müssen. Aber der blieb von ihm abgewendet." Und fast möchten wir Laubes eigene Meinung hören, wenn er die französische Herzogin dem deutschen Herzog Bernhard sagen läßt: „Unterhaltung und Sinnlichkeit gilt Euch für etwas Geringfügiges, wohl gar Verächtliches. So hat man mir erzählt von den Deutschen, die an alle Freuden die Moral anlegen zum Maßstab. . . . . Franzosen und Deutsche, pflege ihr Oheim zu sagen, müssen sich gegenseitig verheiraten. Dann würde die Rasse entstehen, welche die Welt beherrscht." 3.)

Im Wesentlichen bleibt Laube immer der Alte, der begeisterungsstarke, lebensgewandte Realist und frohe Genießer. Sein ganzes Leben hindurch hat er sich mit dem Lieblingsthema seiner Jugend „Weib, Liebe, Ehe" beschäftigt. Notwendig verwiesen sei auch hier auf seine wenig gekannte, schon eingangs erwähnte Herausgabe von Georges Sand's Frauenbildern, Brüssel 1845. Auch seine Dramen, vor allem die Abenteurertragödien, „Monaldeschi", „Struensee", „Graf Essex" lassen immer wieder Linien auffinden, die in die Zeit seines Sturmes und Dranges zurückweisen. Die Hauptheldin sind gesucht pikante Charaktere, die mit stürmischem Mut, mit keckem genialischem Wesen, durch Pochen auf politische Phrasen die Liebe gesellschaftlich höherstehender Frauen gewin-

---

1.) Ebda. 2.) Przygodda S. 167. 3.) Bd. 21. S. 175.

nen und durch sie in die größten Konflikte geraten. Aber in Wirklichkeit erweisen diese Dramen, wie auch seine Zeitbilder „Prinz Friederich“, „Gottsched und Gellert“ und sein bestes Drama „Die Karlsschüler“ Laube nicht als den Dichter, sondern zeigen dem in ihm vorbestimmten Dramaturgen, Regisseur, und Theaterdirektor den Weg, auf dem er sich als Direktor des Hofburgtheaters in Wien die hervorragendsten Verdienste erwerben sollte.

Rückschauend auf Laubes Anteil an der jungdeutschen Bewegung können wir feststellen, daß in Laube das junge Deutschland gleichsam „personifiziert “wurde, um einen Ausdruck Rudolf Gottschalls zu gebrauchen. 1.) Keiner hat so nachdrücklich wie er das große Schlagwort von der Rehabilitation des Fleisches verkündigt. Nicht nur Einwirkung simonistischer Ideen, sondern direkte Nachahmung der Sekte erblicken wir in seinem Bestreben, einen neuen „gesellschaftlichen und religiösen Verband“ gründen zu wollen. Durch die Fortentwicklung und Uebertragung des Freiheitsgedankens aus der politischen auf die moralische Sphäre erhebt er in pantheistischer Freigeisterei die Liebe zum Kulturprinzip. Mit prahlenden Kraftworten predigt er das neue Evangelium der demokratischen Liebe. Die schrankenlose Willkür der „Millionen Selbstherrscher“ wird als das Ziel der Zivilisation gefordert; durch „Abstreifen jeder Art von Egoismus“ soll die „fröhlichste, ungebundenste Allherrschaft“ erreicht werden. Aufschluß wird nicht gegeben, wie in diesem abstrakten Institut der Liebesdemokratie die natürlichsten, menschlichen und staatlichen Verhältnisse sich regeln sollen, wie es möglich ist, daß das Individuum sich in schrankenloser Freiheit entfalten und doch wieder das Wohlergehen der Gesamtheit erreicht werden soll. Die Kerkermauern ziehen bei Laube wie bei Gutzkow den großen Trennungsstrich. Der Sturm und Drang, der in der Sinnlichkeitsphilosophie der „Poeten“ den Höhepunkt erreicht hatte, ist verrauscht. Laubes bald darauf erfolgte Heirat führt ihn zu einer natürlicheren Auffassung von Liebe und Ehe.

1.) Rudolf von Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, Breslau 1910, Bd. 2. S. 192.

Theodor Mundt.

Ohne besonderes Erfindungs- und Gestaltungsvermögen bewies Theodor Mundt, der dritte im Kreise unserer Untersuchung, einen auffallenden Zug begeisterter Hingebung an die großen Fragen seiner Zeit. Er wurde der philosophische Doktrinär, der für jede Frage sogleich auch die theoretische Formel suchte. Für die neuere Literatur jener ruhelosen Zeit erfand er den Namen der Bewegungsliteratur. Weit maßvoller als Gutzkow und Laube in politischer Hinsicht und in seinen Anschauungen von Liebe und Ehe ist Mundt der geborene Vermittler, der alle Richtungen miteinander zu vereinigen sucht. Aber gerade diese Vermittlungssucht bringt es mit sich, daß er zuweilen unklar und unverständlich wird und daß wir einen anderen Mundt finden in seinen Werken, einen anderen in seinem Leben und seinen Beziehungen zu Freunden und Zeitgenossen. Außerdem begegnet uns Mundt's Auffassung von Liebe und Ehe nicht so sehr in seinen literarischen Hauptwerken, als vielmehr in Aufsätzen und Kritiken, die schlaglichtartig seine Anschauung wiedergeben. Mehr noch als bei den übrigen Jungdeutschen ist deshalb die Berücksichtigung seines persönlichen Erlebnisses wie auch seines Verhältnisses zu den in der Einleitung wiedergegebenen Gesamtvoraussetzungen für die Liebes- und Eheauffassung der Jungdeutschen erforderlich.

Theodor Mundt wurde am 19. September 1808 zu Potsdam geboren. Sein Vater war Registrator bei der Potsdamer Kammer gewesen. Nach dem frühen Tode seines Vaters siedelte die Mutter nach Berlin über, wo Theodor Mundt nach Ablauf seiner humanistischen Studien am Joachimthalschen Gymnasium 1825 die Universität bezog, um anfänglich Jurisprudenz, darauf Philologie und Philosophie zu studieren. Das akademische Lehramt war das Ziel seiner Wünsche. Schon früh versuchte er sich als Novellendichter. Tieck, Steffens, H. v. Kleist und Franz Horn sind seine Vorbilder. Neben E. Th. A. Hoffmann fesselten ihn vor allem H. Heine's Reisebilder. Nicht minder galt seine Verehrung Ludwig Börne, dessen Kampf für die Freiheit im politischen Leben, für die Freiheit der Literatur und Wissenschaft für Mundt die unbedingte Ergänzung bot zu Heinrich Heine. In beiden „säubert sich sich der deutsche Geist von alten und versteiften Lebenselementen", in beiden zeigt die deutsche Nationalität, „daß sie noch Regenerationskraft der inneren Werkzeuge besitzt". 1.) Deshalb ist ihm auch die Goethe'sche Poesie in „manchen Interessen" veraltet, weil sie den For-

1.) Zodiacus, Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst, Leipzig 1835, S. 14.

derungen der neuen Zeit nicht mehr entspricht und keinen zeitgemäßen Inhalt bietet.

Aus diesem Verlangen nach engster Beziehung zwischen Poesie und Leben entstand auch sein Bruch mit dem System Hegels, den er vier Jahre lang treulich verehrt hatte. Gerade in Hegels aesthetischen Vorlesungen empfand er eine Fesselung der poetischen Individualität, er fürchtete nicht mit Unrecht, das Begriffs- und Gedankenmäßige in Hegels Philosophie könne nur lähmend auf die Entfaltung seiner eigenen dichterischen Begabung einwirken. Die Freiheit der eigenen poetischen Produktion zu retten, erschien ihm das Wichtigste. In einem Briefe an seinen Freund Kühne vom Jahre 1828 schreibt er, es sei Zeit, sich den Hegelianismus völlig aus den Gliedern zu vertreiben. Das sei nötig, wenn nicht das freie Leben in den dumpfen Kellergewölben des Systems verdunsten solle. 1.) Aehnlich schon hatte er sich in der Kritik von Kühnes „Quarantäne" im Irrenhause" gerühmt, der erste unter der jungen Generation gewesen zu sein, der schon im Jahre 1829 in mehreren Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegelschen Philosophie geltend gemacht habe. 2.) Es hat sich unter den Jungdeutschen überhaupt niemand so ernsthaft mit dem Begriffsgebäude Hegels auseinandergesetzt, keiner so nachhaltig die Wirkung dieser imposanten Philosophie an sich erfahren, wie gerade Theodor Mundt. Immer und immer wieder treten philosophische Spekulationen bei ihm in den Vordergrund, die sich mit dem Kern der Hegelschen Philosophie, der Identitätslehre von Denken und Sein beschäftigen. Wohl steht er voll Ehrfurcht vor dem gewaltigen Meister, aber es wird ihm nach den ersten erhabenen Schauern „eng und unheimlich" zu Mute.

Die Abneigung Mundt's gegen das Hegeltum, die Geringschätzung der intellektuellen Funktionen riefen in ihm das Bemühen hervor, über den Dualismus von Geist und Materie hinwegzukommen und eine befriedigende Formel dafür zu finden. Er strebt nach einer neuen Epoche, wo die Einheit von Fleisch und Geist, von Bild und Begriff, von Stoff und Form eine neue Periode des Kunstwerkes herbeiführen soll. „Der Begriff muß Gestalt, die Philosophie muß Poesie werden."3.) Diese Philosophie wird aussehen wie ein ganzer Mensch, „der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. . . . . . Oh, ihr gefühls- und

---

1.) E. Pierson, Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen, Dresden und Leipzig 1890 S. 11, 2.) Zodiakus a. a. O. September 1835, S. 217. Später aufgenommen in die „Charaktere und Situationen", Leipzig und Wismar 1837, S. 307. 3.) Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers, Leipzig 1834, S. 145.

phantasiearmen Systeme, ich glaube auch an eure Vernunft und auch an euren Verstand nicht." 1.) Der Charakter dieser neuen Philosophie, die er begründen will, ist romantisch in der Betonung des Phantasie- und Gefühlsmäßigen und in der religiösen Stimmung, die über seinen Spekulationen lagert. Dieses religiöse Moment, das in der philosophischen Richtung Mundt's immer wieder durchbricht, hatte vor allem durch den katholischen Philosophen Anton Günther eine wesentliche Verstärkung erfahren. Seine philosophischen Auslassungen über das Verhältnis von Geist und Materie weisen immer wieder auf Günther zurück, auf dessen Lehre auch seine Terminologie von der Wiedereinsetzung des Bildes zurückgeht, auf die wir bei der Besprechung seines Hauptwerkes „Madonna" zurückzukommen haben.

Für Mundt ist die Neigung, in jeden Gegenstand seine Reflexion hineinzutragen, überaus bezeichnend. „Der Mensch kann nicht anders, er muß philosophieren", schreibt er einmal 2.) Es treibt ihn, alle möglichen Fragen, die seine Zeit bewegen, zu deuten und darüber zu philosophieren. Er vertieft sich in Rahels Persönlichkeit und findet begeisterte Worte für das ihm von Varnhagen zugesandte Exemplar des Buches „Rahel". Ihre Ideen bedeuten ihm einen „Neubau der sozialen Verhältnisse, eine Fortentwicklung der Religion und die Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens". 3.) Er bewundert die beispiellose Aufrichtigkeit, mit der in Rahels Briefen das „Geheimste und Gefährlichste im Innern der menschlichen Natur an den Tag gelegt und zu Worte gebracht wird." 4.)

Bezeichnend ist auch Mundt's Stellung zu Georges Sand. Auch er gibt wie H. Laube eine eingehende Darstellung von G. Sand's ersten Romanen. Es reizt ihn überhaupt, die verschiedenen Symptome des französischen Lebens zu verfolgen. Ein Streben nach Ausgleichung aller sozialen Verhältnisse sieht er in der Opposition, die bald tragisch, bald frivol die bestehenden Zustände der Gesellschaft geißelt. G. Sand's Anschauungen von den sozialen Verhältnissen haben nach Mundt den Wert eines „negativen Canons". 5.) Ihre Werke sind die Signale zu einer allgemeinen Ideenrichtung, die eine Umgestaltung der Gesellschaftsverhältnisse verkünden. In ihren idealistischen Liebesansichten sieht er nur „ein Utopien", das nur in wenigen Herzen eine Zukunft haben könne, denn dieser Eudämonismus widerspreche der tragischen Bestimmung des Menschengeschlechts.

Mehr noch als die anderen Jungdeutschen empfängt Mundt seine Anregungen zur sozialen Spekulation auch von den französischen Roman-

---

1.) Lebenswirren S. 226. 2.) Ebda. S, 222. 3.) Charaktere und Situationen, S. 221. 4.) Ebda. S. 214. 5.) Ebda. II, S. 204.

tikern, die in der Forderung nach Wahrheit und echter Leidenschaft in Poesie und Prosa nicht selten durch die Darstellung blutiger und unsittlicher Liebesabenteuer den Höhepunkt ihrer dichterischen Fähigkeit zu erreichen suchten. Man denke nur, um ein Beispiel zu nennen, an Alfred de Musset's „Contes d' Espagne et d' Italie" 1829 und sein bedeutendes lyrisches Epos „Rolla" 1833. In der vielgerügten Unsittlichkeit der Romantiker sieht er gerade eine ihrer Haupttugenden, da sie „ihre Dichtungen zu treuen, schonungslosen Spiegeln des wirklichen Lebens" machen. Als bedeutendste Aufgabe der Poesie stellt er es geradezu hin, „die Sünde und das Laster darzustellen". Gerade hierdurch, sagt Mundt, habe der Romantizismus einen kulturgeschichtlichen Einfluß in Frankreich gewonnen, daß er eine tiefere Lebenspoesie zu schaffen bestrebt sei, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hänge und durch echt menschliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen suche. 1.)

Mundt's Stellung zum Saint Simonismus ist nicht eindeutig. Gutzkow schreibt von Mundt: „Er hatte den Saint Simonismus vollständiger gekannt, als ich ihn noch kenne". 2.) Gleichwohl behält sich Mundt gegenüber den simonistischen Bestrebungen eine eigene, recht kritische Stellung, auf die wir noch häufiger zurückkommen werden.

Es berührt ganz eigenartig, wenn man Mundt's literarische Erzeugnisse vergleicht mit dem, was uns aus seinem persönlichen Leben überliefert ist. Rührseligkeit, schwärmerische Gefühlshingabe, starkes Empfindungsvermögen stehen hier vollständig im Gegensatz zu seinen immer sehr kühl und nüchtern gehaltenen Schriften. Es ist, als ob er anders schreiben mußte und wollte, als seiner eigenen Veranlagung entsprach. Werthers Leiden und Jean Paul's Titan wirken noch stark auf sein Gemüt, so häufig er auch betont, kein Jean Paulischer Jüngling mehr zu sein. —

Der Briefwechsel, den er mit seinem Freude Gustav Kühne pflegte, zeugt geradezu von einer wertherhaften Gefühlsinnigkeit. Das Freundschaftsbündnis mit dem zwei Jahre älteren Jugendfreund Gustav Kühne, mit dem er zusammen die Schule und die Universität besuchte, war ein so inniges Verhältnis, daß die schwärmerischen Gefühle der beiden Jünglinge geradezu überzärtlich erscheinen. „Noch eine Bitte habe ich an Dich auf dem Herzen", so schreibt er seinem Freund Kühne, „liebe mich und bleibe mir ewig gut, damit mir nicht auch dies Lebenslicht verlöscht. Ich finde keinen mehr wie Dich!" 3.) Sie versichern sich

1.) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1834, Bd. I, S. 696. Vgl. ebenso Gesch. d. Lit. S. 249, ebenso Otto Draeger, Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland, Marburg 1908, S. 26. 2.) Gutzkows Lebenserinnerungen III. S. 85. 3.) Pierson a. a. O., S. 10.

gegenseitig ihrer Liebe und Treue und jede Wolke, die an dem Himmel ihrer Freundschaft vorüberzieht, erfüllt sie mit tiefster Wehmut. „So treu wie ich Dich liebte, liebte Dich noch keiner", schreibt Kühne an Mundt, „und wer kann sich rühmen, in der Treue eines Freundschaftsverhältnisses so ausgehalten zu haben, wie ich?" antwortete ihm dieser. 1.) Ihre Studien, ihre literarischen Pläne, teilen sie einander mit. „Auf meine treue Liebe kannst Du bis in alle Ewigkeit bauen. Der liebe Gott sei mit Dir und segne unser heißes Streben nach einer umfassenden und die ganze Zeit durchdringenden, poetischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit!" Ja ihre Freundschaft bot ihnen soviel, daß sie der Liebe zu den „schönen Evatöchtern" entbehren zu können glaubten. „In Damengesellschaft bekomme ich mitunter Lust," so schreibt Mundt an Kühne, „mich einmal zu anatomieren und nachzusehen, ob ich nicht am Ende statt des Herzens nur einen alten, verschrumpften, ledernen Strickbeutel im Leibe habe." Und nur, wenn er in Leipzig beiben soll, dann will er frischweg heiraten, aber „aus langer Weile". 2.)

In der Novelle „Antoniens Bußfahrten", die er in dem Buche „Charaktere und Situationen" veröffentlichte, schreibt er der männlichen Jugendfreundschaft überhaupt den stärksten Reiz zu „an metallischem Feuer, am Gefühl der Einigkeit, selbst in aller Verlorenheit der Existenz die Süßigkeit der Geschlechtsliebe weit übertreffend." 3.) An sich würde nun dieser Standpunkt der Höherschätzung der Freundschaft über die Liebe nichts Wesentliches bedeuten, spräche sich nicht darin die große Empfindungsfähigkeit und das tiefe Bedürfnis aus, die eigene Seele anderen mitzuteilen und zwar im Gegensatz zur Liebe zur Frau. Gerade der Glaube an den Wert der Individualität — „in unserer Zeit ist die Individualität etwas Vollendetes geworden", schreibt Mundt einmal — 4.) ließ ihn in den Beziehungen der Freundschaft eine bedeutendere Ergänzung seiner selbst finden als in der Liebe. Die Ueberzeugung von der neu heranbrechenden Zeitperiode, von den wichtigen Aufgaben, die Beruf und Leben an den Einzelnen stellen, stellt sich fast als hinderndes Element der Liebesempfindung in den Weg. Dies wird auch deutlich durch diejenige Frauengestalt, „die auf Mundt's Leben und Dichten, wie er selber gesteht, eine „unvergängliche und weitgreifende Bedeutung" gewonnen hat, durch Mundt's Verhältnis zu Charlotte Stieglitz, der Frau des Dichters Heinrich Stieglitz, von der schon zu Beginn die Rede war. „Das Verhältnis zu ihr", so schreibt er nach dem selbstgewollten Tode dieser Frau an seinen Freund Gustav Kühne, „das

---

1.) Ebda. S. 13. 2.) Vgl. ebda. S. 18, 16. 3.) A, a. O. I. S. 17, zuerst erschienen in der Ztg. f. d. e. W, 1836, Nr. 171—186 unter dem Titel: „Hamburgerinnen und Wienerinnen". 4.) Pierson A. a. O. S. 48.

schönste, herrlichste, edelste erhielt mich aufrecht und heiter. Jetzt ist eine ganze Blütenstelle in meinem Menschen für immer verödet! Sie war die herrlichste Seele, die je gelebt hat." 1.) Schon seit 1831 verkehrte Mundt in dem kleinen Kreise, wo er seine Arbeiten vorlas. „Mein Verhältnis zu Ihnen beiden", so schreibt Mundt am 13. Jaunar 1834 an das Ehepaar Stieglitz, „war vielleicht in der letzten Zeit mein einziges, in dem ich mich offen, gern und mit Lust mitteilen mochte und konnte, und worin ich mich selbst mit meinen mannigfachen, törichten, literarischen Plänen, die ich bloßgab, gehen ließ". 2.) Er nennt Charlotte die „heiligste Gestalt" seines Lebens. „Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß Ihr allererstes Sehen sogleich das tiefste Verstehen und geistige Anschließen geworden. . . . . Wir stehen ja alle drei über den gewöhnlichen Verhältnissen und im Reiche des Geistes darf ich Ihnen wohl gestehen, wie, wie sehr ich Sie verehre." 3.)

Ein wichtiges, für die ganze Zeit der jungdeutschen Periode psychologisch wertvolles Dokument ist der Briefwechsel, den Charlotte mit Mundt und dieser mit Stieglitz geführt haben. Schon Houben weist auf die starke gegenseitige Empfindsamkeit, das häufige Vorkommen von Mißverständnissen hin, die sich in ihrem Briefwechsel verraten. Sie suchen sich bis in die geheimsten Regungen zu verstehen, und immer wieder mißverstehen sie sich. Und doch wird ihnen der Zweifel an ihren Empfindungen für einander die sicherste Gewähr ihrer Zusammengehörigkeit. Sie zweifeln an Gott, weil sie ohne Gott nicht leben können, sie zweifeln an einem gegenseitigen Verstehen und geistigem Anschließen, weil sie solches ohne dauernde, kritische Selbstbeobachtung nicht für möglich halten. Gleichzeitig aber empfinden sie die Reflexion als störendes Element und würden lieber der freien Laune folgen, in der sie ihre Natur wiederum unmittelbarer erblicken. Dieser zwiespältige Zug, der in ihrem ganzen Empfinden und Handeln lähmend wirkt, vereinigt sich mit einer Art Ironie, die sie aus der romantischen Poesie in das tägliche Leben zu verpflanzen suchen. Sich über das Leben wegzutäuschen, nennt Mundt einmal die Pflicht edelster Weiblichkeit, 4.) und ähnlich schon hatte er seinem Freunde Stieglitz die Maxime seiner Lebensphilosophie mitgeteilt, von der Selbstbewußtheit zur Selbstvergessenheit und dann zur Selbstironisierung zu gelangen. 5.)

Von diesen Grundsätzen aus sucht er auch sein Verhältnis zu Charlotte poetisch zu verklären. „Gott sei dank", schreibt er an Charlotte, „daß ich die Welt jetzt mit freieren und keckeren Blicken betrachte, als jemals! Ich glaube, Freundin, man darf nicht zu viele Rücksichten neh-

1.) Ebda. S. 22. 2.) Jungdeutscher Sturm und Drang, a. a. O. S. 409, 3.) Ebda. S. 410. 4.) Vgl. Lit. Gesch. S. 276. 5.) Houben, Jgd. Sturm und Drang, S. 424 ff.

men, alle unsere Verhältnisse wären sonst am Ende matt, fahl und aschgrau darüber und verlieren ihre blühenden Farbenunterschiede. Ich denke immer, Sie sind zu gut und besitzen nicht Bosheit genug, um der Reflexion, die Sie zuweilen etwas zu ängstlich im Handeln macht, auch einmal die weißen Zähne zu zeigen." 1.)

Noch ein weiteres Moment ist sehr bedeutsam. Die Liebe von Mensch zu Mensch kann und soll das Herz nicht allein ausfüllen. Auch alles, was die Umwelt bewegt, soll mitempfunden, soll eingeschlossen sein in ihrer Liebe. Das kleine, menschliche Erlebnis verliert an Bedeutung, wenn man dabei nicht den Blick auf das Weltganze richtet. Dadurch, daß man mitfühlt, was die Menschheit durchlebt in einer so wichtigen Zeit, wo „unberechenbare Umwälzungen" sich vorbereiten, wird das eigene Erlebnis erst recht an Farbe gewinnen. So rät Mundt Charlotte geradezu, doch zuweilen eine Zeitung zu lesen. „Dürfen Sie das alles ignorieren, was im Osten und Westen vorgeht? Hat es gar kein Interesse für Sie, was Ihr Bruder in England, Ihr Bruder in Frankreich . . . . . leidet, strebt, hofft?" 2.) So komisch das auch klingen mag, für die Eigenart der Geistes- und Gemütsverfassung des Jungdeutschen nicht nur, sondern der ganzen Zeitperiode überhaupt ist diese Sucht zu neuer geistiger Selbsterziehung, dies Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu einer neuen, das innere und äußere Leben des Menschen völlig absorbierenden Zeit ein nur allzu bezeichnendes Moment.

So bleibt ihre Liebe ein dauerndes, resultatloses Nachdenken, ein Zerlegenwollen der Gefühle und vielleicht nicht ganz ohne Unrecht spottete Gutzkow einige Jahre später über ihren Selbstmord, den Mundt eine Kulturtragödie genannt hatte. „Eine Kulturtragödie — nein, ich bitte Sie, machen Sie die Welt nicht konfus! Gestorben ist sie aus Mangel an Liebe. Ihr hattet hundert Redensarten für sie und nicht einen einzigen warmen Händedruck, nicht einen Kuß! Ihr habt sie zu Tode gemartert mit Eurer Mannesschwäche und wußtet nicht, daß es Mannespflicht ist, zu geben, sich aufzuopfern und des Weibes Herz zu entflammen, statt, wie Ihr getan habt, die Rollen umzutauschen und vom Weibe zu verlangen, daß sie handle, daß sie sich opfere!" 3.)

Wir werden nicht fehl gehen, in den Wunschäußerungen Mundt's, Charlotte möge sich frei machen, von dem „Zwang des Rücksichtnehmens", eine nicht genugsam erwiderte Liebesneigung zu erblicken. Daß er sie in inniger Liebe verehrte, beweist sein inhaltlich wie stilistisch schönstes Werk: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal". Berlin 1835. Die Frage, ob auch Charlotte eine wirklich verhaltene Liebesleidenschaft zu ihm gefaßt hatte, muß nach dem uns vorliegenden Briefwechsel zwischen ihr

1.) Ebenda S. 437. 2.) Ebda. S. 456 ff. 3.) Gutzkow „Literarische Elfenspiele" Telegraph 1838 Nr. 31 ff. ebenso Lebenserinnerungen II, S. 249.

und Mundt verneint werden. Erst recht unrichtig aber wäre es, auch in dem Selbstmord der Charlotte das Opfer einer ungestandenen Liebe zu Mundt zu erblicken. Denn wenn er auch an seinen Freund Kühne schreibt, er habe mit dem Opfertod, den der „unselige und gottverlassene Stieglitz bereits zu einer Phrase gemacht" habe, 1.) nimmermehr einverstanden sein können, und er am allerwenigsten, so ist das zum großen Teil auf das Konto seiner Eitelkeit zu setzen. Außerdem beweist sein eigenes Werk, Charlotte Stieglitz ein Denkmal, daß eher eine Zwangsvorstellung Charlotte zu dem Opfertod veranlaßt hat. Schon von dem Schulmädchen weiß Mundt zu berichten, wie Charlotte oft in Stimmungen geriet, selbst und freiwillig ihr Leben zu enden um in pietistischer Schwärmerei die innigere Vereinigung mit Gott zu beschleunigen. Sobald das sechzehnjährige Mädchen Heinrich Stieglitz kennen lernt, wird ihr Lebenssymbol eine sich aufopfernde Liebe. „Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbringen", schreibt das sechzehnjährige Mädchen. Dieser Gedanke zieht durch die ganze Brautzeit hin bis in ihren Ehestand hinein und hatte sich allmählich, durch die Umstände noch verstärkt, zu der Zwangsvorstellung festgesetzt, ihren Opfersinn zu betätigen, „und wär' es durch einen Kaiserschnitt". 2.)

Was lag näher, als daß man zur Zeit, wo Georges Sand auf die verwickelten sozialen Zustände in ihren Romanen hinwies, den Selbstmord der Charlotte Stieglitz als „die ungeheuerste Tragödie, die aus den sozialen Verwickelungen der modernen Welt nur hervorgerufen werden kann", bezeichnete? 3.) „Werden wir nicht die harte und spröde Rinde, welche die Welt um unsere Brust gepreßt, an uns bersten lassen", so schließt Mundt sein Denkmal, „um in schauernder Erhebung das Menschliche zu empfinden, und nachdenkend in uns zu gehen vor einer Tat, in der sich, noch sovielen Herabwürdigungen der Persönlichkeit in unserer Zeit die selbsteigene Gewalt des Individuums, wie schmerzhaft und ewig beklagenswert auch immer, geltend gemacht und gerächt hat?" 4.)

Hervorgehoben werden muß jedoch die graziöse Art, mit der Mundt es verstanden hat, den Charakter Charlottens zu zeichnen. Er findet so herrliche Worte der Achtung, Ehrfurcht und Liebe für Charlotte nicht nur, sondern für die Frau überhaupt, wie sie keiner von den Jungdeutschen geschrieben, und auch er selbst nicht in seinen übrigen Werken gebraucht hatte. Daher ist auch sein „Denkmal" das einzige aus seiner jungdeutschen Periode, das man mit Genuß lesen kann und

---

1.) Pierson a. a. O. S. 23. 2.) Mundt, Denkmal, S. 208. 3.) Ebda. S. 305. 4.) Ebda. S. 311.

welches nicht durch dauernde Reflektion die Schönheit der Harmonie zerstört. Das Weibliche ist ihm „die in die Gestalt getretene Fülle der Liebe, die in der ganzen Welt sucht, an wen sie sich beglückend schmiegt, um der süßen Notwendigkeit der allgemeinen Harmonie willen". An dem echt Weiblichen ergänzt sich das echt Männliche. Das Weibliche ist das Anschmiegende und darum die Weichheit in den duftig gebildeten Formen, „fließend und wallend wie Lockenhaar der Grazien, das Epheuartige am Leben". „Es ist das Dienende, und darum die süße Magdsnatur im Weibe, die echt christlich ihrem Herrn die Füße wäscht, mit liebesfeuchten Blicken, der unendlichsten Hingebung fähig, keinen Lohn verlangend für treu geleistete Dienste. Es ist das Mütterliche, das gütige Wesen der allwaltenden Mutter Natur, und darum der sorglose Haushaltungstrieb des Weibes, darum in ihm die physische Stätte des fortlebenden Geschlechts. Es ist das Beglückende und darum sein Prinzip die Schönheit, sein Wesen die Heiterkeit der Gestalt, sein Reiz die Poesie des Bildes". 1.)

Eine übergroße Fülle von Liebe rühmt er Charlotte nach, die selbst nicht an die Möglichkeit der Erfüllung ihrer Liebe glaubt. „Ich wußte es nie und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin soll", schreibt Charlotte 14 Tage vor ihrem Tode, „die Welt braucht sie nicht, kein Mensch braucht sie in dem Maße, als ich sie zu geben habe, daher denn die gesteigerte Sehnsucht, des Ueberfließens meiner Liebe in Gott in das Unbegrenzte, Maßlose!" 2.) Nicht Worte genug des Lobes und der Anerkennung weiß Mundt zu finden für die Selbstverleugnung und Selbstentäußerung in Charlottens Fähigkeit grenzenloser Liebeshingebung, und gerade darin sieht er den Ausdruck der allgemeinen Zustände seiner Zeit, ihre Persönlichkeit individualisiert nach ihm das Gefühlsleben seiner ganzen Zeitepoche. Nur war ihr der Körper geradezu der Kerker der Seele, daher das ewige Suchen und Tasten, die Beschäftigung mit literarischen und philosophischen Fragen ihrer Zeit, mit den Fragen der Emanzipation und des Saint Simonismus, die ihr alle keine befriedigende Lösung geben konnten. Resignation war ihr geradezu die Liebe, Verzicht auf den Wunsch restlosen Erfüllens ihrer Liebessehnsucht, daher ihre Opfergesinnung in der Liebe.

Haben wir Mundt bislang in seinem Verhältnis zu seinen Vorbildern, vor allem aber zu den persönlichen Erlebnissen und Eindrücken aus seiner Umgebung kennen gelernt, so wäre jetzt zu untersuchen, wie weit diese bisher dargelegten Voraussetzungen auf seine Auffassung von Liebe und Ehe in dem literarischen Anteil Mundts an der jungdeutschen Bewegung gewirkt haben. Von vornherein kann jedoch festgestellt werden, daß Mundt durchaus nicht in dem revolutionären Sinne

1.) Ebda. S. 55. 2.) Ebda. S. 285.

Laube's und Gutzkow's seine Reformtätigkeit beginnt, daß im Gegenteil nur ein Werk von ihm in Frage kommt, weswegen er überhaupt mit den Jungdeutschen zusammengenannt und mit ihnen zusammen verurteilt wurde. Darum können wir seine Erstlingsarbeiten sehr kurz behandeln, um uns desto eingehender mit seinem Hauptwerk „Madonna, oder Unterhaltung mit einer Heiligen" zu beschäftigen.

Schon während seiner Studienzeit hatte Mundt seinen ersten Roman „Das Duett" ausgearbeitet, der 1831 erschien und sich eng an Tiecks „Musikalische Leiden und Freuden" anlehnt. Ein junger Assessor erfährt, daß Adelheide Winter, die Tochter eines seiner Universitätslehrer, die er seit seiner Studentenzeit immer noch innig liebt, eine berühmte Sängerin geworden ist. Aus Liebe zu ihr verzichtet er auf die juristische Laufbahn, wird ebenfalls Sänger und führt die berühmte Sängerin Adelaide nach zahlreichen Schwierigkeiten heim. Vereinzelt tauchen Klagen auf über die moderne Gesellschaft, die den Menschen zur leblosen Puppe erziehe und durch ihre Formen und Konventionen „unheimliche Grimassen" erzeuge. 1.)

Dieselben Ideen begegnen auch in seiner Novelle „Madelon, oder die Romantiker in Paris". Ein junger Pariser Bildhauer Narziß erglüht in heißer Liebe zu Madelon, einer jungen hübschen Frau, die nach dem Tode ihres ersten Mannes einen alten Marquis zu ihrem Pflegevater genommen hat und als die „Venus des Romantizismus" in Paris gefeiert wird. Seine Liebe zu ihr wird bald zurückgedrängt durch eine schwärmerische Verehrung zu einem jungen, deutschen Mädchen, dem er nach Deutschland nachreist und seine Hand anbietet. Kurz vor der Hochzeit siegt seine wilde und unbeständige Natur in ihm, er verläßt seine Geliebte, kehrt nach Paris zurück und in ausbrechendem Wahnsinn ersticht er auf einem Maskenball seine erste Geliebte Madelon und sich selbst.

Das Problem, das sich der Verfasser stellt, ist hier der Gegensatz von Klassizismus und Romantizismus, wie dieser sich im Leben auswirkt. Wie es eine romantische und klassische Poesie gebe, so gebe es auch eine romantische und klassische Liebe, und nur durch dies „zwiefache Wesen der Liebe", erklärt Narziß, könne er auch den Gegensatz in der Poesie erfassen. Die romantische Madelon verstehe es, mit ihrer verführerischen Kunst jeden zu locken, und in dem Sonnenschein ihrer Huld sehnsuchtsvoll erglühen zu lassen. „Diese wilde und doch so süße Unruhe des Herzens", in der die romantische Liebe bestehe, „dies Entzücken und Schwärmen der erregten Phantasie, die, vom Reiz der Geliebten hingerissen, in allen sinnlichen Träumen eines wonnevollen Erdenglückes sich berauschte", dies Liebesglück und Liebeselend zu gleicher

1.) „Das Duett" Berlin 1831 (Dümmler).

Zeit habe immer einen taukalten, nüchternen Morgen im Gefolge, wogegen die klassische Liebe des deutschen Mädchens „wahre Liebe" und „wahres Glück" gewährt. Aus den Zügen dieses sanften Mädchens spreche ein wunderbarer Friede, „ein still begrenztes, gediegenes Glück des Daseins". Aber der Künstlerberuf läßt Narziß nicht zum ruhigen Lebensgenuß empordringen. „Des Künstlers Stilleben verliert seine Weihe", so sagt er von sich, „und der Mensch lockt mich hinaus zum reizenden, freien Erdengenuß, in die wärmere Zone der Sinnlichkeit, der schäumenden, üppigen Freudenfülle des Lebens!" 1.)

So bedeutsam eigentlich das Problem seiner Novelle war, so wenig erfolgreich ist seine Behandlung. Bezeichnend aber ist, daß er die Liebe als einen Dualismus auffaßt, an dem der Mensch zugrunde geht.

Weniger wesentlich für unser Problem, aber um so charakteristischer für den Verfasser ist die nächste Novelle Mundt's „Der Basilisk oder Gesichterstudien". Die Anregung dazu hatte ihm die Beschäftigung mit Lavater gegeben, dessen System der Gesichterwissenschaft er als etwas „Abstoßendes und Gespensterhaftes" darlegen will. Auf Grund von Gesichterstudien wählt ein Graf für seine Tochter einen Gatten, der aber seine Erwartungen fürchterlich enttäuscht; nicht nur betreibt dieser, daß sein Schwiegervater des Landes verwiesen wird, sondern er versucht geradezu, seine junge Frau an den Fürsten des Landes zu verkuppeln. Der des Landes verwiesene Graf versucht unter der Maske eines Tierbudenbesitzers seine Tochter weiter zu beschützen, indem er in ihrer Nähe sich aufhält, blendet sich dann aber selbst, weil er das Basiliskengesicht seines Schwiegersohnes, das er Tag und Nacht vor sich zu sehen glaubt, nicht länger ertragen will. Neben dieser ganz unglaublichen Handlung läuft eine Reihe von so unmöglichen, geradezu lächerlich wirkenden Nebenhandlungen, wie das Schicksal des verstoßenen Grafensohnes Erwin und der Tierbändigers-Tochter Isabella, der Kampf Erwins mit einem Hahn, die darauf folgende Gerichtsszene usw. Alles das zeigt nicht nur einen groben Mangel an Lebenswahrheit, sondern beweist geradezu, wie sich Mundt bestrebt, alles, was er sich mühsam angelesen und zusammengedacht, in seine Novelle hineinzutragen. Was er schon in der Novelle „Madelon" als die „schauerlich lustige Wahlverwandtschaft zwischen Mensch und Maske" 2). bezeichnet hatte, sollte auch diese künstlerisch ganz mißlungene Novelle dartun. „Oh, daß der Mensch doch unaufhörlich mit seinem Aeußeren betrügen muß, er trage nun bloß die Maske der Erschaffung an sich, oder er setze noch künstlich Maske auf Maske, wie ich heut'" läßt Mundt den vermummten Grafen ausrufen. Was bedeutet Gesichterwissenschaft! Das Aeußere kann kein klarer Spiegel sein, weil

1.) **Madelon, oder die Romantiker in Paris, Leipzig 1832 (Wolbrecht) S. 83, 9. 2.) A. a. O, S. 194.**

die menschliche Natur überhaupt kein Ganzes ist. „Oh, über die Trüglichkeit der menschlichen Erdenerscheinung! Hinter der spöttischen Verzerrung unseres Gesichtes verbergen sich oft unsere schönsten und weichsten Gefühle, die wir aus falscher Scham nicht auftreten lassen mögen, wie sie sind, in der Welt, welche uns meistenteils zu vornehm und zu nüchtern dünkt für unsere Gefühle!“ 1.)

Das nächste Werk Mundt's ist die vorwiegend politische Schrift „Moderne Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“. An die Stelle des metaphysischen Mephistopheles setzt er einen politischen, der die verschiedenen Anschauungen der Parteien seiner Zeit Seeliger, dem Schreiber an einem Salinenamt in Kleinweltwinkel, darlegt. Dieser schreibt darüber Briefe an seine Geliebte, Esperance, wird zuletzt aller Politik überdrüssig und findet in den drei Worten: Fortschritt, Freiheit, Zukunft die Antwort auf die Fragen, die seine Zeit bewegen. 2.) Dasselbe Resultat gilt auch für die herrschenden sittlichen Anschauungen, die bei all ihrer Tugendhaftigkeit und Prüderie eine „poetisch duftige Sinnlichkeit“ nicht aufkommen lassen. „Wenn ein Gefühl in uns geboren wurde, haben wir versäumt, mit den Glocken zu läuten, um es zu taufen, und wenn unsere Naturen sich berührt haben, haben wir den Klang der Berührung nie zu einem vollen, wirklichen Wort austönen lassen. Und so haben wir glockenlos, festlos gelebt und hätten doch alle Tage in Festkleidern der Liebe tanzen können“. Wenn erst der große „Völkermai“ gekommen ist, dann wird die Freiheit als lichtverklärte Siegerin die Zügel der Menschheit ergreifen; diese Freiheit wird nicht sündigen, sondern wie ein mildes Kind sein, weil sie wie die Liebe ist. 3.) „Auch meine Liebe zu Dir geht mir darin in neuer und verdoppelter Bedeutung auf. Ich will frei werden, um Dich erst recht zu lieben und will Dich lieben, um erst recht frei zu sein“. 4.) Wir sehen, daß auch Mundt die Sehnsucht nach einer neuen Zeit des allgemeinen Glückes mit den übrigen Jungdeutschen teilt. Aehnlich klingende Stellen sind uns in Gutzkow's Narrenbriefen, 5.) in Laubes Neuem Jahrhundert und vielen anderen Werken der Jungdeutschen und ihrer Vorläufer schon begegnet. Wichtig dabei erscheint jedesmal das Moment, daß die gesetzlose Freiheit eine unbehinderte Möglichkeit zu größerer Liebesentfaltung bieten wird.

Inzwischen hatte Mundt im Sommer 1834 eine Reise über Dresden, Teplitz, Prag nach Wien angetreten. Als Ergebnis dieser Reise

---

1.) Der Basilisk oder Gesichterstudien. Leipzig 1835 (Wolbrecht) S. 143 ff. 2.) Moderne Lebenswirren, Leipzig 1834, S. 261. 3.) Moderne Lebenswirren, S. 42. 4.) Ebda. 5.) In der ersten Ausgabe von Gutzkows Narrenbriefen heißt es: „Es bleibt wahr, daß wie am Vorabende großer Ereignisse stehen. Das Jahr 1836 ist dieser heilige Abend, auf den ein tausendjähriger Festtag folgen wird.“ a. a. O. S. 304

entstand sein eigentliches Hauptwerk dieser Periode: „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“, ein Werk, das ihm, der bisher im Verhältnis zu den anderen Jungdeutschen so ganz und gar nicht revolutionär gewesen, doch so verhängnisvoll wurde und es mit sich brachte, daß Mundt's Schriften mit den Werken der anderen Jungdeutschen zugleich dem Fehmspruch des Bundestags verfielen.

Als literarisches Vorbild haben ihm zweifellos Heine's Reisebilder gedient. Mit Heine hat er gemeinsam die häufigen Ausführungen über Religion, sein Eintreten für die „Wiedereinsetzung des Fleisches“; viele Einzelheiten, so seine Begegnung mit der Madonna erinnern lebhaft an „Die Stadt Lucca“, ebenso die Beschreibung der Prozession und manches andere mehr. In der derben Satire steht er Heine freilich nach, aber dort, wo Heine beginnt, über philosophische Probleme Witze zu machen, da versucht Mundt unbedingt seinem Hang zur Spekulation nachzugehen, und wird dabei nicht selten vollständig dunkel. Sein Hang zur Reflexion ist eben so stark, daß er überhaupt nicht zu einem abgeschlossenen Werke kommt, viel weniger noch zu einem guten Roman. Ein philosophisches Tagebuch könnte man seine „Madonna“ nennen. Das Abenteuer der Hauptheldin lediglich diente dazu, gewissermaßen den Verbindungsfaden abzugeben für die ganze Abhandlung. Dazu wird die Lebensgeschichte dieser hübschen Böhmin Maria auch nicht nach und nach entrollt, sondern in einem Briefe von ihr mitgeteilt.

In frühen Jahren ist Maria zu einer Tante nach Dresden geschickt worden, die dort ihre Erziehung übernehmen soll. Sie bemerkt aber bald, daß im Hause ihrer Tante ein Graf aus- und eingeht, der die finanziellen Mittel zu ihrer Ausbildung bestreitet. Ein junger Kandidat der Theologie wird ihr Lehrer. Auf die Dauer bleibt es ihr nicht mehr verborgen, daß der Graf nur ein raffinierter Wollüstling ist, der sich seine Opfer nach seinem Geschmack erziehen läßt. Als dieser eines Tages nach einem festlichen Ausflug sich ihrer zu bemächtigen sucht, entwindet sie sich seinen Händen und rettet sich auf das Dachstübchen des Kandidaten, mit dem sie die Nacht in seliger Umarmung verbringt. Am anderen Morgen fühlt sie sich beglückt, kniet nieder und betet zu Gott, er möge sie glücklich durch das Labyrinth der Welt führen, wie er sie auch bisher nicht verlassen habe. Solange ihr gut und fröhlich zu Mute sei, wolle sie glauben, daß sie alles, was sie auch getan, recht und mit seinem Willen getan. Sie sei eine weltliche Seele, ein Kind der Welt, und durch die Welt empfände sie ihren Gott heraus. „Ich bin keck und frei genug“, so schreibt sie darüber in ihren Bekenntnissen, „die Augen noch dreist und harmlos aufzuschlagen, wenn mich die Südwinde meiner eigenen Leidenschaft verschlagen haben an gefahrvolle

Klippen, ich bin dann noch ein Kind meines Willens, ein Kind meines Schicksals und ein Kind meines Gottes. Aber fremder Leidenschaft widerwillig gefallen zu sein, ist eine Beschimpfung des ganzen Daseins, gegen die nichts anderes mehr als Lukretia's Tod hilft." 1.) Als aber Mellenberg, der Kandidat der Theologie, sich aus Verzweiflung in die Fluten der Elbe gestürzt hatte, macht sich Maria auf den Heimweg, um an der Seite ihres alten Vaters, des bigotten Schulmeisters in Dux, ihre Tage zu verbringen. Nach dessen Tode tritt sie in München zur protestantischen Kirche über. Dies ist Mundt's Madonna, seine „Weltheilige", der er in Briefen seine Reflexionen über Welt- und Lebensansichten mitteilt. In einer Prozession am Feste Mariä Heimsuchung war ihm ihre Erscheinung zuerst aufgefallen, und hatte ihn an Raffaels Madonna del Giardino erinnert. „Raffael hatte schöne, heilige Augen jener Madonna gegeben. Die Augen dieser Maria waren weltlich, welttrunken, weltgroß. . . . . Wahrlich ich sage Dir Maria, Du kannst keine größere Heilige auf Erden sein, als wenn Du eine Weltliche bist. Schönes Mädchen, ich erwähle Dich zu meiner Heiligen, damit Du nicht zu sehr verzagest an Dir. Ich grüße Dich als meine Heilige, eine Weltheilige! Ich küsse Dich!" 2.)

Wir sehen schon, daß Mundt's Madonna eine andere von Gutzkow's Wally und Laube's Constantie grundverschiedene Frauenfigur darstellt und haben zunächst zu untersuchen, was Mundt eigentlich unter dem Begriff einer Weltheiligen, die seine Philosophie verkörpern soll, versteht. Der Kerngedanke seiner philosophischen Betrachtungen in der Madonna dreht sich um das Verhältnis von Geist und Materie; das Interesse für diese Frage war ihm nicht nur durch die Saint Simonisten, Heine und Wienbarg nahegerückt, sondern vor allem auch durch die Spekulationen des katholischen Philosophen Anton Günther. Geist und Materie sind für Mundt nicht als Gegensätze aufzufassen, sondern als Bestandteile einer höheren Synthese. Die Materie ist das Ausdrucksmittel, die äußere symbolische Darstellung des geistigen Prinzips. Beide Prinzipien sind auf einander angewiesen und stehen im innigsten Wechselverkehr miteinander. Mit dieser Grundauffassung hängt zusammen seine geschichtsphilosophische Anschauung von dem glücklichen Urzustand des Menschen, von der darauf folgenden Stufe der Trennung beider Prinzipien und von der dritten, zukünftigen Entwicklungsstufe, die eine Synthese der beiden Prinzipien bringen soll. Auf die „Einheit des Menschengeschlechtes mit dem, nach dessen Ebenbild es erschaffen worden", auf den „wunderbaren Frühsonnentraum des Paradieses folgte die schreiende Spaltung der beiden Welten, von denen die eine Abscheu

1.) Madonna, Leipzig 1835, S. 222, 242 ff. 2.) Ebda. S. 143.

trug vor der anderen". „Gott und Welt, Himmel und Erde, Geist und Fleisch blickten sich aus unabsehbaren Fernen ohne Liebe und ohne Versöhnung an". „Ein ohnmächtiger Groll seufzte durch die ganze Existenz". 1.) Gott hatte Erbarmen mit der Menschheit. Im Christentum wurden durch die Menschwerdung Christi beide Prinzipien wieder miteinander ausgesöhnt. Aber das Christentum wurde in verzerrter Gestalt verkündigt. Die feindliche Trennung beider Prinzipien wurde nur noch größer. „Die Kasteiung und Geißelung des Fleisches sollte zu Gott führen, der jenseits der Welt angebetet wurde". Das Christentum, durch das Gott in die Welt gekommen, verstärkte den uralten Zwiespalt immer mehr. Erst die St. Simonisten hätten darauf hingewiesen, daß Gott in der Welt und die Welt in Gott sei. Doch komme ihre Lehre über einen heidnischen Pantheismus nicht hinaus. Auch Hegels starre Lehre vom Diesseits sei nicht die seinige. Hegels System bedeutet nach Mundt nicht die gestillte Sehnsucht, es sei das sehnsuchtslose Leben. Die Einheit des Diesseits, welche durch Hegels System hergestellt wird, sei nur erkünstelte Einheit des Begriffes, die auf Erden nicht leben und nicht sterben könne. 2.)

Die Aufgabe seiner Zeit wird es nun, die Synthese der beiden ursprünglich zusammengehörigen Prinzipien von Diesseits und Jenseits, von Geist und Materie wieder zu finden in der Lebensführung, in der Kunst, in der Philosophie. Und hierfür verwendet er den eigentümlichen Terminus von der „Wiedereinsetzung des Bildes". Nicht Wiedereinsetzung des Fleisches, das klingt zu roh, zu mißverständlich. „Ich gebe mich an das Diesseits hin, welches das Bild hat und zugleich den Geist, den Geist und zugleich das Bild. . . . . . Ihr Philosophen, setzt das Bild in seine Rechte ein, und dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüte erscheinen. Das Fleisch, in das Bild erhoben, erweist sich auch darin schon als das veredelte und geklärte Element und als die Durchleuchtung des Geistes, der im Bilde Fleisch geworden". 3.) Einheit von Geist und Materie, von Diesseits und

---

1.) Ebda. S. 386 ff. 2.) A. a. O. S. 395 ff. 3.) S. 406. Woher Mundt diese sonderbare Terminologie von der Wiedereinsetzung des Bildes entlehnt hat, ist nicht bestimmt zu ersehen. Trotz mancher Parallelstellen zu den Aussprüchen Rahels — man vergleiche nur ihren Ausspruch, „daß man ohne Bild, ohne Lebensbilder, die aus den Herzen heraufatmen, die sich vor der eigenen Stirne bilden, nicht leben können, vgl. Rahel I 450. II 449, III 96 — scheint es doch wahrscheinlicher, daß hier eher eine Entlehnung aus Günther's Schriften vorliegt; hebt doch schon der Biograph Günther's diese Terminologie in dessen Verhältnisbestimmung zwischen Geist und Natur hervor. Vgl. Peter Knoodt, Anton Günther, Eine Biographie, Wien 1881, S. 200. Bd. I. Auch würde Mundt bei seinen Charakteristiken, die er von Rahel entwarf, unbedingt auf eben diese Wiedereinsetzung des Bildes zurückgekommen sein, was aber nirgend

Jenseits, von Konkret und Abstrakt bezeichnet ihm dieser Begriff des Bildes. „Ich bin ein Bild der Welt und zwei Verschiedenheiten sind in mir in die Einheit vergangen, sonst wäre ich nicht Bild und freute mich nicht meiner Erscheinung. Ich fühle mich als ein Ganzes in meiner Trennung, und ich fluche Dir, Aszet, der Du mich wieder auflösen willst in meine getrennten Bestandteile. Ja, ich fluche der Trennung von Geist und Leib, von Diesseits und Jenseits, denn ich fühle mich ein Eines!" 1.)

Auf diese Welt- und Lebensanschauung baut sich die neue Ethik, die sich in einem „Umwälzungsprozeß" befindet. Man empfindet das „Ziehen und Zucken einer ethischen und gesellschaftlichen Umgestaltung". 2.) Diesen Umwälzungsprozeß in der ethischen Gesinnung der Zeit vorzubereiten und zu unterstützen, das ist die Aufgabe des modernen Dichters. 3.) Wie im einzelnen die Richtlinien der gesellschaftlichen Umgestaltung verlaufen, dafür liefert Mundt keinen Anhaltspunkt, ist es ihm doch viel mehr um die metaphysische Ableitung einer Ethik zu tun. Hier verfährt er wie Heine in allgemeinen Phrasen. „Ich rufe Menschen! Menschen! und noch einmal Menschen! Ein Königreich für Menschen!" . . . . . „Unsere Leidenschaften wollen in Festkleidern spazieren gehen und sich nur in Purpur und Seide vor dem Leuten zeigen. . . . Mit dem Leben muß man nicht knausern, man muß es mit freigebigem Herzen verschütten, man muß es aus allen Adern bluten lassen, damit es strömt und sich ergießt. . . . . . Am allerwenigsten aber wehre Deiner Liebe die genialen Rechenfehler". 4.)

Neben der Madonna ist es die Gestalt Casanovas, der das Ideal der künftigen Sittlichkeit veranschauen soll. Der alte, mürrische Lehrer, der Vater Madonnas muß es sich gefallen lassen, daß ihm der Autor einen stundenlangen Vortrag hält über Casanova, diesen „größten Weltmann, den das moderne Zeitalter hat geboren werden sehen", der „den

---

der Fall ist. Außerdem spricht Mundt's persönliches Zeugnis häufig über den Einfluß Günthers. Er bekennt selbst, daß die Bekanntschaft mit dem Bewegungsmann des Katholizismus" für ihn von großer Bedeutung war. Vgl. Madonna S. 361 ff. Die begeisterte Aufnahme, die Mundt's Madonna in den Kreisen der Günther'schen Spekulation fand, spricht ebenfalls für die innere Verwandtschaft zwischen Mundt's und Günther's Philosophie. Vgl. Knoodt a. a. O. I. S. 304. Günther selbst schenkte ihm, wie wir aus der schon erwähnten Novelle „Antoniens Bußfahrten"ersehen, vgl. a. a. O. S. 77, 100, seine Schrift „Der letzte Symboliker", die durch den Symbolikstreit zwischen Möhler und Baur veranlaßt worden war. Eine eingehendere Untersuchung über die Abhängigkeit Mundt's von Günther's Philosophie liefert Möckel. Der Gedanke der Menschheitsentwickelung im Jungen Deutschland, Leipzig 1916, S. 107 ff.

1.) Madonna a. a. O. S. 394. 2.) Madonna S. 435. 3.) Lebenswirren, S. 183 ff. 4.) Madonna S. 25.

und stärkt, statt es abzuschwächen". 1.)

Auch die Frage der Frauenemanzipation wird von ihm in der Schilderung der Sage vom Böhmischen Mägdekrieg erörtert. Nach dem Tode Libussas, die in Böhmen die Weiberherrschaft geführt hat, versammelt Wlasta, die Erbin von Libussas Schönheit, Kraft und Sehergabe, alle Jungfrauen um sich, denen sie wie eine Prophetin die Geschichte ihres Geschlechtes enthüllt: „Libussa wollte unser Geschlecht erlösen, sie hatte ihm die Freiheit bestimmt, denn nur in der Freiheit können wir unser Wesen erheben auf eine höhere und schönere Stufe der Achtung. . . . . Ich hoffe, wir machen alle unserer großen Bildnerin keine Schande! Freiheit, Freiheit, Freiheit für uns alle! Das Weib muß frei sein, sonst ist es verachtungswürdig." 2.) Das Zeitalter der mittelalterlichen Minne habe das Weib nicht frei gemacht, auch die Mystik und die beschauliche Klosterzelle nicht. Kläglich war die Rolle des Weibes in der bürgerlichen Zeit, sie galt viel, denn sie durfte, „stricken, nähen, den Tee einschenken und angenehm sprechen". Erst Hippel weise der Frau eine Stelle im Staate an, und einen schönen Teil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung. Was aber Libussa gedacht, Hippel aufgeschrieben, das wollten die St. Simonisten endlich ausführen. Aber ein so freies Weib, wie der kühne Vater Enfantin es suche, wolle sich garnicht finden lassen. Dann aber sehe sie einen wohlbeleibten Jüngling (hier ist Mundt wohl selber gemeint), der ebenfalls über den Simonismus schreiben werde, dessen System er garnicht verstehe. „Und er wird ein Stückchen Hegel'sche Philosophie hineinmengen in den Simonismus und wird etwas tun, das er abermals nicht versteht". 3.) Aber was hilft armen Mädchen die Freiheit, wenn wir keine Männer haben, fragt die schmachtende Stratka, die Zweite und Trefflichste nach der Wlasta. „In der Ehe erscheint erst das freie Weib, von dem Du uns prophezeit hast, aber ich bin der Meinung, ihr lieben Gespielen, daß, um das freie Weib erscheinen zu lassen, die gewöhnlichen Begriffe der Ehe erst müssen umgewandelt werden. Dies, ja dies sei unser Werk. Vor allen Dingen müssen wir Frauen Wahlrechte bekommen. Ich will von diesen Wahlrechten jetzt nur soweit reden, daß wir uns die Männer selbst wählen dürfen, denn die Frau muß zuerst durch den selbständigen Willen frei werden.

1.) Ebda. S. 73 ff. 2.) Ebda. S. 313. 3.) Anm. Diese Stelle findet sich nicht in der Ausgabe von 1835: sondern nur in den Kapiteln der Madonna, die Mundt als Voranzeige schon in den ersten Monatsheften des Zodiakus von 1835 vorausgeschickt hat, und scheint mir recht bezeichnend für seine eigene Stellung zu dem Problem der Emanzipation überhaupt. Er will und muß sich eben äußern, so wenig Kenntnis und Verständnis er sich selber zugesteht.

souverän, sie spreche, wer der Mann ihrer Liebe sein soll. . . . . Das Glück der freien Liebe ist süß". 1.) Das ist wohl ironisch gemeint und nicht, wie Gerathewohl glaubt, in dem Sinne aufzufassen, als habe Mundt nicht viel von der Ehe gehalten. Denn tatsächlich ist dies wohl die einzige Stelle, die man als eine Ablehnung der Ehe auffassen könnte, die aber in der Tat doch stark ironisch gemeint ist. Die Jungfrauen greifen hierauf zu den Waffen, um wie Amazonen gegen die Männer zu kämpfen, überzeugen sich aber bald von der Nutzlosigkeit ihres Kampfes und kommen zu der Einsicht, der Berechtigung des biblischen Wortes: Er soll Dein Herr sein.

Was will nun Mundt mit seiner „Bohemikonymphomachia" sagen? Sollte es sich nur um eine Satire auf die moderne Frauenbewegung handeln? Er ist sich selbst nicht klar über die neue Lehre, wie das auch schon aus der oben zitierten Stelle hervorgeht. Im letzten Brief, den Madonna an den Verfasser schreibt, verurteilt sie den Böhmischen Mägdekrieg. Wlasta ist ein wahres, tragisches Exempel des verfehlten, weiblichen Berufes. Die ganze schöne Kunst des Frauenlebens liege nur in der Begrenzung. „In der Begrenzung siedeln wir unser Glück an, in der Begrenzung erfüllen wir unsern Beruf, in der Begrenzung sind wir für uns und die anderen ein harmonisches, in sich befriedigtes Gebilde". 2.)

So bleibt das ganze Buch ohne Resultat, es erscheint völlig unvollendet, und diesen Mangel gesteht er selbst in der Nachrede zu seinem Buch. Ueber diese Skizzen, die nur ein Stück Leben sein sollen, „das sich wie Schlangenhäutung auf diesen zerstreuten Blättern abgelöst hat", 3.) schreibt er an seine Freundin Charlotte: „Manches wird Ihnen gute und schlechte Seiten meiner Seele enthüllen, und das Ganze bin ich, Ihr Freund!" 4.)

Und in der Tat ist die Lektüre des Buches alles andere als anregend; nur als Symptom der Zeitstimmung ist das Werk bedeutsam. Alle hervorragenden Strömungen und Erscheinungen jener Epoche sucht Mundt darzustellen. Christentum, Hegelianismus, St. Simonismus sucht er zu vereinigen, und reiht dabei alles nebeneinander ohne jede Tiefe. Sein ganzes Buch war eine Dialektik, die sich zwischen einander bekämpfenden Systemen bewegte. Und darin hat er recht, daß er es ein „Buch der Bewegung" genannt wissen will, freilich nicht in dem Sinne seiner von ihm verkündigten Bewegungsliteratur, dafür entsprach seine eigene, wirk-

---

1.) Madonna, S. 313, Gerathewohl a. a. O. S. 31. 2.) Madonna S. 425. 3.) Madonna S. 432. 4.) Houben Jgd. Sturm und Drang. S. 438.

Verheißungen, die er mit allen jungdeutschen …

Der Versuch, eine neue Philosophie zu stiften, die auf „Vernunft, Verstand, Gefühl und Phantasie“ beruhen sollte, 1.) der Versuch einer metaphysichen Begründung einer Umwälzung in der ethischen Gesinnung der Zeit und einer gesellschaftlichen Umgestaltung, das ganze Beiwerk von Reflexion für seine Forderung nach einer Wiedereinsetzung des Bildes sind doch nur ein phantastisches Spiel mit allen möglichen Ideen seiner Zeit und zeugen von der verworren erregten, zwiespältig zerklüfteten, ungewissen Zielen zustrebenden Uebergangszeit.

Denn in Wahrheit war letzten Endes der ganze Wortschwall von der „Wiedereinsetzung des Bildes“, von der „Rehabilitation des Fleisches im Reiche des Geistes“ lediglich nur ein kläglicher Versuch, für die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse die philosophische Begründung zu geben. Und nur von diesem Gesichtspunkte aus scheint mir das Buch bezeichnend und einer ausführlicheren Behandlung in der Frage nach der Liebesauffassung der Jungdeutschen wert gewesen zu sein, gehen doch mit der veränderten Auffassung der Liebe die ethischen Bestrebungen Hand in Hand. Von den leidenschaftlichen Ausfällen Gutzkow's und Laube's ist Mundt weit entfernt, aber ebenso werden wir uns vergebens bemühen, in seinem Hauptwerk Auseinandersetzungen zu finden mit den Fragen nach dem Wesen der Liebe überhaupt. Begeisterten Gefühlsäußerungen ist er völlig abhold, wie dies auch der Mangel jeden Naturgefühls beweist. Einen seelischen Konflikt zu schildern, oder auch nur ein allmähliches Entstehen und Wachsen der Liebesregung wiederzugeben, sich mit Einzelheiten in der Auffassung der Liebe abzugeben, wie es Gutzkow unternahm, oder sogar eigenes Erlebnis künstlerisch zu verwerten, widersprach völlig seiner verstandesmäßig nüchtern theoretisierenden Neigung zum Philosophieren. Wohl hatte er seinem persönlichen Freundschaftsverhältnis mit Charlotte Stieglitz schwungvollen Ausdruck verliehen in seinem Denkmal, — man hat ihn sogar, wahrscheinlich mit Bezug auf dieses Werk als den „letzten Ausläufer der Romantik“ bezeichnet, was uns jedoch unverständlich ist 2) — aber dort, wo es galt, sich als Dichter der neuen Richtung zu zeigen, hielt er jede Empfindsamkeit und Gefühlsschwärmerei weit von sich und glaubte eben, es gehöre nun einmal zum neuen Zeitgeist, die Gefühlsinnigkeit der Romantik überwinden zu müssen. Gerade hierin zeigt er den besonders mit Gutzkow wesensverwandten Zug, daß er anders schreiben zu müssen glaubte, als sein ursprüngliches Gefühl ihm eingab.

1.) Vgl. Lebenswirren, S. 225. 2.) Vgl. Ad. Kohut, Theodor Mundt und die Frauen, Zeitschrift „Über den Wassern“ Jahrgg. 1908, S. 530—537.

... für Mundt's Wesensart ist auch seine fünf Jahre nach Charlottens Tode erfolgte Heirat mit der Romanschriftstellerin Clara Müller, alias Luise Mühlbach, die ihm gewiß nicht wie jene Charlotte zur Aspasia seiner emporstrebenden Muse geworden ist, obwohl sie, oder gerade vielleicht weil sie nicht weniger als 276 Bände Romane dem deutschen Büchermarkt schenkte. Treffend sagte schon sein Jugendfreund Kühne über Mundt's Ehebündnis: „Der Mann gewinnt nicht immer vom Weibe. Wenn sie ihm zu stark Weihrauch streut, wenn sie geistig mit ihm ackert, nicht bloß säen, auch ernten will . . . . wenn sie ihm statt Kinder Bücher gebiert, dann löst er sich zu sehr auf, verweichlicht, und wird eigensinnig, falls die Welt ihn das entgelten läßt". 1.)

So harmlos nun auch Mundt's Madonna hätte wirken sollen, in ihrem mystisch absonderlichen Gedankengang, so mußte doch die Tendenz von der Wiedereinsetzung des Fleisches die Zensurbehörde stutzig machen, sodaß sie in der Welt, die Mundt nach Gutzkow's Ausspruch mit „komischem Ernste" in der Stube aufrichtete, eine höchst gefährliche Sache erblickte. 2.)

Am 1. Mai 1835 wurde das Buch in Preußen verboten und im November desselben Jahres seine sämtlichen Schriften, sogar die im voraus, die Mundt noch schreiben würde. Mundt's Existenz war bedroht, sein Habilitierungsversuch an der Berliner Universität war infolge seiner Madonna fehl geschlagen, und als er von Gutzkow's Schicksal erfuhr, fürchtete auch er um seine eigene persönliche Freiheit. Für die zahllosen Schwierigkeiten, die ihm aus den drückenden Zensurverhältnissen sieben volle Jahre lang erwuchsen, für seine wiederholten Bittgesuche um Aufhebung der Ausnahmebestimmung, die später selbst seine redselige Gattin Klara Müller an den König verfaßte, sei auf die eingehende Spezialuntersuchung von Draeger verwiesen.

Eine stattliche Reihe von Reisebeschreibungen und Kritiken veröffentlichte Mundt von nun an in den verschiedensten Zeitschriften, die er zum Teil selbst herausgab, und die wir, soweit sie nach dem Verbot seiner Madonna geschrieben wurden, immer mit der Einschränkung zu würdigen haben, daß sie entweder der Zensur vorgelegen haben, oder jedenfalls mit der Absicht geschrieben wurden, alles der Zensurbehörde verdächtig Erscheinende zu vermeiden. Nicht um eine ausführliche Untersuchung seiner späteren Schriften soll es sich uns nunmehr noch handeln, sondern nur noch um einen Versuch, auf die Schlaglichter zu achten, die daraus auf seine Ansichten über die Auffassung von Liebe und Ehe fallen.

1.) **Pierson a. a. O. S. 206** 2.) **Gutzkow Lebenserinnerungen III, S. 82.**

Mit Anlehnung an den Namen des [illegible] „Modernen Lebenswirren" gab Mundt seit Dezember 1834 die Monatsschrift „Literarischer Zodiakus, Schriften in bunter Reihe zur Anregung und Unterhaltung" heraus, für die er einen ganzen Stab von hervorragenden Mitarbeitern zu gewinnen wußte. Seinen Aufsatz über die „Bewegungsparteien in der Literatur", der die Zeitschrift eröffnete, können wir übergehen. Typisch jungdeutsch wird der Glaube an eine neue Periode verkündigt, es gilt das Christentum wieder in Harmonie zu setzen mit der Welt des Fleisches, das Begriffliche und Bildliche zu vereinigen. Wir kennen diese Bemühungen von seiner Madonna her, nur legt er Wert darauf, wie das auch seine Kritik über den zweiten Band von Heines Salon beweist, das große Wort, „welches zu lösen und zu verarbeiten die heutige Menschheit vor allem berufen" sei, das Schlagwort von der Rehabilitation der Materie mit der wahren Idee des Christentums zu verbinden und an einer Versöhnung der eingerissenen Kluft zwischen Welt und Geist im Sinne der „positiven Offenbarung des Christentums" zu arbeiten, nicht aber eine neue Religion zu stiften, wie das nach ihm Heine und die St. Simonisten erstreben. 1.)

Wichtiger schon für unsere Frage ist die Vorrede, die er zur Herausgabe der Briefe der Herzogin Amalie von Weimar in der Julinummer seiner Zeitschrift verfaßte. Für das weibliche Geschlecht, so schreibt Mundt, sei endlich der Tag gekommen, wo allgemein bewunderte Beispiele von ihnen Zeugnis ablegen, daß die Natur weiblicher Begabung doch höher hinausreiche, als bloß „die häusliche und physische Seite des Lebens auf anmutiger Vegetationsstufe darzustellen". Die Geschichte der Frau müsse jetzt eine andere Wendung nehmen. Es gilt die Ehe, die meistenteils „eine Assoziation zur beiderseitigen Vernichtung der Individualität" geworden sei, zur „Blütenstätte der in der Gegenseitigkeit gedeihenden Persönlichkeit" zu erheben. Durch die Art und Kunst ihrer Bildung und Wirksamkeit und die Kraft eigenen Hervorbringens, wenn sie die Gabe besitzen, sollen die Frauen ihre Individualitäten geltend zu machen anfangen. Er verweist auf Rahel, Bettina, die durch den Reichtum ihrer großartigen Bildung beweisen, „daß die Organe ihres Geschlechtes nicht bloß für die Fortpflanzung berechnet" sind. Soll das Zaubermärchen von Bettinas wundersamer Liebesneigung, „diese phantastische Predigt von süßer Einheit der sinnlichen und geistigen Natur unwirksam bleiben für die Befreiung von Prüderie und von den Gefahren der häuslichen Prosa?" Der geistige Reiz an den Frauen sei ebenso groß als ihr männlicher und sinnlicher. „Ihr Prüden und

1.) Theodor Mundt, Literarischer Zodiakus. April 1835.

gemäß zu handeln glaubt, wenn ihr euch eure Eheweiber bloß für das Bett nehmt und für die Kirche, um in beiden nur etwas Legitimes zu haben, und die ihr jede höchste Einigung des sinnlichen und geistigen Elements als eine Frivolität verdammt und verketzert, wie gemein und unsittlich ist eure Gesinnung! Die geistige Bedeutung einer ganzen Hälfte des Menschengeschlechts verkennt ihr, ihr seid die Frivolen!"

Zweifellos liegt in diesen Worten ein berechtigter Vorwurf, der sich auf der Ueberzeugung von der notwendigen, gegenseitigen Ergänzung beider Geschlechter gründet und ein Teilhaben der Frau am ganzen Leben des Mannes, ein Zusammengehen der Gatten auch im Geistigen verlangt. Die Forderung der Natur zur Ehe, der Zweck der Fortpflanzung allein darf nicht zur Eheschließung führen. Bei den wenigen Aeußerungen, die wir bei Mundt über die Ehe finden, scheint mir diese Stelle bedeutsam. Doch bleibt es auch hier nur bei der Anregung von der „süßen Einheit der sinnlichen und geistigen Natur" in der Liebe; diesen Grundgedanken weiter auszuführen, so wie ihn Schlegel und Schleiermacher in den Mittelpunkt des Liebeserlebnisses erhoben haben, sich überhaupt psychologisch zu vertiefen in das Wesen der Liebe, das unternahm Mundt ebensowenig wie die übrigen Jungdeutschen.

Aeußerst charakteristisch für Mundt's Liebesauffassung, ja sogar für die Persönlichkeit des Dichters wie für das Verständnis der ganzen Zeitperiode erscheint mir, was Mundt in dem schon erwähnten Aufsatz über Georges Sand in dem Buche „Charaktere und Situationen" niederschreibt. Die Liebe sei zwar das größte und einzige Glück der Menschheit, aber deshalb auch ihr Unglück, das die Existenz „in ihrer eigentlichsten Mitte ergreift und nach Willkür zertrümmert". Dem Bedürfnis zu lieben gehe beständig der Mangel einer wahrhaften Erfüllung desselben zur Seite und beide zehren wechselweise die besten Kräfte des Daseins hin. „Die menschliche Natur ist zu sehr auf Liebe gegründet und behauptet darin ihre Gottähnlichkeit, als daß es möglich wäre, sich die Liebe und das Bedürfnis derselben abzugewöhnen, selbst wenn es für manche Existenzen wünschenswert sein sollte. *Aber man muß bekennen, daß man glücklicher sein würde, wenn man sich des Wunsches nach Liebe erwehren könnte, um lieber die Kraft des Geistes und des Herzens auf eine ruhige, sehnsuchtslose Bewältigung des Daseins zu richten.*" 1.)

Schärfer kann meines Erachtens die Zwiespältigkeit, der schon so häufig erwähnte jungdeutsche Zug zur Doppelnatur nicht betont werden,

1.) A. a. O. II S. 212 ff.

Buch mit einem Wust von spitzfindigen Grübeleien über die Einheit von Leib und Geist zusammen geschrieben hat und letzten Endes es doch vorziehen würde, die Liebe aus seinem Leben zu verbannen. Dabei haben wir festgestellt, daß Mundt durchaus nicht in der einseitigen Weise wie seine beiden Vorgänger das Schwergewicht mehr auf die Seite des Leibes verlegt, sondern ebenso die Bedeutung der seelischen Grundkraft der Liebe im Menschen betont. Aber eben weil er an der Erfüllung der Liebessehnsucht, an der Möglichkeit der Synthese von Einheit des Geistes und Leibes verzweifelt, wird ihm die Liebe direkt zum Hindernis für eine „ruhige, sehnsuchtslose Bewältigung des Daseins". Gerade die „Liebefähigsten", bei denen ein Ueberfluß an Liebe vorhanden sei, müssen nach Mundt „vertrocknen" und an Mangel an Befriedigung zugrunde gehen, „weil sie zu spät einsehen, daß es in der Welt noch andere der Sehnsucht werte Dinge geben müsse, als die Liebe". 1.) Bezeichnend ist übrigens, daß Mundt gerade dieses Bekenntnis aus dem Abschnitt, den er sonst wortwörtlich, von kleinen Abschwächungen abgesehen, in seine Literaturgeschichte übernommen hat, absichtlich unterdrückt. 2.)

Die ironische Empfindsamkeit der Individualität gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung, die Mundt an Georges Sand bewundert ist in ihm ebenso stark ausgebildet wie bei allen anderen Jungdeutschen. Auch darin geht er mit diesen denselben Weg, daß seine Spekulation über Auffassung von Liebe und Ehe sich in den Formen des bürgerlichen Lebens, den Grenzen der sozialen Wirklichkeit bewegt im Gegensatz zu der romantischen Auffassung, die nach ihm, wie wir bei der Erörterung von Gutzkow's Vorrede gesehen, zu sehr in der Luft schwebt. —

Recht deutlich wird dies reelle Bestreben auch in dem Aufsatz der Januarnummer 1836 derselben Zeitschrift: „Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland". Der Aufsatz steht freilich schon unter dem Zeichen seiner literarischen Proscribierung, ja er verweist sogar auf diesen Einleitungsaufsatz seines neuen Jahrganges, in einer, freilich erfolglos gebliebenen Eingabe an das Mini-

---

1.) Vgl. Ebda. 2.) Lit. Gesch. vgl. S. 277. Anm. Vgl. „Die Sehnsucht nach der Liebe ist unter den Menschen ebenso groß, als daß sie das allein Wahre und Schöne an derselben ist, aber zur Liebe selbst und zu einer dauernden Gegenliebe kommt es unter ihnen nicht. Alle Verhältnisse sind nur Versuche, sich zu lieben usw." Char. u. Sit. S. 212 ff. In der Lit. Gesch. heißt es: „aber zur Liebe selbst und zu einer dauernden Gegenliebe derselben kommt es unter ihnen so selten. Die meisten Verhältnisse sind nur Versuche sich zu lieben usw.

Zodiakus dat. 2.)

Nachdem Tieck in seiner neuesten Novelle „Eigensinn und Laune" der jungdeutschen Schule unsittliche Tendenzen vorgeworfen hatte, wandte Mundt den Spieß um und erhob denselben Vorwurf gegen die wollüstige Lyrik von Tieck's Mondnächten, die „geheim und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertriebe seiner Märchen", die „handgreifenden Bade- und Schaukelszenen seiner Sternbald's Wanderungen". Ein „edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen", habe er nie vermocht. Er repräsentiert für Mundt die „moralische Verreckung" der romantischen Schule, denn nur Freudenmädchen, und die „verschiedensten Fleischsorten" derselben seien ihm gelungen. 2.) Er wirft ihm geradezu vor, daß viele deutsche Jünglinge sich zuerst an William Lovell die Phantasie verdorben und schmutzig gemacht haben. Und doch sei gerade die heutige Zeit von großen und echten Tendenzen nach einem schöneren sittlichen Leben bestimmt.

Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen einnähmen, wo sie nur „als Mittel und mechanische Vorrichtung für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung" angesehen werden, sei niemals so lebhaft empfunden und verneint worden, als in dem Augenblicke, wo die menschliche Sittengeschichte ihr Blütenalter anstrebe durch „der Frauen geistige Freisprechung".

Unsittlich nennt er die Ehen der meisten Menschen, auch wenn sie vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben. Man brauche den sogenannten Moralpredigern nur in ihr Familienzimmer zu folgen, ein armes, verkümmertes, scheues Weib fände man, „verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen". „Ihr trefft bei ihr selbst auf die aufgedrungene, unsittliche Ueberzeugung, daß sie mit der Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und an dieser Ueberzeugung schweigt und schweigt sie."

Mit scharfen Worten gegen die alltäglichen Ehen, die er im Leben beobachtet, fährt er fort: „Und wenn du ihr vor Rührung die beringte Hand küßest, wirft sie erschrockene Blicke zurück auf den, dem sie ein Besitztum, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffelangelegenheit nach Abspannung von Büchern und Geschäften geworden; der ihr eigenes, inneres Leben ignoriert und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen

1.) Vgt. Draeger, S. 84 ff. 2.) Vgl. auch den erwähnten Aufsatz in der Julinummer.

sie abends in seine Kammer nimmt, wo ohne den Genius der Liebe und Andacht der Liebe heiligstes Werk zur tierischen Funktion wird". Unsittlich nennt er ein solches Eheleben, und wenn auch der Ehegatte sich Gott weiß welche belobungswerte Verdienste um die Ethik erworben. Als Streiter für ein Ideal tritt Mundt hier auf, das er im Leben so wenig verwirklicht sieht. In der Tat beweist Mundt in diesem Aufsatz eine hohe Auffassung von der Ehe, indem er für die geistige Selbständigkeit der Frau, für die Anerkennung ihrer inneren Bedeutung und eigentümlichen Wesensart eintritt gegenüber den unsittlichen, egoistischen Angewohnheiten der Ehemänner. Man mag immerhin den Jungdeutschen in ihren Anfängen Lockerung der sittlichen Bande vorwerfen, aber schon Gutzkow hatte nach seiner ersten revolutionären Periode bewiesen, daß es ihm ernst war mit dem Bestreben, die Eheauffassung der Durchschnittsmenschen auf eine höhere Stufe zu erheben, neben allem Geschlechtsbewußtsein auch das individuell geistige Moment zu betonen. Unverkennbar wirken hier die Romantiker nach, die das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts überall begegnende Wort von der „echten" und „wahren" Ehe ausgesprochen hatten. Bezeichnend jedoch für die Jungdeutschen ist die Tatsache, daß ihre Bemühungen in dieser edlen Absicht und Reinheit mit Bestimmtheit einsetzen, erst nachdem ihre radikale Methode Schiffbruch erlitten hat. Denn obwohl Mundt noch einige Monate vorher an ein engeres Bündnis mit Gutzkow gedacht hatte, so zeigte er doch dieselbe kleinmütige Geste wie Laube, indem er in demselben Artikel und auch später in vielen Briefen an die vorgesetzte Behörde die „gemachten Kategorien eines sogenannten jungen Deutschlands" ablehnte und „öffentlich desavouierte". 1.)

Unglaublich schwierig blieben die Zensurverhältnisse, unter denen Mundt seit seiner Achtserklärung arbeitete, konnte doch z. B. der seit dem 6. Juni 1836 mit der Sonderzensur der Schriften des jungen Deutschlands eigens beauftragte Hofrat John nicht einmal die rein wissenschaftliche Arbeit Mundt's „Die Kunst der deutschen Prosa" Berlin 1837 unbeanstandet lassen. 2.) Natürlich ist bei Mundt mit dem Bundestagsbeschluß die jungdeutsche Periode nicht abgeschlossen, aber eine ein-

1.) Anm. In einem Briefe, den Mundt gegen Ende August oder Anfang September an seinen Freund Kühne geschrieben, und der, da er von dem Innenminister Tzschoppe zweifellos geöffnet worden, das verhängnisvollste Beweisstück für eine geplante, engere Verbindung der jungen Schriftsteller werden sollte, heißt es: „Ich habe neulich wieder sehr dringende Mitteilungen vom jungen Deutschland gehabt und will mit diesen Männern, die sehr lebhaft einen festen Bund wünschen, wenigstens einen Kongreß verabreden, auf dem man sich persönlich und mündlich zu vereinigen und zu vermitteln versuchen sollte". Vgl. Houben Gutzkow Funde, S. 47 ff. 2.) Vgl. Draeger S. 99.

der Gesellschaft hat er aufgegeben. Dort, wo er es noch berührt, geschieht es entweder in Aufsätzen, die er schon früher veröffentlicht hatte, so in den Kritiken des Buches „Charaktere und Situationen" über Rahel, Georges Sand u. a., oder aber in Aufsätzen, die als Verteidigungs- und Versöhnungsschriften gedacht sind, so z. B. in einem Aufsatz der von ihm seit 1838 geleiteten Zeitschrift „Der Freihafen" über „Börne, Heine und das Junge Deutschland". 3.)

Für Mundt's literarische Tätigkeit bis zur Aufhebung der Ausnahmebestimmungen durch den König Friedrich Wilhelm IV. am 28. Februar 1842 verweise ich auf die schon einmal genannte Einzelstudie über Mundt von Draeger. 1842 wurde Mundt endlich Privatdozent an der Fakultät der Berliner Universität, 1848 als Professor für allgemeine Literatur und Geschichte nach Breslau versetzt. 1850 wieder nach Berlin zurück gerufen bekleidete er später das Amt eines Bibliothekars an der Universitätsbibliothek. Er starb am 30. November 1861 in Berlin.

Das Ergebnis unserer Untersuchung über Mundt's Auffassung von Liebe und Ehe zusammenfassend können wir zunächst feststellen, daß er nicht im entferntesten soweit gegangen war, wie Gutzkow und Laube, und daß er im Grunde eigentlich nichts zu widerrufen hatte. Das Hauptthema der Jungdeutschen von der Rehabilitation des Fleisches wird von ihm unter literarischen Einwirkungen verschiedenster Art mit solchem Beiwerk von philosophischer Reflexion in der „Madonna" behandelt, daß es harmlos, unklar und verschwommen wirkte, und ohne jedes Resultat blieb. Seine eigentliche Auffassung von Liebe und Ehe wird dadurch nicht deutlich;. diese lernen wir mehr kennen aus seinem Verhältnis zu den Zeitgenossen, aus Kritiken und Aufsätzen, in denen schlaglichtartig seine Meinung wiedergegeben wird. Eine tiefere Empfindungsfähigkeit, das Bedürfnis, sich anderen mitzuteilen, offenbart sich zunächst in der Freundschaft, die Mundt höher schätzte als die Liebe. Die zärtlich schwärmerischen Briefe an seinen Freund Kühne zeugen von einem leidenschaftlichen Freundschaftsenthusiasmus, der seinen bezeichnendsten Ausdruck findet in der Behauptung, daß die männliche Freundschaft die Geschlechtsliebe bei weitem übertrifft. Seine Beziehungen zu Charlotte Stieglitz, einer Frau, die, fast möchte man sagen, sich nicht mehr in ihr Zeitalter hineinfügen kann, zeigen ihn in quälendster Selbstbeobachtung, die jedes Seelenleben zergliedert und durch Erkennen geradezu zur Empfindung gelangen will. Dazu tritt ein dauerndes Bestreben, sein Gefühlsleben in Einklang zu bringen mit den Forderungen der Zeit, doch ja nicht rückständig zu sein, und alles, was die Umwelt bewegt, auch mitzufühlen und zu erleben. Von politischer Emanzipation der

1.) Freihafen Jahrgg. 1840 4. Heft.

Frauen ist noch nicht die Rede, aber das Interesse an den großen Fragen der Gegenwart soll in ihnen wachgerufen werden. Mundt eifert gegen die Einschränkung der Frauen auf die häusliche Sphäre, sie sollen keine „Pantoffel- und Schlafrocksangelegenheit" der Männer mehr bleiben, als welche sie ihm in der Ehe der Durchschnittsmenschen erscheinen. Spottet er hier über die Liebe, die auch Gutzkow als die „krüppelhafte" bezeichnet hatte, so empfindet er doch wieder die bittere Gewißheit von der Unmöglichkeit der Erfüllung der Liebessehnsucht. Diese Gewißheit drängt ihm den Wunsch auf, sich eher der Liebe zu erwehren, um „die Kraft des Geistes und Herzens auf eine sehnsuchtslose Bewältigung des Daseins zu richten".

Literatur-Verzeichnis.

Ludwig Börne, Ges. Schriften von L. Börne in 12 Bänden, Wien 1868.
Ges. Werke hgg. von L. Geiger, Berlin, Leipzig 1912.

Heinrich Heine, Sämtl. Werke, 7. Bände, hgg. von Elster, Leipzig Bibliographisches Institut.

Karl Gutzkow, Ges. Werke, Frankfurt a. M. 1845.
Ausgew. Werke in 12 Bänden hgg. v. Houben, Leipzig (Hesse) 1908.
Karl Gutzkow's Lebenserinnerungen, drei Teile in einem Band, hgg. von Houben, Leipzig (Hesse) o. J. Werke hgg. von Reinh. Gensel, Berlin, 1910. Werke hgg. von Peter Müller, Leipzig 1915. Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift, hgg. von Karl Gutzkow, Berlin, 1831. Schleiermacher's Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von K. Gutzkow, Hamburg, 1835. Verteidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum, Mannheim, 1835.
Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Engl. des E. L. Bulwer, Stuttgart, 1837.

Heinrich Laube, Ges. Werke in 50 Bänden, hgg. von H. H. Houben, Leipzig, (Hesse) 1908/09.
Ausgw. Werke in 10 Bänden, hgg. von H. H. Houben, Leipzig, 1906.
Das Neue Jahrhundert, Fürth, 1833.
Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, (Voß) Jgg. 1832/34.
Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart, 1836—1840. 4 Bände.
Georges Sands Frauenbilder, Brüssel, 1845.

Theodor Mundt. Das Duett, Bèrlin, 1831.
Madelon oder die Romantiker in Paris, Leipzig 1832. Der Basilisk, oder die Gesichterstudien, Leipzig, 1833. Kritische Wälder. Blätter zur Beurteilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit, Leipzig 1833.
Moderne Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers. Leipzig 1834.
Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal, Berlin, 1835.
Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen, Lpzg. 1835.
Literarischer Zodiakus. Journal für Zeit, Leben, Wissen-

schaft und Kunst, Leipzig, Jhrgg. 1835.
Charaktere und Situationen, Wismar und Leipzig, 1836.
Der Freihafen, Altona, Jahrgge. 1838—1840.
Geschichte der Literatur der Gegenwart, Berlin, 1840.
Ludolf Wienbarg, Aesthetische Feldzüge, Hamburg 1834.
Zur neuesten Literatur, erschienen Hamburg 1838, mit einer Vorrede von Juni 1835.
Gustav Kühne, Weibliche und männliche Charaktere, Leipzig 1838.
Andler, Ch., Briefe Gutzkow's und seiner Braut, Euphorion, 1897, 3. Ergänzungsheft, S. 186.
Badt, Berta, Rahel und ihre Zeit, München 1912, Pandora 8.
Bergmann, E., Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen, Diss., Leipzig 1906.
Betz, Louis, P. Heine in Frankreich, Diss., Zürich 1894.
Biedermann, Die junge Literatur und ihr Prinzip in der Reform des Geschlechtsverhältnisses. Hallische Jahrbücher 1838, Nr. 176—182.
Bloesch, Hans, Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich, Bern, 1903.
Brandes, G., Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, 6. Bd., Leipzig 1891.
Brech, John, Heinrich Heine und die jungdeutsche Reiseliteratur, Diss., München, 1922 Ms. (im Auszug benutzt.)
Caselmann, Aug., Karl Gutzkow's Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Diss., Augsburg 1900.
Christern, W., Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel, Herausgegeben und fortgesetzt von W. Christern, Hamburg, 1842.
Draeger Otto, Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland, Diss., in Nr. 10 von Elster's Beiträgen zur deutschen Literaturwissenschaft, Marburg, 1909.
Dresch J., Gutzkow et la Jeune Allemagne, Paris 1904.
Gutzkow's und Wienbarg's Deutsche Revue, Berlin, 1904.
Deutsche Literaturdenkmäler d. 18. und 19. Jhdts. 132.
Elster Ernst, H. Heine und H. Laube. Mit 46 bisher ungedruckten Briefen Laube's an Heine, Deutsche Rundschau, Jahrgg. 1907 bis 1908, Bd. 1—3.
Faguet, Emile, Dix Neuvième Siècle Etudes litéraires, Paris 1887.
Franz Eugen, Die großen sozialpolitischen Romane Karl Gutzkow's in ihrem Verhältnis zu den sozialen Greuelromanen Eugene Sues, Diss., München, 1920. Ms.
Franzos, K. E. Börne und die Frauen, Deutsche Dichtung 9, 1890, S. 49—55.
Friedrich: H., Die religionsphilos. sozial. und polit. Elemente in den

Prosadichtungen des Jungen Deutschlands, Diss., Lpzg. 1907.
Geiger, Ludwig, Das junge Deutschland und die preußische Zensur, Berlin, 1900.
Das Junge Deutschland, Studien und Mitteilungen, Berlin, 1907.
Gerathewohl, Fritz, St. Simonistische Ideen in der deutschen Literatur, München, 1920.
Gottschall, Rud., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, Breslau 1901, Bd. 2.
Gschwind, Herm., Die ethischen Neuerungen der Frühromantik, Bern, 1903.
Gundolf, Friedr., Schleiermachers Romantik, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1924, Heft 3.
Günther, H., Romantische Kritik und Satire bei Ludwig Tieck, Diss., Leipzig 1907.
Harsing, Erich, Wolfgang Menzel und das junge Deutschland, Diss., Düsseldorf 1909.
Hinnah, Fritz, Ernst Willkomm, Ein Beitrag zur Geschichte des jungen Deutschlands. Diss., Bocholt, 1915.
Hirth, Friedr., Heinrich Heines Briefwechsel, 2. Bände, München, Berlin, 1913-1917.
Houben, H. H. Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911.
Gutzkow Funde, Berlin 1901.
Zeitschriften des jungen Deutschlands. Bibliographisches Repertorium; Berlin 1906.
Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart, Berlin 1924.
Karl Gutzkow's Frauen in Leben und Dichtung. Velhagen hagen und Klasing's Monatshefte 1910-1911, 2. S., S.609.
Studien über die Dramen Karl Gutzkow's, Diss., Jena 1899.
Jung, Gustav, Die Darstellung des Weibes in Heinrich Heine's Werken, Leipzig 1920.
Kanehl, Oskar, Der junge Goethe im Urteil des jungen Deutschlands. Diss., Greifswald 1913.
Kiel, Hanna, Ludwig Tieck und das junge Deutschland, Diss., München 1922. Ms. (im Auszug benutzt.)
Kluckhohn, Paul, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik, Halle 1922.
Die deutsche Romantik, Bielefeld, Leipzig 1924.
Knoodt, Peter, Anton Günther, Eine Biographie, 2 Bde., Wien 1881.
Kohut, Ad., Theodor Mundt und die Frauen, Ueber den Wassern, Jahrg. 1908, 1. S. 530—537.

Lange, Walter, Heinrich Laube's Aufstieg, Leipzig 1923.
Legras, Jules, Henri Heine, Poète, Paris 1897.
Lichtenberger, H., Henri Heine Penseur, Paris 1905.
Zur Linde, Otto, Heinrich Heine und die deutsche Romantik, Diss., Freiburg, 1899.
Lublinski, S., Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Berlin 1900.
Maenner L., Gutzkow und der demokratische Gedanke, Diss., Berlin, München, 1921.
Marggraff, Herm., Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche, Leipzig, 1839.
Möckel, Karl, Der Gedanke der Menschheitsentwicklung im jungen Deutschland, Diss., Leipzig 1916.
Muckle, F., Henri de St. Simon, Jena 1908.
Nolle, K., Heinrich Laube als sozialer und politischer Schriftsteller, Diss., Münster 1915.
Paul Alwin, Georges Sand und ihre Auffassung von der Liebe und Ehe, Diss., Leipzig, 1903.
Petitpierre, F., Heinse in den Jugendschriften des jungen Deutschlands, Diss., Bern, 1916.
Pierson, E., Gustav Kühne, Sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen, Dresden und Leipzig, 1889.
Prinz, Walter, Theodor Mundt als Literarhistoriker, Diss., Halle 1912.
Proelß, Joh., Das junge Deutschland. Stuttgart, 1892.
Prutz, Rob., Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart,, Leipzig, 1847.
Przygodda, Paul, Heinrich Laube's literarische Frühzeit. Berliner Beiträge z. germ. und rom. Philologie. Germ. Abtlg. Nr. 29, Berlin, 1910.
Rehm, Walter, Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung vom Rationalismus bis zum Realismus, München, 1924.
Rieffert, B., Karl Gutzkow's Stellung zur Romantik, Diss., Leipzig 1908.
Schier, A., Die Liebe in der Frühromantik, Diss., Marburg, 1912. Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Nr. 20.
Schinnerer, P., Woman in the life and work of Gutzkow, New York, Columbia University Press 1924.
Schlegel, Friedr., Lucinde, Roman von Friedr. Schlegel, München, 1918.
Schweitzer, Viktor, Ludolf Wienbarg, Beiträge zu einer jungdeutschen Aesthetik, Leipzig, 1898.
Segebarth, Ruth, Fanny Lewald und ihre Auffassung von der Liebe und Ehe, Diss., München, 1922. Ms.

Silvester, E., Das Buch über die Ehe von Theodor Gottlieb von Hippel, Leipzig, 1911.
Strodtmann, Ad., Heinrich Heine's Leben und Werke, Berlin, 1873/74, 2 Bände.
Subotic, Dragutin, Rahel Levin und das junge Deutschland, Diss., München, 1914.
Taillandier, M , Saint René, Histoire de la Ieune Allemagne Paris 1848.
von Treitschke, Heinrich, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Leipzig 1889.
Varnhagen von Ense, Rahel ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, 3 Bde., Berlin, 1834.
Veit, Moritz, Saint Simon und der Saint Simonismus, Leipzig 1834.
van Vleuten, Die Leidensjahre Karl Gutzkow's, Literarisches Echo, 8. Jahrgg., Heft 20/21.
Volkelt, Joh., Die Liebe in Heines Gedichten, Im Neuen Reich, 1873, 3. Jahrgg. 2. Bd. S. 433 ff.
Wehl Feodor, Das junge Deutschland, Hamburg, 1886.
Weill, Georges, Saint Simon eton oeuvre Paris 1894.
Weiß, R., Religiöse und ethische Probleme in Gutzkow's Uriel Acosta, Freiburg, 1912.
Wolff, Eugen, Wally die Zweiflerin, Roman von Karl Gutzkow. Nebst einer Folge von Zeitschriften, Jena, 1905.
Wolff, Max, J., Heine, München, 1922.
Ziegler, Theobald, Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. und 20. Jahrhunderts., Berlin, 1916.

Anm. Auf manches in vieler Beziehung aufschlußreiche Werk mußte Verzicht geleistet werden, weil es trotz wiederholter Versuche durch die Bibliotheken nicht zu erlangen war.

Inhalts-Verzeichnis.

Zweiter Teil.

Die Auffassung von Liebe und Ehe bei den Jungdeutschen

Vita.

Eduard Royen, geboren zu Cleve, Rhld., am 4. November 1896 als Sohn des Kaufmanns Peter Royen, kath. Konfession, besuchte das humanistische Gymnasium zu Cleve. Von September 1915 bis Juni 1916 war er im Heeresdienst an der Westfront und geriet am 5. Juni 1916 vor Verdun in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst Ende Januar 1920 befreit wurde.

Von Ostern 1920 an widmete er sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Philologie, von Ostern 1922 an ausschließlich dem Studium der Philosophie und der neueren Sprachen an den Universitäten Münster und München.

Seinen verehrten Lehrern, insbesondere Herrn Prof. Dr. Jul. Schwering, der die vorliegende Arbeit in liebenswürdiger Weise übernommen hat, nachdem Herr Prof. Dr. P. Kluckhohn an die Technische Hochschule nach Danzig berufen wurde, sagt er hiermit seinen aufrichtigsten Dank.

Buchdruckerei
W. Sauerland, Unna i. W.